



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

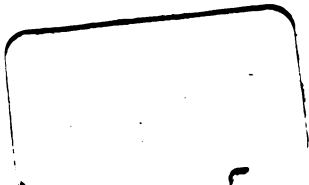
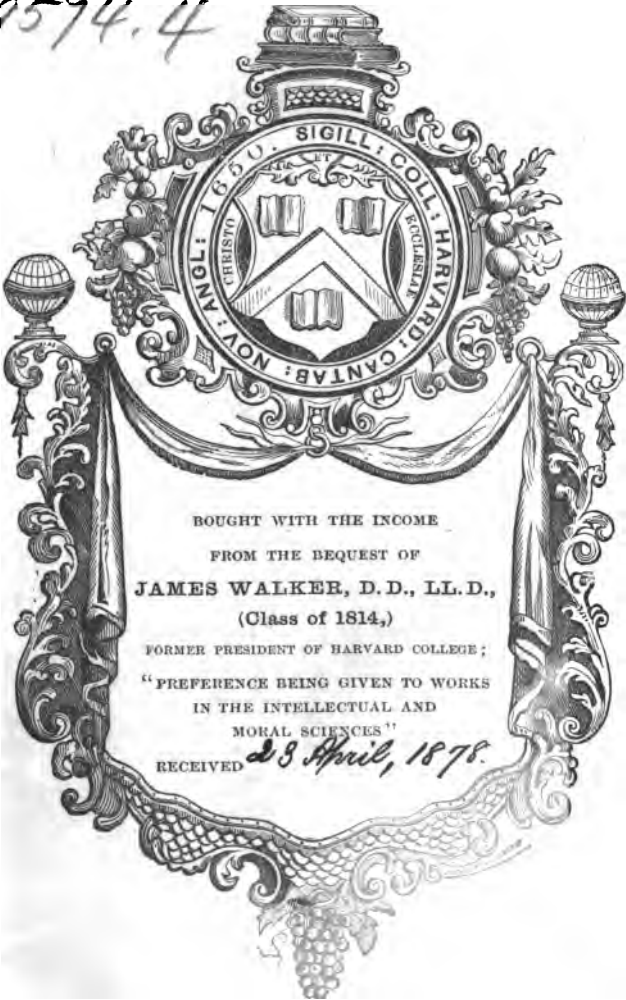
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

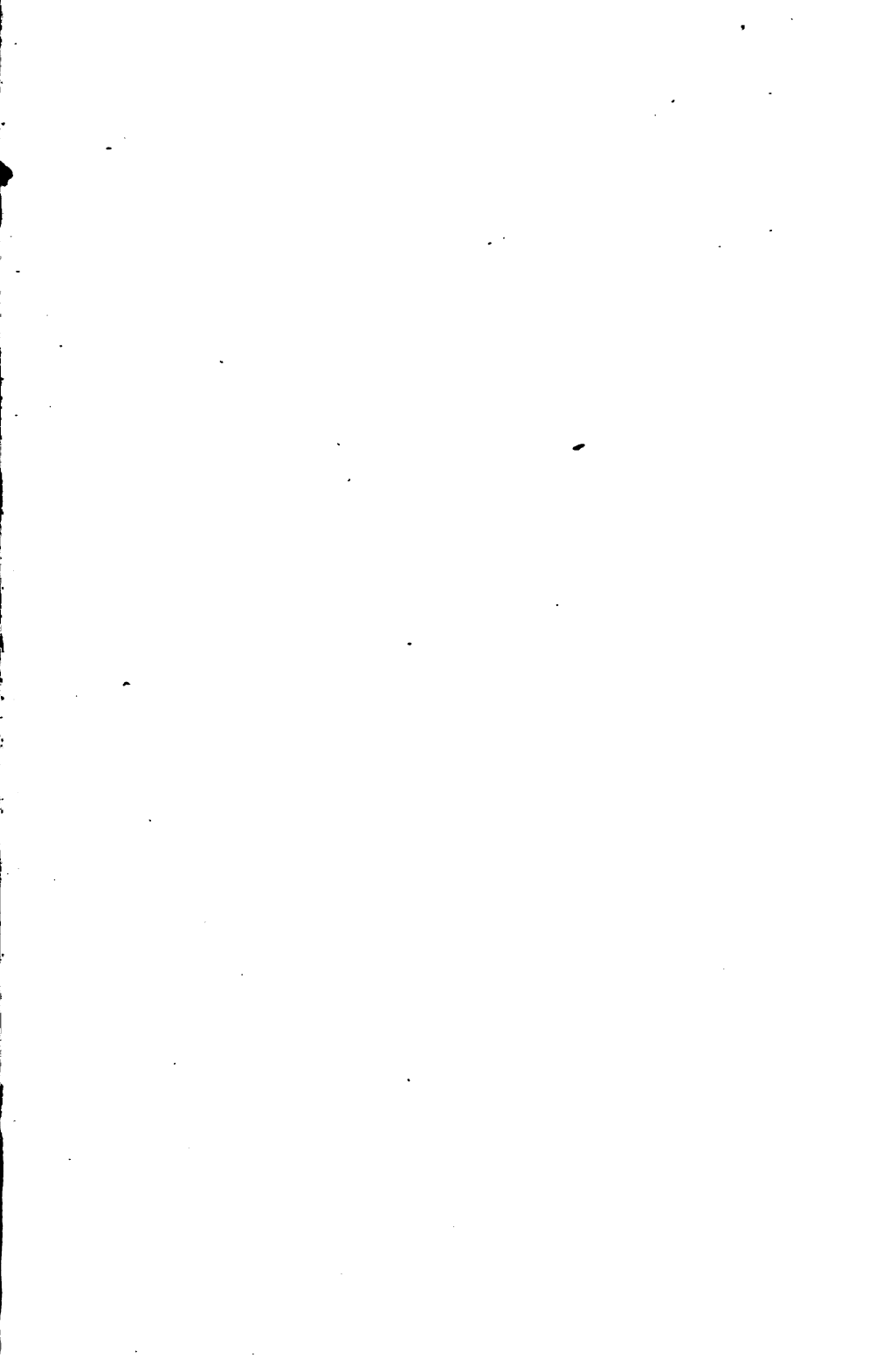
Über Google Buchsuche

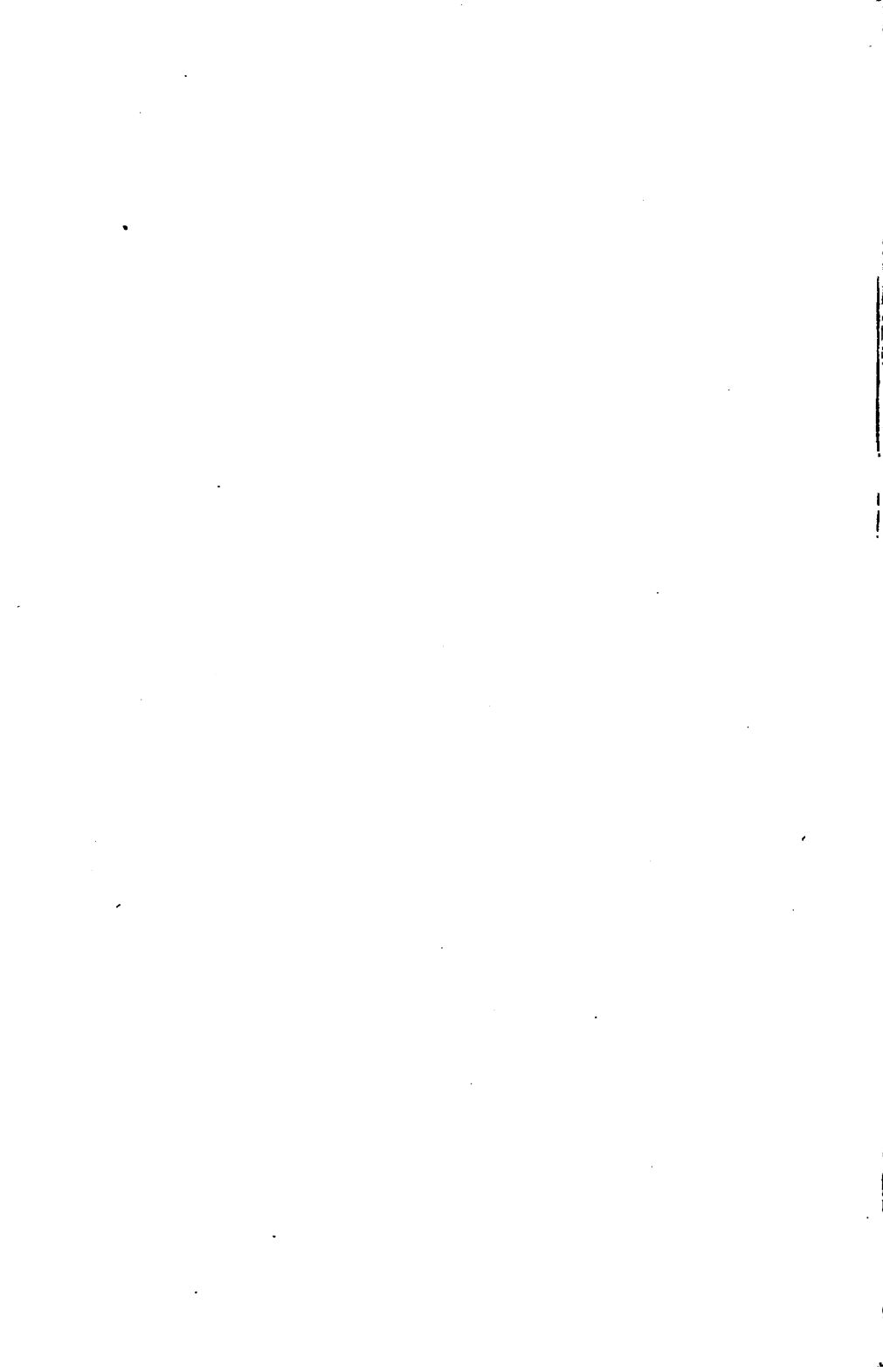
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



49574.4







David Friedrich Strauß.



David Friedrich Strauß

und die

Theologie seiner Zeit

von

Adolph
Dr. A. Hausrath.

Erster Theil.

Heidelberg.

Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.

1876.

49574.4

1878, April 23.
Walker fund.
Vol. 1., II.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	VII
Erstes Buch. Vorgeschichte.	
1. Erste Eindrücke	3
2. Die Schulzeit	9
3. Der Stifter	17
4. Der Vicar	53
5. Doctor und Repetent	64
Zweites Buch. Das Leben Jesu.	
1. Stand der theologischen Wissenschaft beim Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß	79
2. Die Evangelienfrage um 1835	91
3. Das Leben Jesu nach den Supranaturalisten und speculativen Theologen	103
4. Das Leben Jesu nach den Rationalisten	115
5. Das Leben Jesu von Strauß	138
6. Unhaltbarkeit des Strauß'schen Standpunkts	158
Drittes Buch. Der Leben-Jesu-Streit.	
1. Abgesetzt und versetzt	174
2. Der literarische Aufstand	184
3. Die Supranaturalisten	203
4. Der süddeutsche Pietismus	217
5. Pietismus und Orthodoxie in Norddeutschland	263
6. Die wissenschaftliche Debatte	305
7. Die dritte Auflage	317

VI

	Seite
Viertes Buch. Die Berufung nach Zürich.	
1. Friedliche Blätter	331
2. Vorverhandlungen	341
3. Die Berufung	352
4. Die Pensionirung	366
5. Die Revolution	395
6. Rückwirkungen auf Strauß	415

Beilagen.

I. Predigt zur dritten Jubelfeier der Augsburgerischen Confession von dem theol. cand. Strauß	3
II. Curriculum vitae	9
III. Vertheidigungsschrift des Repetenten Dr. Strauß in Sachen seines Buches „das Leben Jesu“ eingereicht beim Württembergischen Studientrathe	10
IV. Briefe von Strauß an Hitzig	15
V. Gutachten der theologischen Facultät zu Zürich in Sachen der Berufung des Dr. Strauß, nebst dem Separatvotum des Dr. Hitzig	23
VI. Das Annahmeschreiben von Strauß	27
VII. Hinter den Coulissen	28
VIII. Erklärung von Strauß in Betreff seiner Pensionirung	31
IX. Aus der Schrift: Mein Antheil an den Ereignissen des 6. September von Pfarrer Hirzel	34
X. Aus der Schrift: Die Straußiade	43
XI. Hitzig's Urtheil über die Revolution	67

V o r r e d e .

Eine Biographie von Strauß wird Manchem noch verfrüht erscheinen. In der That ist es nicht leicht, jetzt schon in allen Punkten die Wahrheit über dieses Leben zu erhalten und zu geben. Des merkwürdigen Mannes geistiger Entwicklungsgang und seine Beziehungen zur Theologie liegen dagegen offen vor, und so weit es zur Erklärung dieser eines ungedruckten oder wieder in Vergessenheit gerathenen Materials bedurfte, ist es mir nicht schwer geworden, das Nöthige zu beschaffen.

Daß die Beurtheilung in der Gegenwart fortwirkender Ereignisse ihr Mißliches hat, verhehle ich mir nicht, aber die Aufgabe liegt vor, denn das Leben von Strauß ist der Schlüssel zum Geheimniß der gegenwärtigen Theologie. Der Streit über die von ihm angeregten Fragen hat unsere Lage geschaffen und in dem Rahmen dieses Lebens stellt sich, eine Weile wenigstens, die Geschichte der deutschen Theologie selbst dar.

Den geehrten Herren und Collegen, die die Güte hatten, mich bei Abfassung dieses Buches in verschiedener Weise zu fördern, sage ich meinen aufrichtigen Dank, insbesondere dem allverehrten Schulmanne, Herrn Rector Hitzig in Burgdorf, ohne dessen großmüthige Unterstützung es mir nicht möglich gewesen wäre, eine so eingehende Geschichte der Strauß'schen Berufung nach

Zürich zu geben. Die Besitzer Strauß'scher Briefe werden mich verpflichten, falls sie mir zu meiner Orientirung einigen Einblick in dieselben gestatten wollen. In wie weit eine Benützung zulässig erscheint, werden sie natürlich selbst bestimmen.

Ein wirklich erschöpfendes biographisches Werk über David Friedrich Strauß wird erst eine spätere Zeit geben können, dessen wird der Leser eingedenk sein müssen, um die vorliegende Skizze nicht mit falschem Maßstab zu messen.

Schließlich bitte ich den geneigten Leser, bevor er zur Lectüre schreitet, folgende sinnstörende Druckfehler berichtigen zu wollen: Seite 42, Zeile 5 von unten ergänze hinter „Subjects“ „und Objects“. Seite 84, Zeile 5 von oben lies christlichen statt geistlichen. Seite 122, Zeile 5 von oben lies „Kleinigkeits-gram statt -gram. Seite 176, unterste Zeile lies auch statt auf. Seite 191, oberste Zeile lies Bauer statt Baur. Seite 249, Zeile 7 von unten lies daß statt ob. Seite 298, Zeile 12 von oben lies sein statt fein. Kleinere Versehen wird man leicht selbst berichtigen.

Heidelberg, am 24. Februar 1876.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

V o r g e s c h i c h t e.



1. Erste Eindrücke.

Friedrich Theodor Vischer hat in seinem geistvollen Aufsatz: „Strauß und die Württemberger“¹ die ganze Lage seiner Heimath zur Zeit des Auftretens von Strauß, dessen Studiengenosse er war, mit der Frische eines Mitlebenden und dem scharfen Beobachtungsfinn des Kunstgelehrten charakterisirt. Was er in kirchlicher Beziehung uns vorführt, sind nur die allbekannten Züge des süddeutschen Landeskirchenthums aus der Zeit, da die Gewässer des Rationalismus sich zu verlaufen begannen, modificirt durch die Eigenart des mystisch grübelnden schwäbischen Stammes, der von den aufklärenden Tendenzen weniger angegriffen worden war, als die benachbarte rheinische und hessische Bevölkerung. Es ist die Verschiedenheit der Racen, die sich auch darin offenbart. So fröhlich am Rhein der Bevölkerung das Blut durch die Adern rinnt, so langsam geht jenseits des Schwarzwaldes dieser Proceß vor sich. Etwas Nachdenkliches, Strupulöses, Sorgenvolles, ja Tristes will der schwäbische Ethnograph in der Natur seiner Landsleute wahrnehmen. Der ursprüngliche Liefsinn der schwäbischen Race, die harte Arbeit, die ein übervölkertes Land auferlegt und der Rigorismus des strengen Lutherthums haben bei der Ausprägung

¹ Hallische Jahrbücher. 1838. Nr. 57 ff. Abgedruckt in seinen Krit. Gängen. 1844. I, 3.

dieses Zugs mitgewirkt. Die heitern, volkstümlichen Elemente des Katholicismus hatte die dogmatische Doctrin verbannt, die strenge klösterliche Erziehung der Lehrer und Geistlichen hatte man beibehalten. Eine Generation vor Strauß gingen die Schüler der Klosterschulen noch in rauhhärigen Kutten, und in Tübingen saßen noch in den zwanziger Jahren die Seminaristen mit den obligatorischen Ueberschlägchen selbst hinter dem Bierkrug „und besuehteten die heiligen Rappchen mit profanem Naß“¹. So war ein Zug äußerer Geselzlichkeit in dieser Luther'schen Landeskirche zurückgeblieben, dem der Lebensernst der Bevölkerung entgegenkam. Aber auch mit ihrem Hang zum Innerlichen war dieselbe wie vorgebildet, die ganze Eigenart des Protestantismus zum Ausdruck zu bringen: die scrupulöse Gewissenhaftigkeit, die Selbstherrlichkeit jeder Individualität, die Unfähigkeit zum politischen Handeln, aber auch die größere Widerstandskraft gegenüber schwindelhaften Zeitbewegungen. Dennoch konnte auch hier die herrschende theologische Kaste der Versuchung nicht widerstehen, dem conservativen Sinne des Volks zum Troß, die kirchlichen Formen und Einrichtungen im Sinne der neuen Zeit unzugestalten. Zwar ist es nicht sowohl der eigentliche Rationalismus, der mit dem Schwaben Paulus vielmehr ins Ausland wanderte, als ein temperirter Supranaturalismus gewesen, der seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf den Kanzeln und in den Prälaturen um sich griff. Und zwar war es eine besondere Abart des Offenbarungsglaubens, die hier herrschte, der sogenannte verständige Supranaturalismus, wie er sich in der Storr'schen Schule ausgebildet hatte, die die Beweisbarkeit der Kirchenlehre zur Voraussetzung nahm. Das alte Dogma sollte gelten, aber gestützt auf Verstandesgründe, die, wenn sie wirklich das Fundament gewesen wären, die Last längst hätten stürzen lassen. Man wollte dem Bedürfniß der Kantisch gebildeten Zeit, die für ihren Glauben „zureichende Gründe“ verlangte, Concessionen machen, aber man

¹ Vischer, Krit. Gänge I, 68.

reizte so nur den Appetit und, da man ihn nicht befriedigte, erzeugte man ein Gefühl der Debe, das der sprüchwörtlichen „Langweiligkeit des Supranaturalismus“ entsprach. Dennoch war man geneigt, diese modernen Anwandlungen sich als großen theologischen Fortschritt anzurechnen und ging daran, die in kirchlichem Gebrauch stehenden Bücher „dem heutigen verfeinerten Geschmacke näher zu bringen“. So wurden in den neunziger Jahren die edelsten alten Kirchenlieder nach „verfeinertem Geschmack“ umgedichtet, d. h. auf's übelste verballhornisirt und dazu neue aufgenommen, wie das:

„Ich sterb' im Tode nicht!
 Mich überzeugen Gründe,
 Die ich, je mehr ich forsch',
 In meinem Wesen finde.“

ein höchst charakteristischer Ausdruck der supranaturalistischen Theologie, die stolz war, das Uebernatürliche zu glauben, aber auch glücklich, für diesen Glauben „Gründe“ zu haben, Gründe, die freilich zum Theil so wohlfeil waren wie Brombeeren. In gleichem Stil wurden in die Agende Gebete und Formulare eingelegt, deren Mattigkeit und trostloser Irreligiosität gegenüber, man sich, nach dem Zeugniß auch freisinniger Zuhörer, nach der scharlachrothen Sprache des Fanatismus ordentlich sehnen konnte¹. Wir kennen selbst die alte württembergische Agende nicht, doch steht uns die gleichzeitige badische mit ihrer „tiefen Nührung“ vor der Seele, wenn Vischer berichtet: „Den ganzen Inhalt dieser Liturgie kann man auf die Worte reduciren: Lieber Gott, du hast uns durch außerordentliche Veranstaltungen, worunter sogar Wunder vorkommen, belehrt, daß uns jenseits, wenn wir nur recht moralisch sind, die gebratenen Tauben bei übrigens wachsender Vervollkommnung in den Mund fliegen werden: zu dir, zu dir schwingt unser Geist sich empor!“

Diese Debe des öffentlichen Gottesdienstes, verbunden mit der sich steigenden Freigeisterei der Honoratiorenstände ließ in den

¹ Vischer, a. a. O. — ² Vischer, Krit. Gänge I, 58.

Städten das sonst weit berühmte kirchliche Leben Württembergs rasch verfallen. Mit Ausnahme der Schulmänner und Theologen fanden sich wenig Männer mehr in der Kirche ein. „Nur der Beamte, sagt Vischer, zieht am Geburtstag seines Königs die Uniform aus dem Schranke, sitzt pflichtmäßig in seinem Kirchenstuhle und macht ein Gesicht, als wolle er mit Fallstaff sagen: wenn ich nicht vergessen habe, wie das Inwendige einer Kirche aussieht, so bin ich ein Brauerpferd¹. . . „Unsere Prediger sind über diesen Zustand sehr böse und theilen bei Gelegenheit einen tüchtigen Treß aus; predigen sie erst besser, so wird es schon anders werden. Aber die Kanzelberedtsamkeit ist bei uns, wie die Beredtsamkeit überhaupt, wirklich in kläglichem Zustande. Die schwäbische Schüchternheit verklebt dem Candidaten schon beim ersten Auftreten den Mund und nagelt ihm die Arme an die Hüfte oder an's Kanzelbrett, nachher kommt der schwäbische Eigensinn dazu und macht ihm weiß, der Prediger dürfe nur so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und so hie und da mit der Hand hervorwischen, so sei Vortrag und Action in der besten Ordnung: er will nicht begreifen, daß das Predigen eine Kunst ist. Dann die Form der Darstellung! Unter zehn Predigten hört man gewiß immer neun, welche ganz demonstrativ, als solle ein dogmatischer Beweis ausgeführt werden, ihren Stoff abhandeln.“

Während in den Städten diese Sachlage den Rückzug der Gebildeten vom Gottesdienst herbeiführte, hatten dieselben Neuerungen den conservativen Sinn des Landvolks tief verletzt, der Sectirerei und dem Conventikelwesen starken Vorschub gethan und schließlich einen mächtigen Rückschlag des alten Volksglaubens herbeigeführt, der die Kirchenregierung zur Nachgiebigkeit zwang und schließlich sich dieselbe vollkommen dienstbar machte.

Unter solchen für die religiöse Anregung wenig günstigen Verhältnissen war David Friedrich Strauß aufgewachsen. Ein Kind Ludwigsburgs, der königlichen Sommerresidenz², Sohn eines

¹ Vischer, a. a. O. 54 f. — ² Was Ludwigsburg bis zum Tod des Königs Friedrich (1816) blieb.

zum Mysticismus neigenden Vaters und einer eher rationalistisch gerichteten Mutter, die just nicht die beste Kirchgängerin war, aber nach ihrer kritischen Ader zeitweise den guten katholischen Prediger dem schlechten protestantischen vorzog; so waren dem jungen Strauß die beschriebenen Mißstände so nah gerückt als irgend einem schwäbischen Landeskind. Geboren war er den 27. Januar 1808. Das kleine Ludwigsburg hatte damals geistig fruchtbare Jahre. Auch Straußens ältere und gleichaltrige Freunde, Justinus Kerner, Eduard Mörike und Friedrich Vischer gehörten von Geburt dem anmuthigen, von hohen Lindenalleen umgebenen Städtchen an. Der Vater, eine der sinnenden und brütenden Schwabennaturen, wäre als Pfarrer vielleicht ein zufriedener und geachteter Gelehrter gewesen. Zum Geschäftsmann taugte er nicht¹. Baumzucht, Bienenzucht und Lectüre nahmen sein Interesse in Anspruch. Er saß gern über Stillings „Grauem Mann“ und ähnlichen mystischen Schriften, im Geschäft war er wenig glücklich und leicht unwirksam gegen die Kunden. Was seine Zerstretheit begonnen, vollendete sein schwäbischer Eigensinn. Er hatte seine Waaren zu den hohen Preisen aus der Periode der Continentsperre übernommen und weigerte sich, als nach dem Sturze Napoleons die Werthe zurückgingen, als ächter schwäbischer Starrkopf, sein Lager mit Schaden abzugeben. So blieben sie ihm ganz zur Last und bei dem andauernden Rückgang der Preise hätten seine Verluste schließlich zum Neuesten geführt, wenn ihn nicht in der zwölften Stunde seine praktische und energische Frau doch noch zum Verkauf gezwungen hätte. Aufmunternd konnte der Rückgang des Geschäftes, zu dem bald noch dauernde Erkrankung der Frau hinzukam, auf den ohnehin nicht Arbeitslustigen kaum wirken. Er verfiel immer mehr dem Pietismus und als sein Name durch den Sohn einen weithin bekannten Klang gewonnen hatte, war er so ganz in die Hände der Tractatenleute und Stundenhalter gerathen, daß er sich

¹ Strauss, Kl. Schr. Neue Folge. 1866. Zum Andenken an meine Mutter. 243.

des Mißrathenen schämte und diesem schließlich auch den Aufenthalt im väterlichen Hause unlieblich machte.

Schon dem Knaben aber war der Gegensatz, in dem der Vater in diesen Dingen zu der aufgeweckteren Mutter stand, nicht verborgen geblieben. „Ihre Religion, berichtet Strauß¹, war unausgelebte, pflichtmäßige Thätigkeit, verbunden mit dem festen Glauben an eine weise und gütige Vorsehung, welche, sofern nur der Mensch nach Kräften das Seinige thue, zuletzt Alles wohl machen werde. Ganz abweichend verhielt sich der Vater. Ihm genügte diese Religion nicht, weil er ihr nicht genügte. Er mußte sich mit dem pflichtmäßigen Handeln so sehr im Rest, daß er nothwendig etwas außer ihm haben mußte, das in die Lücke trat. Das war der Veröhnungstod Christi, auf dessen sündentilgende Kraft er sich verließ. Ihm wurde es leichter, ein für allemal felsenfest zu glauben, als jeden Tag von Neuem den Kampf mit seinen Neigungen und Leidenschaften zu beginnen. Die Mutter machte sich über das Geschlepp von Glaubenssätzen lustig, mit dem er sich behänge, während ihr Glaube so kurz und einfach beisammen sei. Christus, über dessen göttliche Natur, dessen geheimnißvoll heiligen Namen, dessen welterlösendes Opferblut, der Vater sich in düstern Speculationen erging, war der Mutter ein weiser, gottgesandeter Lehrer, ein tugendhafter Mensch, dessen Martyrthum uns aber nichts helfen konnte, wenn wir nicht seiner Lehre nachlebten, seinem Beispiel folgten.“ Solcher Zwiespalt der Eltern in Sachen des Heiligsten hätte nothwendig mit der Zeit auf die innere Entwicklung des Knaben nachtheilig einwirken müssen, allein die Einrichtung des Württembergischen Schulwesens brachte es mit sich, daß er schon im dreizehnten Jahre das väterliche Haus verließ und im Kloster wurde er nicht nur zu einem orthodoxen Christen erzogen, sondern der mystische Zug seines Vaters beherrschte ihn sogar eine Weile vollständig. Daß aber Knabeneindrücke, die lang ruhen, sich doch nachträglich noch oft in ihren Folgen ent-

¹ Zum Andenken an meine Mutter 260.

wickeln, hat Strauß in Betreff eines Jugendfreundes gelegentlich hervorgehoben, weil er es ohne Zweifel an sich selbst erfahren hat¹.

Im Oktober 1821 fand die Uebersiedelung des mit guten Zeugnissen ausgestatteten Knaben nach Blaubeuren statt. Die Fahrt zum Landexamen, zu dem Strauß mit einem zweiten Delinquenten, seinem Freunde Bischer, eingeliefert wurde, ist der erste Leidensweg auf der dornenvollen Laufbahn eines schwäbischen Magisters. Sie bildet einen solchen Einschnitt im jugendlichen Leben, daß sie unzähligemale beschrieben worden ist. So berichten uns auch Strauß und Bischer², wie sie in Blaubeuren eintreffen und alle Zimmer im „Hirsch“ besetzt finden; allenthalben auf der Straße stehen die gerührten Väter und stellen sich gegenseitig ihre Knaben vor. Die Jungen aus der Klosterschule rufen dem neuen Ankömmling neugierig ihr *cujas* es zu. Am folgenden Tag beginnt die Prüfung. Draußen auf den Corridoren warten die Väter und Präceptoren. Kam der Junge nach Ablieferung seiner Arbeit heraus, so stürzten die Mentoren auf sein Concept los und verschlangen's mit ihren Augen. Dann hörte man wohl den entsetzten Ausruf: „Um Gotteswillen, was hast du gemacht! Ut nach einem *verbum sentiendi et declarandi*? Man möchte aus der Haut fahren³!“ Unserem David Friedrich war so etwas nicht passirt. Er hatte die Prüfung in's niedere Kloster glänzend bestanden und der Fortgang strafte den Anfang keineswegs Lügen.

2. Die Schulzeit.

Zwei Schriften, die über die Kreise der gebildeten Welt hinaus Deutschland im letzten Jahrhundert erregt und neue Epochen auf

¹ Strauss, Märklin 13. — ² Märkl. 15. Krit. Gänge 85. Gartenlaube 1875; 287. — ³ Gartenlaube 1875; 287.

ihren Gebieten heraufgeführt haben, sind aus Schwaben gekommen, die Räuber von Schiller und das Leben Jesu von Strauß. Den rücksichtslosen Radicalismus, den beide Werke athmen, kann man nicht umhin, mit der Einrichtung der württembergischen Schülerekasernen in Verbindung zu bringen, die in genialen Köpfen das jugendliche Freiheitsbedürfniß auf's äußerste spannt, die Pietät gegen das Gegebene dagegen nicht recht Wurzel schlagen läßt¹. Daß Schillers Räuber in diesem Verhältniß zu der Karlschule stehen, ist längst anerkannt, aber auch der schneidigen Schärfe eines David Strauß hat die Härte der Klosterzucht zum Weßstein gebient. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der zahlreichen hervorragenden Schüler dieser württembergischen Anstalten, daß sie all ihre Schäden, sei es linkisches Wesen, sei es kurzes Gesicht oder andere körperliche Beschwerden, ihre Unbehülfslichkeit in den Geschäften des Lebens, ja selbst die böse Frau, die man ihnen angehängt, oder die Körbe, die sie davongetragen, der Erziehung im Stift zur Last schreiben. Auch ein so gewandter Weltmann wie Bischer beklagte nicht allzulang nach vollendeter Studienzeit² die nachtheiligen Folgen des Verfahrens, den vierzehnjährigen Knaben der Familie zu entreißen und hinter Schloß und Riegel zu setzen und schreibt es dieser Abperrung vom vierzehnten bis zum dreiundzwanzigsten Jahre zu, wenn die meisten Klosterschüler und Stiftler Zeit ihres Lebens ungelente, blöde, unfreie, gebannte Menschen bleiben. Wenn einer der Väter der Württembergischen Kirche, Dr. Steudel, diesen Nachtheil mit dem weisen Worte beschönigen wollte: „haben wir erst den Edelstein, so ist zum Schleifen noch immer Zeit,“ so erwiederte ihm Bischer mit Recht: zu einem Edelstein gehöre von vornherein Menschenkenntniß, Weltbildung, Sicherheit in der Form, Ablegung knabenhafter Schüchternheit, Humanität.

¹ So schreibt Karl Friedrich Reinhard, später Pair von Frankreich, an Schiller: „Ich habe im Jahre 1783 die Universität verlassen. Ich danke dem Stift, in dem ich fünf Jahre verloren habe, nichts als durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsgefühl.“ Allg. Ztg. 1875. 198. — ² Krit. Gänge 1, 70.

Gerade aber, wenn man die Form für unwesentlich halte, sollte man sie um so mehr früh sich aneignen, um nicht als alter Mann mit Verlegenheiten und Nengsten sich herumzuquälen, worüber der Sechszehnjährige schon hinaus sein sollte. Strauß, bei seinem nach innen gelehrten Wesen und seinem Heißhunger nach Wissen, empfand die Beschränkung nach dieser Seite weniger, dennoch war er unwirsch genug über die enge Klausur, die nur zwei Stunden nach Tisch, sowie zwei Stunden des Abends frei ließ und noch später rückte er es seinem Freunde Baur vor, daß er als Klassen- vorstand Gesuche um verlängerte „Recreation“ und öftere Ausflüge erbarmungslos abzuschlagen pflegte¹, und so wenig Sinn gehabt habe für

. . . ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen.

Zu diesen Plagen der Klausur kamen anderwärts freilich noch viel schlimmere. Ein ungefähr gleichzeitig in die niedere Lateinschule eintretender Schwabe berichtet, daß ihn in seinem Schulzimmer der untersten Klasse die weithin leuchtende Inschrift begrüßt habe: „ut mit dem Indicatio kostet sechs Taze“, und daß gelegentlich nach dem Extemporale für jeden Fehler eine Taze aufgezählt ward². Von solcher Brutalität mußte man zu Blaubauern nichts. Der pedantische, aber humane Ephorus Neuß, der ernste Baur, der joviale Kern, waren voll Güte für die Jugend, wenn sie auch an der Klosterordnung nichts ändern konnten.

Dem Nachtheil einer derartigen abgeschlossenen Institutsbildung, den die freiheitsdürstige Jugend je länger, je mehr empfand, standen aber auf der andern Seite nennenswerthe Vorzüge gegenüber, denen man es zu danken hat, wenn eine lange Reihe trefflich vorbereiteter Gelehrter, Schriftsteller und Beamter aus eben diesen Anstalten hervorgegangen ist. Wir rechnen es zu diesen Vorzügen, daß man damals, wie anderwärts, so auch in Württemberg, Erzieher nicht Techniker der einzelnen Wissenschaft mit der

¹ Märklin 19. — ² In der Lateinschule, Gartenlaube 1875; 17, p. 284.

Knabenschule betraute. Voraussetzungen, die heute nicht mehr stattfinden, machten es der Schulbehörde möglich, die besten Köpfe der Schule zuzuführen. Kirchen- und Schulfach waren noch ungeschieden. In Folge dessen hatte man ein breiteres Rekrutirungsgebiet und konnte daraus die Tauglichsten ausheben; erprobten sie sich nicht, so nahm sie der Kirchendienst zurück; der unfähige Lehrer blieb nicht bis zu seinem Ende der Schule zur Last. Zum Lehrer aber an den, wie der Augapfel des Landes gehüteten, Gelehrten-
 schulen wählte man diejenigen Geistlichen, die ihre Kenntnisse in den Prüfungen erwiesen und eine hervorragende Lehrgabe im niederen Schulwesen bewährt hatten. So kamen gereifere Männer an diese Anstalten, frei von fachmännischer Beschränkung, ausgestattet mit allgemeineren, im Umgang mit der Bevölkerung erworbenen Anschauungen und Interessen. — Der Sprung von den gelehrten Uebungen der philologischen Seminarien zum Klassenlehrer bei neunjährigen Knaben blieb damit Lehrern und Schülern erspart. So war denn der Vorstand des Klosters Blaubeuren ein älterer Gottesgelehrter von ziemlich altmodischem Zuschnitt. Aber wenn Herr Ephorus Reuß mit seinen vielen Wunderlichkeiten den Jungen zuweilen zu lachen gab, so liegt doch ein starkes Zeugniß für den alten Herrn in der Thatfache, daß Strauß auch in der Zeit noch bei ihm vorsprach, in der er mit diesen Anstalten und ihren Zielen unheilbar zerfallen war¹. Was dem Ephorus etwa an geistiger Bedeutung abgehen mochte, das ersetzten doppelt die beiden Lehrer Kern, später Professor in Tübingen, und Baur, der nachmals so berühmte theologische Kritiker. Freilich war die Consequenz des damaligen Systems, das weniger geschulte Philologen als anregende Schulmänner und Erzieher suchte, daß es, wie Strauß sich ausdrückt, in diesem Unterricht des Geistes oft zu viel, des Buchstabens zu wenig war². Aber mit welcher Begeisterung erfüllten beide Lehrer ihre Schüler für die Gegenstände! Es wäre schwer zu sagen, ruft Strauß, was uns mehr Genuß und

¹ Märklin 146. Vgl. Glaubenslehre II, 626. — ² Märklin 18.

Belehrung verschaffte, unter Baur's Anleitung den Herodot, Livius und Tacitus, oder unter der Kern's den Homer, Virgil und Sophokles zu lesen. Baur führte bei Herodot in die höhere Mythologie, bei Livius in die Probleme der Niebuhr'schen Geschichtskritik ein, machte bei Tacitus die psychologische Kunst anschaulich, mit welcher der große Geschichtschreiber das wunderbare Nachtstück seines Tiberiuscharakters entworfen hat. Dafür war Kern's Behandlung der klassischen Dichter im besten Sinn geschmackvoll zu nennen und ließ einen Hauch von Heyne's und Herder's Geist verspüren. Allerdings gesteht Strauß zu, daß zuweilen der Flug mit dem kaum flügge gewordenen zu hoch genommen wurde. Aber das bekennen sie alle, daß mit jedem Schriftsteller, mit jedem Platonischen Dialog für sie ein neuer Abschnitt des innern Lebens aufging. Auch haben alle Schüler dieses Systems ihr Leben lang die Fertigkeit der alten Sprachen sich bewahrt und sind den Homer in der Tasche gereist und Horaz lag noch bei dem alten Pfarrer mit der Bibel neben dem Kopfkissen. Das materielle Interesse an der alten Literatur, gepflegt durch ausgebreitete Lectüre, geschmackvolle Besprechung, metrische Nachbildungen, hielt im Leben vor, wo sonst zuweilen dem Schüler über der Qual der ewigen Formenlehre der Inhalt entleidet; wendet der Mann sich aber später nie wieder zur Lectüre der Alten zurück, so wird auch die in sauerem Schweiße erstrittene Sicherheit der Form baldigst dahin sein. So war hier alles darauf gestellt, die Jugend in ein inneres Verhältniß zur alten Welt zu setzen, ein Ziel, das freilich nur zu erreichen war durch Concentration des gesammten Unterrichts auf den einen Zweck, der aber, recht getrieben, auch die Bildung im deutschen Ausdruck, in Geschichte und Philosophie an sich schon mit sich bringt. Die lateinische, griechische und hebräische Sprache und daneben die Mathematik waren die Fächer, auf die der ganze Unterricht sich concentrirte und die allein das Vorrücken bestimmten. Mag Bischer darüber lächeln, wie seine Commilitonen Deutschlands Zerrissenheit befaßten, während sie in der Geographie so schwach waren, daß sie von der Lage der mißbilligten Vaterländer die

confusesten Vorstellungen hatten, diese Männer sind darum keine schlechteren Geographen geworden und aus Anstalten, die weder Rhetorik und Poetik, noch Logik und Philosophie lehrten, sind unsere ersten Dichter, Stilisten und Philosophen hervorgegangen. Die alte Pädagogik ging eben von dem ganz gesunden Grundsatz aus, daß die Schule nicht zu lehren habe, was ein aufgeweckter Kopf im Leben ganz von selbst lernt. In dieser Beschränkung des Lehrstoffes und in der Vertiefung in das Eine liegt das ganze Geheimniß der guten alten Schule. Man wollte nicht durch Mittheilung eines encyclopädischen Wissens schon den Knaben zum gebildeten Manne machen, man begnügte sich, ihm in Sprachen und Mathematik das Mittel zu geben, durch welches man bei fortgesetztem Studium zu einem solchen wird.

Können wir nach allen diesen Seiten die alte Klosterschule nur rühmen, so hatte dagegen auch sie schon Antheil an jener physischen Ueberlastung, die den schwäbischen Magister herkömmlich zu dem Bilde macht, das Körner zeichnet: „schwach auf der Brust und im Magen krank“. Wenn man die lange Reihe jener edeln schwäbischen Dichter und Gelehrten übersieht, die nach einem körperlich gebrochenen Dasein, dem stets die physische Frische fehlte, schon in jungen Jahren dahinwelkten, so denkt man unwillkürlich an die verkehrte Erziehung, die den Körper nicht zur rechten Ausbildung gelangen ließ. Bei ihnen allen hat das Schwert des Geistes die Scheide zu früh ausgenützt, weil man diese Scheide zu ihrer Zeit nicht gefestigt, sondern geknickt hatte¹. So war denn auch in Blaubeuren das herkömmliche Arbeitsmaß sechs Stunden Unterricht und drei bis vier Stunden Privatarbeit. Des Winters waren nur zwei Stunden, von zwölf bis zwei Uhr, der Erholung gewidmet, im Sommer kamen 1—2 Abendstunden hinzu.

Alles zusammengerechnet waren doch die Vorzüge überwiegend. Zu dem unendlichen Gewinn, Männer wie Kern und Baur zu Lehrern zu haben, kam für die damaligen Schüler von Blaubeuren

¹ Vgl. auch, was Zeller über Baur's Jugend berichtet. Vorträge und Abhandlungen. S. 358.

aber noch der weitere Vortheil hinzu, einer ganz ausnahmsweise begabten Promotion anzugehören, in der wir Namen wie Christian Märklin, den nachmaligen Theologen, Wilhelm Zimmermann, den Geschichtsschreiber des Bauernkriegs, die Dichter Gustav Pfizer und Julius Kraus, den Humoristen und nachmaligen Aesthetiker Friedrich Vischer, den späteren Pädagogen Gustav Binder, den Publicisten Elsner u. A. zählen. Das was über das Lernen hinaus das Kloster den jungen Leuten wurde, verdankten sie wesentlich sich selbst, zumal gerade in Strauß's Klasse ein Nest junger Poeten eingefangen war. Es fehlte, nach Vischer¹, nicht an Individualitäten, die entweder selbst wichtig waren, oder Ursache, daß Andere wichtig wurden. Wie viel Humor und Eulenspiegelerei da zum Vorschein kam, hat Strauß selbst in seinem Leben Märklins mit warmen Farben geschildert. Ein eigenthümlicher Localhumor und eine nie endende Kette von Neckereien spielte hinter dem grauen Kloster, wo niemand dergleichen gesucht hätte. Gerade die Friction mit dem bitter empfundenen Zwange wirkte als mächtiger Hebel mit und der Uebermuth der Knaben drehte dem grämlichen Ernst des Gesetzes mehr als eine Nase.

In solchen Verhältnissen war David Friedrich Strauß nachgerade zum Jüngling herangereift. Er galt auch in dem letzten Klosterjahr noch dafür, den geistlichen Stand mit entschiedenster Neigung gewählt zu haben und er selbst bezeugt, daß auch in seinem siebenzehnten Jahre noch keinerlei religiöse Zweifel in ihm aufgestiegen, sondern daß er noch jahrelang ein rechtgläubiger Christ gewesen sei². Hatte ihn in den ersten Jahren seine schwächere Constitution gehemmt, so war er gegen Ende um so mehr zur Geltung gekommen. Mit einem reichen Geiste verband er den strengsten Fleiß und überflügelte die meisten seiner Kameraden³. Mit den Entwicklungsjahren pflegt bei den Knaben der Sinn für Musik, Poesie und für stilistische Productionen sich zu beleben. So galt der künftige Kritiker für einen dichterischen Genius, wie

¹ A. a. D. 73. — ² Der Christus des Glaubens 68. — ³ Vischer, Krit. Gänge I, 86. Zeller, Strauss 6.

denn in der That Straußen's poetische Ader bis in seine letzte Lebenszeit vorgehalten hat. Bei den Spielen und Comödien machte er den Gelegenheitsdichter; in den Familienkreisen, die sich in Blaubeuren ihm erschlossen, ward er der Liebling der weiblichen Welt. „Man hätte“, sagt Vischer, „in der zwar hagern, aber stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit dem dunklen großen Auge und den schönen altdeutschen Haaren den schüchternen, blöden Knaben kaum mehr erkannt, aber eben so wenig in diesem Johanneskopfe den künftigen Kritiker vermuthet¹.“ Dennoch meinen andere Freunde, schon damals habe sein selbstständiges Urtheil und sein entschiedenes Wesen den künftigen David Strauß ahnen lassen². So verhielt er sich jetzt schon kritisch zu allen Ueberschwänglichkeiten der in Blaubeuren anticipirten Burschenschafterei. Ironisch nahm er die Briefe auf, die sein Freund Vischer mit einem patriotischen Jüngling in Stuttgart wechselte, der sich nicht anders denn als „Tyrannenmold“ zu unterzeichnen pflegte, und wenn die Andern mit der verbotenen Pfeife nach den Wirthshäusern stürzten, lachte er sie einfach aus und zog einen einsamen Spaziergang in die Berge vor. Auch ein Mythos aus dem letzten Schuljahr zu Blaubeuren liegt vor, der die frühe Gottlosigkeit des späteren Antichrists bezeugen möchte. In einer Untersuchungssache wurde Strauß mit mehreren Kameraden als Zeuge vernommen. Da soll der junge Antichrist das Gelöbniß an Eidesstatt mit den Worten abgelehnt haben: er glaube an keinen Gott. Kein schlechterer Zeuge als der damalige Untersuchungsrichter selbst pflegte diese Erzählung zum Besten zu geben, die dennoch absolut erfunden war, wie denn in der That Strauß in jenen Jahren gewiß nicht zu wenig, eher zu viel glaubte, bis endlich das hochgeladene Glaubensschiffchen umschlug. Er selbst hat später diese Geschichte einen religiösen Mythos über den siebenzehnjährigen Antichrist genannt und als Sinn desselben den Gedanken bezeichnet: „was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten³.“ Warum aber die

¹ A. a. O. 88. — ² Zeller, Strauss 12. — ³ Der Christus des Glaubens 67 f.

jungen Nesseln überhaupt vor Gericht geladen wurden, hat Strauß uns nicht anvertraut, so daß die Kritik nicht zu ermitteln vermag, ob sie es mit einer Sage auf historischem Grund oder mit der mythischen Einkleidung eines religiösen Vorurtheils zu thun habe?

3. Der Stiftler.

Wenn einer Anekdote zufolge ein Stiftler einer wißbegierigen Berlinerin das Stift zu Tübingen definirte als die Anstalt, „wo die Scheidstken 'nein kommen,“ so war mit der Antwort gemeint, daß, wie die Aufnahme in die Klosterschule von einer strengen Concursprüfung abhängig war, so die befriedigende Leistung auf der Klosterschule entschied über die Aufnahme in dieses schwäbische Allerheiligste. Für unsere Freunde war am 27. September 1825 der Tag gekommen, auf den die vier Klosterschulen sich nach dem Stift entleerten.

Den Zöglingen von Blaubeuren war es eine unliebe Uebersaschung, als sie in verschiedene Stuben vertheilt wurden. Die Studien wurden auch hier überwacht, der Repetent leitete die Uebungen; nach wie vor wurden die Zöglinge nach ihren mündlichen und schriftlichen Leistungen locirt. Die, wie Strauß, obenan gesetzt wurden, ließen sich das gefallen.¹ Einstimmig mißbilligten dagegen die neuen Stiftler nicht nur ihre beschränktere Freiheit gegenüber den übrigen Studenten, sondern die feineren Naturen empfanden nun auch den Abstand ihrer Klosterbildung gegenüber dem freieren Benehmen der in der Familie erzogenen Commilitonen. „Man kennt“, sagt Wischer, „den Seminaristen leicht an einem blöden und unfreien Zuge, der ihm bleibt. Seine innere

¹ Märklin 31.

Bildung steht in einem großen Mißverhältniß zu seiner äußern; im Gefühle dieses Mangels zieht er sich auf den Werth seiner geistigen Bildung zurück, und hieraus entsteht nun ein ganz eigenes Geschmäckchen gegenüber den Studirenden in der Stadt. Er ist sich bewußt, daß dieser den abgesperrten, strenge bewachten, immer noch in mehreren Beziehungen mönchisch gehaltenen Commilitonen etwas über die Achsel ansieht, er sucht dafür eine Satisfaction darin, daß er ihn seine, durch die viele wissenschaftliche Anleitung, die er genießt, meist gebiegenere und umfassendere geistige Bildung fühlen läßt und so entsteht eine eigene Mischung von Barbarei, von einem Gefühle des Gedrücktseins und von Bildungsstolz, wohlweisem Wesen, welche den Seminaristen seinen Kameraden außer dem Seminar schwer zugänglich macht¹.“ Ob diese Schilderung auf Strauß paßte, lassen wir dahingestellt, doch wenn dieser spottet, Bischof habe an seine Landsleute einige Jahre später zu Berlin die Aufforderung gerichtet, „den Stiffler auszuziehn²,“ so wird auch bei Strauß die Regel zugetroffen haben und nicht die Ausnahme.

Wenig zufrieden war die „Promotion“ mit den neuen Vorlesungen. Sie fielen gegen das, was Baur und Kern im Kloster gegeben, sehr ab. „Wir fühlten uns“, sagt Strauß, „im Punkte des Unterrichts zurück statt vorwärts gekommen, und damit auch in der Stimmung gedrückt statt gehoben⁶.“ Von der Theologie, deren Hauptvertreter Prälat Ernst Bengel war, waren die Neuangekommenen noch ausgeschlossen. In dem für sie obligatorischen philologischen Fach war, neben dem alten Conz, Professor Tafel der einzige Lehrer; ein Mann, „der im Umgang weit mehr Geist zu verpuffen pflegte, als er in seine Vorlesungen einfließen zu lassen für gut fand. Grammatik und etwas Textkritik war da Alles; von einem Eindringen in den Geist und Hinweisung auf die künstlerische Composition keine Rede. Wie verdrießlich kauten die an Butterbrod Gewöhnten an der dürrn Kruste.“ In der

¹ Kritische Gänge 71. — ² Märklin 81. — ³ A. a. O. 31.

Philosophie kam eigentlich nur Sigwart in Betracht, der eine langweilige aber brauchbare Geschichte der Philosophie gab. Von den Vorlesungen Schott's gibt Vischer folgende, nicht gerade pietätsvolle Schilderung: „Schott, eines jener akademischen Petrefacte, jener alten, abgängigen Universitätsreplare, ließ uns vor seinen Vorlesungen zunächst bequeme Zeit, auf den Trottoirs vor seinem Hause zu schlendern . . . Was er, endlich auf dem Katheder angelangt, las, konnte jedermann besser erfahren, als seine Zuhörer, denn es war ebenso, wie bei seinem Collega Gog, rein unmöglich, von den Tönen, die sein schwaches, mit unendlichen Hindernissen im Schlunde kämpfendes Organ hervorbrachte, etwas zu verstehen. Einige nur, die durch glaubwürdige Quellen zu einer tieferen Kenntniß seiner vergilbten und beschnupstbackten Manuscripte und dem Zustand seiner Philosophie gelangt waren, wollten wissen, daß es Berkley, Leibniß und Wolf seien, die den hauptsächlichsten Mittelpunkt seiner skeptischen Kleinrämerei bildeten, daß er von Kant noch Notiz genommen, Fichte's Werke aber un- aufgeschnitten in seiner Wohnung lägen.“ Auch für Strauß, der ihn schlechtweg den „ausgebienten Schott“ nennt, kam er in Wegfall. Dafür stand Strauß in dieser Zeit mit dem Mystiker und Geisterbanner Eschenmayer in freundlichen Beziehungen. „Eschenmayer“, berichtet Vischer, „hatte auf dem Katheder etwas Ehrwürdiges. Der milde, ruhige Ton der Stimme wirkte wohlthuenend auf das Gemüth, aber bald stellte sich doch das Urtheil fest, daß man einen guten, aber schwachen Mann vor sich habe, der von Schärfe des Denkens nie eine Ahnung gehabt.“

Einen belebenderen Eindruck machten nur die historischen Vorlesungen von Haug, obwohl bei dem raschen Ablefen des Hefts von Seiten des Vortragenden der bleibende Gewinn um so geringer war. Indessen Köpfe wie Strauß wissen sich selbst zu helfen. „Man las Kant, und verzog das Gesicht über den sauern Apfel, in den man gebissen hatte; man las Jacobi, der schmeckte schon süßer, und man meinte, wenn das Philosophie sei, schon eher mitthun zu können; man las Schelling, und wer die Jugend,

zumal eine so wie wir erzogene, zu begeistern weiß, der hat sie. So hatte uns nun Schelling." In der That kam die ganze Disposition Straußens den mystischen Voraussetzungen der Schelling'schen Philosophie entgegen. Die poetische Richtung des begabten Jünglings schlug die Brücke zur Mystik. Es war das Jahr 1825. Noch stand die romantische Schule in Deutschland in hohem Ansehen. Der Schatz, den Göthe und Schiller der Nation erworben, war eben jetzt in den jungen Gemüthern in Umlauf, aber auf die einseitige Hervorhebung der antiken Kunstform war als Rückschlag eine ziemlich absichtsvolle Verehrung der mittelalterlichen Cultur gefolgt. Novalis sang Marienlieder, Tieck entfaltete in seinem Octavianus und seiner Genoveva die Glaubensinbrunst der alten Ritterzeit, der Bruder Webarbus des Amadäus Hoffmann ließ den ganzen Apparat katholischen Kirchenwesens sammt dem mittelalterlichen Teufelsglauben auf die Nerven wirken. Allenthalben bildeten sich kleine Gemeinden zur Erbauung an mittelalterlicher Kunst, Poesie und Mystik. Auch das Stift zu Tübingen hatte seinen poetischen Conventikel, der zur Fahne der Romantik schwor. Ed. Mörike, der Ludwigsburger Landsmann, und Strauß waren die Seele dieses kleinen Bundes, der sich insbesondere an Tieck erbaute. Aber auch die, die nicht zur engeren Kirche gehörten, waren vom Geiste der Zeit poetisch angehaucht. Pfizer versuchte sich im Romanzenfach und Wischer stimmte seine Leier zu dem Bänkelsängerton, der ihn als Scharnsmayer auch in den Kreisen berühmt gemacht hat, deren ästhetische Bildung zu wünschen übrig läßt. Wie Gutes Strauß auf dem Gebiet der Poesie erwarten ließ, ehe andere Studien ihn der Dichtkunst abwendig machten, das zeigt ein einfaches Lied aus dieser Zeit, das Zeller mittheilt, und das uns zugleich in das halb zum Heimweh neigende, halb wieder fröhliche Herz des jungen Theologen hineinschauen läßt. Es heißt:

Die Linde.

Oh Lindenduft, oh Lindenbaum,
Ihr mahnt mich wie ein Kindheitstraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

Im Sommer, wann die Linden blüh'n,
Wie da die Biennen sich bemühen
Und saugen so geschwinde.
Mein Vater liebte Bienen sehr,
Drum ist mir noch vom Vater her
Ein heil'ger Baum die Linde.

Im Lindenschatten schmeckt der Wein
Und schmeckt ein Käßchen doppelt fein
Von einem schönen Kinde.
Dem Vater bring ich dieses Glas,
Der auch nicht gerne trocken saß
Im Schatten einer Linde.

Von vornherein war diese poetische Stimmung auch das Element, in dem die theologischen und philosophischen Speculationen von Strauß sich bewegten. Angeregt von Tieck und Novalis mußte er wohl zu dem philosophischen Freunde der Romantiker, zu Schelling die Wege finden. So zog er sich, wie er selbst es nennt, von den Steppen Kants und seiner Ausleger nach den saftigeren Triften der Naturphilosophie hinüber, um sich bald auch in die geheimnißvollen Wälder des alten Jakob Böhme zu verirren. Schelling hatte das Universum als einen ewigen Naturproceß gefaßt. Es war Schellings Stolz, die Natur zuerst mit in die philosophischen Constructionen der Wissenschaftslehre hereingezogen d. h. begriffen zu haben. Das Universum ist ihm ein großer Organismus, in welchem alles anorganische, organische und geistige Leben methodisch zusammenhängt und sein innerstes Mysterium im Menschen offenbart. Mit diesem Begriff des Universums war es Schelling gelungen, die Erfahrungswissenschaften dem System der Wissenschaftslehre einzuverleiben, oder wie er sich gern ausdrückt, „den Durchbruch nach dem Realen zu vollbringen“. Die Natur

war für ihn herabgesetzter oder verbunkelter Geist, der Geist erlöste, befreite Natur. Das Leben ist das Erste und der todtte Stoff ist nur die ausgeschiedene Schlacke des uranfänglichen Lebensprocesses. Dieses Gemisch von poetischen Intuitionen und speculativen Gedanken hat Schelling am treffendsten in den halbpoetischen Knittelversen dargelegt:

„Wüßte nicht, wie mir vor der Welt sollte grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen.
Steht zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber verfeinert in seinen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus,
Noch sprengen das eiserne Kerkerhaus,
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,
In todtten und lebendigen Dingen
Thut nach Bewußtsein mächtig ringen.
Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Woburch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist eine Kraft, ein Pulsschlag und ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben.“

So werden die Stufen der menschlichen Entwicklung in einen stetigen Zusammenhang gesetzt mit den Stufen des Naturlebens. Von den chemischen Veränderungen des Gesteins, vom Vegetiren der Pflanzen, vom Traumleben der Thiere bis zum Denken des Geistes sollte alles einem Gesetze folgen und in dieser poetischen Intuition glaubte man das Zeichen von Nostradamus eigener Hand gefunden zu haben:

„Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.“

Da Schelling selbst wieder Jakob Böhme auf den Leuchter gestellt, wendete sich auch Strauß dieser Lectüre zu und daneben ließ Franz von Baber „die mystischen Lichter seiner aphoristischen Confusion spielen“. Strauß schildert uns diese Uebergangszeit ein Jahrzehnt später mit folgenden Worten: „Soeben erst aus

der Dumpfheit und unstillen Träumerei der Periode zwischen dem Knaben und Jünglings-Alter zu festerem Selbstbewußtsein gebiehn, glaubte ich eben in dieser Unmittelbarkeit des Gefühls die Wahrheit zu besitzen, und konnte nicht einsehen, wozu alle die Umstände und mißtrauischen Vorkehrungen, womit Kant an das Erkennen der Dinge herantritt. . . . In solcher Stimmung, wie mußte Schelling's intellectuelle Anschauung, Jakob Böhmes unmittelbarer Blick in die Tiefen der Gottheit und Natur mich ansprechen und begeistern!" So disponirt stellte er Böhme, der nicht Dialektik, sondern ganz Anschauung war, noch über Schelling. Er erschien ihm als ein Seher, der einen Blick in's Innere der Natur gethan und mit eigenen Augen gesehen, was die Welt im Innersten zusammenhält. „Ich hatte bis dahin, erzählte er selbst, in kindlichem Sinne, von einfach religiöser Erziehung her an die Bibel als an Gottes Wort geglaubt; jetzt bekam ich an die Aussprüche Jakob Böhmes einen so streng supranaturalistischen Glauben, wie nur jemals Einer an Propheten und Apostel gehabt hat: ja, seine Erkenntniß schien mir theils zu tieferen Gründen hinabzusteigen, theils das Gepräge des unmittelbaren Geoffenbartsein entschiedener an sich zu tragen, als die Bibel selbst¹.

Von einer andern Seite her wirkte doch die modernste mystische Geistesrichtung stärker auf ihn ein, als er sich selbst bewußt ward. Wenn er in dieser Zeit seiner Böhmeschen Studien sich eifrig auf die Suche von Hellsehern, Somnambülen, Magnetisireuren verlegte, erlag auch er einer eben verbreiteten Epidemie, die Schellings Naturphilosophie hervorgerufen hatte. Für die Herstellung eines stetigen Uebergangs von der Natur zum Geist war das Zwischenreich des unbewußten Seelischen von entscheidender Bedeutung. Die Erscheinungen des unbewußten Denkens, des Traumlebens, der Ahnungen, der magnetischen Phänomene, der Volta'schen Säule, der Elektrizität, des Galvanismus waren steter Gegenstand des Schelling'schen Interesses. Die Gebiete des bewußtlosen und bewußten Lebens, so

¹ Friedl. Blätter 12.

argumentirt Schelling¹, lassen sich nicht durch eine Grenzlinie scheiden, sondern durchbringen sich gegenseitig und greifen tief ineinander. Es gibt ein bewußtloses Vorstellen, das die Grenzen der Sinnesempfindung und Reflexion durchbricht, und weiter als beide reicht, wie im Fernempfinden und Hellsehen, in den bedeutungsvollen Ahnungen und Träumen und dieses höhere und geheimnißvolle Wahrnehmungsvermögen sagt über die Beschaffenheit der Dinge viel Wahres aus, als das durch Sinne und Reflexion vermittelte. In Gemeinsamkeit mit Bader und Schubert stellte Schelling in München seit 1806—12 allen Hellsehern, Magneteisuren, Künstlern der Wünschelruthe und dgl. nach. Im Jahr 1807 brachte der Galvanist Ritter einen jungen Tiroler, Campetti nach München, der die Fähigkeit besaß, Metalle und Wasser tief unter der Erde zu empfinden². Die Wünschelruthe des jungen Tirolers, seine Schwefelkiespendeln, seine Baquette, die von selbst sich drehten, schlangen, anschlügen, machten halb München toll. Auch Mesmern hatte die Münchner Akademie zu ihrem Mitglied gemacht und noch 1814 wurde Hufeland vom preussischen Ministerium mit einer Untersuchung von Mesmers Vorschlägen in Sachen magnetischer Kuren beauftragt. Die directe oder indirecte Kenntniß dieser Münchner Schriftsteller war es ohne Zweifel, die den jungen Tübinger Stiftler nach ähnlichen Wundern trachten ließ. Professor Eschenmayer in Tübingen selbst war ein Prophet dieser neuen Magie, wie sie officiell genannt ward. Da kam Kerners „Geschichte zweier Sonnambülen“, in der die Traumreden zweier sonnambüler Landmädchen von dem gemüthlichen Schwabendichter mit heiligster Andacht und in harmlosestem Glauben reproducirt wurden. Allein je mehr die gläubigen Jünglinge diese Lectüre befriedigte, um so heißer wurde die Sehnsucht, das Wunderbare selbst ein Mal zu erleben. Auch mit einem wunderthätigen Schäfer, der in einem innigeren Verhältniß zur Natur als zum Urquell aller Kräfte stehen möchte, hätte man vorlieb genommen. So gestimmt erhielten die

¹ Vgl. Kuno Fischer, *Gesch. d. Phil.* 6, 193. — ² Waitz, *Karoline* 2, 329.

jungen Leute gegen Ende des Wintersemesters, es herrschte just die schauerhafteste Februarälte, die erfreuliche Kunde, daß nur wenige Stunden von Lüzlingen eine Wahrsagerin haufe. „Sofort, berichtet uns Strauß¹, machte ich mich mit zwei Freunden auf den Weg. Noch war tiefe Schneebahn und strenge Kälte. Am frühen Morgen mochten wir etwa eine Stunde gefahren sein, als Einer von der Gesellschaft, der sich nicht gehörig verwahrt, und von Anfang an das Gefühl nicht beachtet hatte, auf einmal seine Hände erfroren fand, daß jede Empfindung aus denselben gewichen war. Alkoholisches Einreiben mit Schnee wollte nicht verfangen, sondern trieb ihm die Kälte noch überdies so sehr gegen die inneren Theile, daß er einer Ohnmacht nahe war, und der kalte Schweiß ihm auf der Stirne stand. Zum Glück waren wir in der Nähe eines Dorfs, in dessen Schenke wir den Freund brachten, ihn im warmen Wirthschaftszimmer auf eine Tafel legten und ein Deckbett über ihn breiteten, unter welchem er mit geschlossenen Augen in einer entschienenen Schwäche dalag. Wir fragten nach einem Wundarzt; ein solcher sei nicht am Orte, wurde uns erwiedert, aber ein Schäfer, der für Blut, Brand und so wohl auch für Frost zu thun wisse. Ein Schäfer mit geheimnißvollen Heilkräften — das Klang an unsere damaligen Gedanken und Wünsche bedeutungsvoll an. Der Schäfer erschien: ein Mann in mittleren Jahren und von mittlerem Wuchse, verständigem, aber reblichem Gesichte. Befragt, ob er wohl den Freund so weit herzustellen hoffe, daß dieser die Reise mit uns fortzusetzen im Stande wäre? erwiederte er lächelnd, bald würde derselbe der Frischeste und Gesundeste sein. Sofort nahm er die Hände des Erkrankten unter der Decke hervor, strich, einen Spruch murmelnd, wiederholt mit den Fingern über dieselben, und legte sie unter die Decke zurück. Mag man nun von der Sache denken wie man will: gewiß ist, daß nach höchstens fünf Minuten unser Freund sich erhob, wieder hell und munter um sich blickte, und versicherte, daß er bei den Manipulationen des Schä-

¹ Friedl. Bl. 14.

fers die Empfindung gehabt, als zöge mit dessen Streichen der Schmerz aus seinen Händen hinaus; der sich sofort auch in den innern Theilen verloren habe. Begeistert setzten wir uns mit dem schnell Genesenen zu einem Trunkte Wein, den Schäfer in unserer Mitte, der durch seine körnigen Reden und gesunden Ansichten uns vollends für sich gewann, und dem ich beim Abschiede mit halb abergläubischer Verehrung ein seidenes Tuch schenkte, das ich um den Hals trug, und auf einer Reise in damaliger Kälte wohl selber hätte brauchen können. Es war uns seltsam zu Muthe im Weiterfahren; am Ziele einer Reise von sechs Stunden hatten wir das Wunderbare erwartet: und nun trat es durch die Nöthigung des sonderbarsten Zufalls schon nach der ersten Wegstunde uns entgegen. Höheres, das fühlten wir, konnte uns für heute nicht mehr begegnen: und doch waren wir glücklich genug, hernach von der Wahrsagerin so viel Merkwürdiges und zum Theil Zutreffendes über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu vernehmen, daß unsere Freude und Begeisterung für die Dauer des ganzen Tags ausreichende Nahrung hatte." Ungefähr um dieselbe Zeit war es, daß sich von Weinsperg her die Kunde von einer Somnambule verbreitete, die im Hause des dortigen Dr. Justinus Kerner verpflegt werde, und die unter dem Namen die Seherin von Prevorst nachmals so berühmt geworden ist. Man erfuhr von ihr, daß sie in schlafwachendem Zustande mit einem abgesehenen Geiste verkehre, auf dessen Angaben sie die wunderbarsten Mittheilungen mache, wie sie z. B. bereits eine merkwürdige Entdeckung, ein verborgenes Actenstück betreffend, zum besten gegeben habe. Sofort wendete sich der junge Abbept an einen Welter in Weinsperg, der ihn in der Antwort, im Auftrag Kerners, an Professor Eschenmayer in Tübingen selbst wies. Nach der zärtlichen Vertraulichkeit, die in der mystischen Gemeinde herrschte, wurden die jungen Studenten, als sie sich durch Kerners Empfehlung als gläubig ausgewiesen, gütig aufgenommen und durften nun nicht nur die Protokolle über die Offenbarungen von Weinsperg, die Kerner an Eschenmayer geschickt hatte, mit eigenen

Augen einsehen, sondern sie traten auch dem Manne selbst näher, den sie zwar als Universitätslehrer nicht sonderlich schätzten, in dem sie aber den Mystagogen des dämonengläubigen Pietismus zu verehren hatten. Zum ersten Mal seit dem Abschied aus dem Vaterhause, trat Strauß damit wieder in directe Berührung mit dem Pietismus und der arme Eschenmayer ahnte nicht, welche Schlange er an seinem Busen wärmte. Eschenmayer, von Haus aus Arzt, war durch Schelling für die Naturphilosophie gewonnen und dann, als er nicht alle Evolutionen des philosophischen Genius mitmachte, von diesem in ziemlich perfider Weise mißhandelt worden¹. In die Philosophie hatte er sich mit einem „Versuch, die magnetischen Erscheinungen a priori zu entwickeln“², eingeführt. Vom Glauben an magnetisches Hellsehen, war er zum Glauben an Besessene fortgeschritten und schließlich einem trüben Mysticismus verfallen. Damals zehrte er noch von seinem früheren Rufe, ein guter Seelenarzt zu sein, und hielt, wohl auch aus Rücksicht auf seine äußere Stellung, mit der Mittheilung seiner dunkelsten Geheimnisse zurück. Dennoch reichte das, was er den jungen Menschen anvertraute, hin, dieselben mit dem festen Vorsatz zu erfüllen, die herannahenden Osterferien zu einem Besuch bei Justinus Kerner und seiner großen Seherin zu benutzen. Zunächst führte der Weg nach dem Elternhause. Der Vater, selbst Leser der Stilling'schen Schriften, setzte dem Vorhaben keinen Widerstand entgegen, vielmehr nahm er den Sohn und einen andern wunderfüchtigen Freund desselben, da er eben zur Ostermesse nach Frankfurt reiste, bis Heilbronn im Wagen mit.

Der Magus von Weinsperg war nun freilich ein ganz anderer Mann als der düstere Tübingen Professor. Eine robuste Figur, ein rundes volles Gesicht, ein ruhiges Auge ließ den Praktiker erkennen. Er war den Leuten freundlich, doch sah man ihm an, daß ihm ihr Treiben gleichgültig war. Er machte den Eindruck eines weisen Mannes. Strauß war bei ihm eingetreten

¹ Vgl. darüber Kuno Fischer, Gesch. d. n. Phil. VI, 57. 224. —

² Erschienen 1798 zu Tübingen.

mit dem Gefühl, nunmehr den geheimnißvollsten und schauerlichsten Weihen entgegenzugehen, mit der unsichtbaren Welt in eine bisher vergebens ersehnte Verbindung zu treten. Doch lassen wir Strauß selbst reden: „Kerner empfing mich mit väterlicher Güte, und stellte mich bald der Seherin vor, die in einem unteren Zimmer seines Hauses wachend zu Bett lag. In Kurzem aber verfiel sie in einen magnetischen Schlaf, und ich hatte so zum ersten Mal den Anblick dieses merkwürdigen Zustands, und zwar in seiner reinsten und schönsten Gestalt. Das leidenschaftliche, aber edel und zart gebildete Gesicht von himmlischer Berklärung übergossen; die Sprache das reinste Deutsch; der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Recitativ; der Inhalt überschwengliche Gefühle, die bald wie leichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerfloßen, — bald stärkere, bald sanftere Luftzüge durch die Saiten der Aeolsharfe, — Unterhaltungen mit und über selige oder unselige Geister, mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, theilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt vor uns zu haben. Bald machte Kerner Anstalt, mich mit ihr in magnetischen Rapport zu setzen: ich erinnere mich keines gleichen Augenblicks in meinem Leben. Fest überzeugt, daß, sobald ich meine Hand in die ihre legte, mein ganzes Denken und Wesen offen vor ihr daliegen würde, kein Rückhalt, keine Ausflucht mehr, wenn Etwas in mir wäre, das ich zu verbergen Grund hätte: es war, wie wenn man mir das Brett unter den Füßen wegzöge und ich in's Bodenlose versänke, als ich ihr die Hand gab. Uebrigens bestand ich die Probe gut: sie rühmte meinen Glauben und oft habe ich später Kerner'n damit geschraubt, daß die Seherin auf seine Frage, was das Eigenthümliche meines Glaubens sei? die Antwort gab, daß er nie zum Unglauben werden könne!.“ Damals freilich war Strauß selbst von der Meinung getragen, sein Glaube stehe über allem Wandel der Dinge. Das Wunder war ihm jetzt nicht

¹ Friedl. Bl. 16 f.

mehr etwas Fernes, das er suchte, sondern es war zur lebendigen Gegenwart geworden. Es war nicht mehr etwas Einzelnes, Ungewöhnliches, es war das Element, in dem die jungen Leute sich bewegten. Hinter jeder Ecke des Wegs, sagt Strauß, um die wir bogen, hinter jedem Strauche des Gartens, an dem wir vorübergingen, waren wir jeden Augenblick gefaßt, das Sonderbarste und Außerordentlichste, ohne Verwunderung und noch mehr ohne Schrecken, als etwas Vertrautes hervortreten zu sehen.“ — Seine Freunde von damals bezeugen, daß Strauß sogar ein ziemlich unbulbsamer Apostel dieses neugefundenen Glaubens gewesen sei. „Ich traf Strauß“, erzählt Vischer¹, „wie er vom ersten Besuche bei Kerner so eben zurück war, in seinem elterlichen Hause; er war wie elektrifizirt, eine tiefe Sehnsucht nach dem Wohne der Geisterdämmerung durchdrang ihn; wo er in der Debatte nur die leiseste Spur von Rationalismus, der von der platten Aufklärung nicht unterschieden wurde, zu bemerken glaubte, war er heftig absprechend, und Alles hieß Heide und Türke, was ihm nicht in seine moundbeglänzten Zaubergärten folgte.“ Wäre Strauß auf diesem Wege weiter gegangen, er würde ein orthodoxer württembergischer Prälat geworden sein, wie er jetzt schon ein ziemlich unbulbsamer Mystiker war, von andern pietistischen Stiftlern nur durch seine tiefere ästhetische Bildung und seine eminente Begabung unterschieden. „Mit dieser Krisis, sagt Vischer, war der Charakter zum Durchbruch gekommen. An dem jugendlichen Grimme der Verachtung, womit von dem neuen Standpunkte der Contemplation auf Alles, was als Nachwuchs Nicolai's erscheinen konnte, herabgesehen wurde, schliff sich die Stärke des Willens. Wo war nun der wehrlose, scheue Knabe? Ein zweischnidiger, überlegener, energisch durchgreifender, jähzornig aufbrausender und im Jähzorn oft harter und ungerechter Charakter stand in unserer Mitte und verbreitete von nun an in seinen Umgebungen jene eigenthümliche Scheu zugleich und Hingebung an ihn, jenen bannenden Zauber,

¹ Krit. Gänge 1, 94.

welcher Naturen zu umgeben pflegt, die man im antiken Sinne dämonisch nennen kann.“ Zu diesem Wilsbe eines werdenden schwäbischen Zionswächters stimmte auch vollkommen die Mißbilligung, die Strauß den studentischen Excessen seiner Commilitonen widmete. „Wenn wir von Duellen sprachen, erzählt Vischer, von Burdenschaft, von Fechten und Reiten, so lachte er uns aus. Wenn wir uns freuten, in der ersehnten Vacanz den verbotenen Schnurrbart stehen zu lassen und mit Sporen zu gehen, so begriff er es nicht.“ In den theologischen Kränzchen, die nun bald begannen, trug er mit großer „Parrhesie“, mit lauter, herrischer Beredsamkeit seine damaligen Ueberzeugungen vor, kurz er war Theologe im specifischen Sinn und wenn wirklich in dem heute schon das morgen wandelt, wie der Dichter sagt, so wäre die Seherin von Prevorst eine wahre Prophetin gewesen. Aber wie schwer ist es, im akademischen Leben aus der Raupe den Schmetterling zu erkennen! Noch auf der Universität selbst trat der Umschlag ein. Das erträumte Paradies, in dem der Jüngling meinte, das Göttliche in den Schatten der Abendkühle wandeln zu sehen und Gottes Stimme unmittelbar zu vernehmen, versank und die Schlange, die ihn verführte, vom Baume der Erkenntniß zu essen, war die Schleiermacher'sche Dialektik. Vielleicht war es gerade die heftige Polemik der Tübinger Lehrer gegen Schleiermacher, die die Studirenden mehr auf die befreienden, als auf die bauenden Momente der Schleiermacher'schen Theologie hinwies. Wenigstens Professor Steubel eiferte damals mit Unverstand gegen den später von ihm selbst verehrten Theologen und Vischer berichtet, er habe einmal im Eifer gegen denselben sogar eine Leiste seines Katheders in Stücke getreten, so daß ein Brett polternd herabfiel und im Katheder ein starkes Rumpeln begann¹, die schlimmen Zuhörer aber meinten, daß nur eine ganz flache Gesichtsbetrachtung in diesem Vorgang das vorbildliche Moment verkennen werde. Inbessen hatten sich, bis Strauß zu den theo-

¹ Vischer, Krit. Gänge I, 74.

logischen Kursen gelangte, an der Facultät erhebliche Aenderungen vollzogen¹.

Am 23. März 1826, beim Beginn der Osterferien war der Hauptträger der Tübinger Theologie, Prälat Dr. von Bengel gestorben. Ernst Bengel, der Enkel des berühmten Joh. Albr. Bengel, war ein Schüler der Kantischen Philosophie gewesen und hatte sich auf dem Gebiete des kirchlichen Supranaturalismus angeeignet, doch nicht allzu weit von der Grenze des Rationalismus. Der hochverehrte Prälat vertrat eine Theologie innerhalb der Grenzen des reinen Verstandes, die aber, wie das den damaligen württembergischen Supranaturalismus charakterisirt, auch wieder kein Bedenken trug, das Wunder auf plausible Verstandesgründe hin gelten zu lassen. Auf diesen Nest war der Gegensatz zwischen Rationalismus und Supranaturalismus bereits zusammengeschwunden. Bengel war überhaupt so recht der Repräsentant der herrschenden Predigtweise und der bestehenden Cultusbücher, dabei ein heller Kopf, ein guter Redner, eine imponirende Persönlichkeit. Kurz der Tod dieses Mannes (er erlag einer Operation bei sonst vollkommen ungebeugter Lebenskraft) war eine Art von Landescalamität, die in ganz Württemberg beklagt wurde. Die Facultät, die nun nur noch aus Steudel und Wurm bestand, dachte an Berufung Neanders; auch Ullmann in Heidelberg ward genannt, ebenso Lic. Böhmer in Berlin. Wollte man Württemberger berücksichtigen, sagte das Facultätsgutachten, so habe Professor Baur am Seminar zu Blaubeuren den größten wissenschaftlichen Anspruch, doch wolle die Facultät nicht bergen, daß es zweifelhaft sei, ob derselbe das Christenthum als eine durch besondere göttliche Veranstellung den Menschen gewordene Offenbarung oder als rein geschichtliche Erscheinung betrachte. Unter einer Reihe weiterer Namen wird dann auch der andere Lehrer unserer Blaubeurer Freunde, Dr. Kern erwähnt. Die Entscheidung des Ministeriums machte der Einsicht des Decernenten, Geh.

¹ Vgl. Chr. Ferd. Baur's Gesch. d. theol. Fak. zu Tübingen in der Gesch. d. Univ. Tübingen v. Klüpfel 1849.

Kath's Schmidlin, alle Ehre. Der eine der noch vorhandenen Ordinarien, der für seine Stelle ungeeignete Dr. Wurm, ward unter allerlei Auszeichnungen zum Dekan in Nürtingen gemacht, wo er dem gemeinen Wohl noch ersprießliche Dienste werde leisten können. Dr. Steudel trat an die Spitze der Facultät als Senior. Von Neander meinte der Geh. Rath, daß der grundgelehrte, aber unpraktische Mann, wenn er auch selbst kein Frömmel sei, doch gar zu leicht Frömmel ziehe¹, demgemäß wurden Kern und Baur ernannt und außerdem der außerordentliche Professor Schmid zum Ordinarius befördert. Sofort machte sich in dem Kreise der theologischen Studien ein neuer Geist fühlbar und insbesondere das Eindringen der Schleiermacher'schen Theologie erregte dem einzigen überlebenden Vertreter der alten Tübinger Schule jenen leidenschaftlichen Unmuth, der den Planken und Leisten seines alten Ratheders gefährlicher war als dieser neuen Theologie.

Der ehrwürdige Senior der Facultät hatte eine Menge humaner Vorzüge, die ihn zu einem vortrefflichen Seelsorger und Prediger würden gemacht haben, aber zum Universitätslehrer fehlte ihm, nach dem Zeugniß seiner Zuhörer alles. Eine trübe, kümmerliche Gestalt war er zudem des Wortes nicht mächtig. „Der heulende Ton seines Vortrags, in Verbindung mit den Verrenkungen seiner Satzbildung, war nur der angemessene Ausdruck der Marter, die er seinen Fähigkeiten hatte anthun müssen, um von der praktischen Stelle, die er vorher bekleidet hatte, sich zum Manne der Wissenschaft emporzuschrauben.“ So beurtheilte Strauß seinen Lehrer² und noch drastischer berichtet Wischer: „Steudel's schleppender, marternder und gemarterter Styl ist bekannt, und wir übten uns oft, ihm den Satz nachzusprechen: „oh Du, der Du den die das Menschengeschlecht beglückende Religion verkündenden Jesum in die Welt gesandt hast!“ Nun denke man sich dazu eine geisterhohle, mit der Intention des innersten Gemüthes jede gleichgültigste Notiz, als hinge an ihr die Ewigkeit, heraus-

¹ Bei Klüpfel a. a. O. 404. — ² Märklin 38.

quetschende Stimme, das immerwährende angstvoll fanatische Polemisiren, ein Hängen und Kleben bei jedem Schritte, so daß die Vorlesung gar nicht von der Stelle rückte: es war peinlich bis zum physischen Schmerze, ich hatte das Gefühl, als heule ein Unglücklicher geknelt mir in die Ohren und ich könnte ihm nicht helfen.“ Den menschlich guten Eigenschaften Steubels lassen doch auch Strauß und Wischer einige Gerechtigkeit widerfahren. Auch stammen diese Urtheile über den Lehrer aus einer Zeit heftigen Unmuths über den Ankläger des Lebens Jesu. Seiner Theologie nach repräsentirte Steudel, wie früher Bengel, die supranaturalistische Apologetik gegenüber dem Rationalismus. Mit dieser Theologie, die er zugleich als die national schwäbische ansah, identificirte er sich und für ihre Behauptungen nahm er, da sie nicht unmittelbar einleuchteten, ein besonderes sittlich-religiöses Interesse in Anspruch. Er machte es im Grunde jedem zur Gewissenssache, sich nur zu der Ansicht zu bekennen, welche er für die biblisch ermittelte hielt¹, oder wie Strauß es ausdrückt, er liebte es, wenn das Geschütz ihm stecken blieb (was im Grunde freilich immer der Fall war), dem Verstande das Herz, den Gründen Erbaulichkeiten vorzuspannen. So dauerte es ungefähr vier Wochen, da hatten Strauß und Wischer ihre Papiere zusammen gepackt und waren verschwunden.

Um so stolzer waren die Blaubeurer Freunde über den Anklang, den ihr alter Lehrer Ch. F. Baur fand. Mit riesenhaftem Fleiße hatte Baur die ungeheuren Felder der Kirchen- und Dogmengeschichte sofort bewältigt. Dann erzwang er in der Symbolik Interesse für die Unterscheidungslehren der einzelnen Kirchen, die den Rationalisten und Supranaturalisten beiderseits gleichgültig geworden waren. In den späteren Semestern las Baur auch Exegese der Apostelgeschichte und der Korintherbriefe, aber er selbst war damals noch nicht in die folgenreichen Untersuchungen über die Parteiverhältnisse in der Urkirche eingetreten,

¹ Baur, a. a. O. bei Küpfel 39.

— Hausrath, D. F. Strauß I.

die die ganze alte Kirchengeschichte umkehrten, nur hier und dort begann er den Zuhörern ein kritisches Licht, obwohl erst in der Ferne zu zeigen. „Von der Verwegenheit, sagt Strauß selbst, mit der der Verfasser des Lebens Jesu mit einer Handvoll entschlossener Leute bald darauf einen Sturm auf die Mauern Zions unternahm, war Baur weit entfernt; zu der regelrechten Belagerung aber, auf die er es anlegte, fing er damals kaum an, die ersten Linien zu ziehen.“ So steht zu dem Erstlingswerke von Strauß noch eher das Colleg über Synopse in directem Verhältniß, das Kern las, der durch die Halbheit seiner kritischen Entscheidungen das entschiedenere Urtheil seines begabtesten Zuhörers stark herausforderte. Kern bewies ein gesundes Auge für die Widersprüche der evangelischen Erzählungen, aber, wie Strauß sich ausdrückt, einen noch besseren Magen, sie auszugleichen. So kam es, daß die früheren Schüler sich enttäuscht von dem unentschlossenen Charakter abwandten. Das Resultat der Vorlesung war aber, daß Strauß sich zum ersten Mal von dem erlernten Inspirationsbegriff los sagte¹.

Unter den Repetenten gewährte Schneckenburger, der nachmals Baur in der kritischen Beleuchtung der Apostelgeschichte überholte, namentlich philosophische Anregungen. So ist es denn auch charakteristisch für diese Periode der Romantik und der Identitätsphilosophie, daß nicht von Seiten der historisch-kritischen Untersuchungen, sondern von Seiten der speculativen Theologie her in diesen jungen Gemüthern der Bruch mit der Kirchenlehre erfolgte. Schleiermachers Einfluß war es, der Strauß aus einem gläubigen Studenten, nach dem Sprachgebrauch des württembergischen Pietismus, zu einem Ungläubigen machte. Baur selbst führte die Schleiermacher'sche Theologie sofort bei seinem Antritt bei den Studenten ein. Schon in seiner Inauguraldissertation über das ideale Christenthum der Gnostiker glaubte er Analogien zwischen der alten Gnosis und der Schleiermacher'schen Glaubenslehre nach-

¹ Vischer, krit. G. 104.

weisen zu sollen. Auch eine Analyse des Schleiermacher'schen Systems ward bei dieser Gelegenheit gegeben. Schleiermacher selbst nahm den Angriff, so weit er ein solcher war, hoch auf. Er erließ im Jahre 1829 in den Studien und Kritiken jene bekannten Sendschreiben über seine Glaubenslehre, die für Tübingen den Erfolg hatten, daß das merkwürdige Buch gekauft, studirt und überall discutirt ward. Bald machten sich die Folgen fühlbar. Als Strauß im Winter 1827 an dem theologischen Kränzchen bei Steudel theilnahm, war er noch vollkommen in seinen mystischen, Schelling'schen Fährten. Bei dem ihm zufallenden Vortrag entwickelte er in dem absprechenden Ton des im Glauben gewurzeltten Stifftlers die Schelling'sche Lehre, wie die Natur, die selbst nur starrer Geist sei, durch den Geist erlöst werden müsse und diese Erlösung eben durch das christliche Princip und seine wunderthätige Kraft bewerkstelligt werde. Steudel warf darauf ganz trocken ein: da müßte ja aber, da das Christenthum schon so lange besteht, die Natur schon ganz erstaunlich erlöst sein, wovon er nichts bemerke¹. Sobald nun aber Schleiermacher in den Gesichtskreis der jungen Leute eingetreten war, hatte der Lehrer statt dieses mystischen Ueberglaubens vielmehr die Noth des Gegentheils zu beklagen. Der Uebergang von Schelling zu Schleiermacher lag nah, denn Schleiermacher war eben so der Theologe der romantischen Schule, wie Schelling ihr Philosoph. Aber indem Strauß mit dem großen Theologen anfang, die kirchlichen Lehrsätze, die er bisher geglaubt hatte, weil sie in der Schrift standen, als Ausfagen des frommen Selbstbewußtseins zu betrachten, zu prüfen und ihren systematischen Zusammenhang sich dialektisch zu vermitteln, gerieth er, ohne es zu wollen, auf einen ganz neuen geistigen Boden hinüber². Unvermerkt schob sich ein dialektisches Mittelglied nach dem andern zwischen das früher naive Geglaupte und sein Bewußtsein ein, so daß der Glaube der Klosterschule bald einer andern Vorstellungsweise wich.

¹ Vischer, Krit. G. 97. — ² Friedl. Bl. 22.

Demnach wird hier der Ort sein, auf die Bedeutung der Schleiermacher'schen Theologie mit einem Worte hinzuweisen. Man hat Schleiermacher den Kant der neueren Theologie genannt, insofern er ebenso die Gesetze unseres religiösen Empfindens untersucht hat, wie Kant die Gesetze des Erkennens. Zuerst in seinen „Reden über die Religion“ hatte er als die Quelle dieser das Abhängigkeitsgefühl vom Absoluten bezeichnet¹. „Sofern im Gefühl des Menschen sich die Einwirkung eines oder mehrerer Gegenstände ausdrückt, ist das Gefühl ein endliches, weltliches; sofern aber in demselben das gemeinschaftliche Sein und Leben des All nachklingt, ist es das fromme Gefühl,“ d. h. Religion. Weltliche Empfindung ist der Schmerz über die Unvollkommenheit eines einzelnen Menschen, religiöse der über die Unvollkommenheit der menschlichen Natur; weltliche die Freude an dem einzelnen Ereigniß, religiöse die Empfindung der Gnade, der Liebe und Barmherzigkeit, die wir ausgegossen sehen durch das ganze All. Diese Gefühlsäußerung ist nun aber eine vollkommen normale Function des menschlichen Geistes. Die Religion in sich ertödtet, sagte der Prediger der romantischen Schule, ist ein Act der Selbstverstümmelung, „wie das Ausreißen eines Auges oder eines edlen Eingeweides,“ denn die religiöse Empfindung ist das Athemholen des Geistes im Unendlichen.

Sofern nun das Universum sich in dem Gefühl der einzelnen Menschen, je nach Bildung, Alter, Race, Himmelsstrich sehr verschieden reflectirt, ist eine unendliche Verschiedenheit von Religionen möglich. Unter denselben mag man höhere und niedere unterscheiden, keineswegs aber sind die einen die wahren, die andern die falschen, sondern jede ist wahr an ihrem Ort, sofern sie die Art und Weise ist, wie an einer gegebenen Stelle des Raumes und der Zeit und unter den Bedingungen der Nationalität und Individualität, das Universum empfunden wird.

Die wissenschaftliche Beobachtung der Aeußerungen dieses Ab-

¹ Pag. 77.

hängigkeitsgefühls ist denn nach Schleiermacher Religionswissenschaft, Theologie, und damit ist die Provinz des Geisteslebens, die die Theologie zu bestellen hat, bezeichnet. Schleiermacher hat der Theologie ihre Stelle im Ganzen der Wissenschaft zurückerobert und darf darum als Neubegründer derselben betrachtet werden.

Aus der Erkenntniß des Wesens der Religion entsprang nun sofort eine überaus fruchtbare Unterscheidung zwischen Religion und Dogma. Die Bestimmtheit des Gefühls durch das Absolute ist das Erste und Wesentliche; Begriffe und Lehrrätze entstehen erst in zweiter Ordnung durch Reflexion auf das Gefühl. Da die Reflexion aber nicht das Gefühl selbst ist, so kann bei verschiedenen Reflectirenden dasselbe Gefühl in sehr verschiedenen Sätzen d. h. Dogmen sich aussprechen. Die Empfindung des Absoluten selbst ist die Hauptsache; das Aussprechen der Empfindung ist zufällig, und am wenigsten kommt es auf die wissenschaftlichen Formeln an, in denen später die Gelehrten jene Aussprüche reflectirend zusammengefaßt haben. Dazu kommt, daß es diese Formeln, die Dogmen, überhaupt gar nicht mit der objectiven Wahrheit zu thun haben, sondern mit den Thatsachen unserer Empfindung. Soweit innerhalb unserer Organisation überhaupt von einem objectiv Wahren sich reden läßt, ist es Sache der Physik, Astronomie, Metaphysik, dasselbe zu suchen; die Glaubenslehre dagegen soll nur die thatsächlichen Reactionen des religiösen Gefühls gegen das Absolute (als dem Grund des Daseins) beschreiben. Sie beobachtet nicht das Objective, sondern die frommen Gefühlsäußerungen, die durch Jenes hervorgebracht werden. Indem sie diese Functionen eines unserer Grundvermögen controllirt, registriert und beschreibt, ist sie eine descriptive und darum historische Wissenschaft. Begründet, deducirt, bewiesen, soll nach Schleiermacher gar nicht werden in der Glaubenslehre, sondern ihre Aufgabe ist lediglich, das im frommen Selbstbewußtsein innerlich Gegebene systematisch darzutragen und dialektisch zu vermitteln. So wandeln sich die Dogmen, die früher prätendirten, objective Wahr-

heit zu sein, in ~~Aussagen darüber, wie das fromme Gefühl das~~ Objective empfinde. Das Dogma, das biblische sowohl, wie das ~~kirchliche, ist nicht~~ der Gegenstand, sondern der Ausdruck des religiösen Glaubens. Während das Dogma der alten Kirche Glaubensgegenstand war, erscheint es jetzt nur als Versuch, die Aeußerungen des religiösen Gefühls zu formuliren. Das Dogma verhält sich zum Glauben, wie der physikalische Lehrsatz zu den physikalischen Vorgängen. Das Dogma kann bekämpft, aufgelöst, vergessen werden, soweit das darin ausgesprochene fromme Gefühl aber wirklich ein in der menschlichen Natur begründetes ist, wird es zu wirken fortfahren und der reflectirende Geist wird seinen Inhalt in neuen Formeln, d. h. Dogmen zum Ausdruck bringen. Dieser Satz gilt aber nicht nur von den kirchlichen, sondern auch von den biblischen Lehren. „Eine Lehre gehört nicht deshalb zum Christenthum, weil sie in der Schrift enthalten ist, sondern sie ist in der Schrift enthalten, weil sie zum Christenthum gehört¹.“

Diese neue Grundlegung in Sachen der Religionswissenschaft ist denn auch der Punkt, auf dem Schleiermacher am entschiedensten mit der Kant'schen Philosophie zusammenhängt. Wie dem kritischen Philosophen die Vorstellung der Welt nur eine Summe von Aussagen unseres Erkenntnißvermögens über das Absolute ist, so sind Schleiermacher die Vorstellungen von Gott Aussagen unseres frommen Gefühls über dasselbe Absolute. Das Absolute, wie wir es im Verstand haben, ist die Welt; das Absolute, wie wir es im Gefühl haben, ist Gott; was jener als Gesetz und Ordnung, das faßt das Gefühl persönlich als Gott. Sind dem kritischen Philosophen Raum und Zeit Formen unserer Anschauung, in deren Rahmen wir nach unserer geistigen Organisation alle Daten unserer Erfahrung sofort eingliedern, so sind für Schleiermacher Gott, Sünde, Gnade Aussagen unseres religiösen Empfindens, unter denen das Abhängigkeitsgefühl jede seiner Erfah-

¹ Glaubenslehre 2, 356.

rungen subsumirt. In sofern ist Schleiermacher Kantianer nicht Spinozist.

Als Theil der Welt fühlen wir uns von Gott abhängig, die Substanz unseres frommen Gefühls ist mithin Abhängigkeitsgefühl. Wir fühlen uns von ihm geschaffen und erhalten, wir fühlen ihn als den Ewigen und Allmächtigen und Allwissenden. Ist das Abhängigkeitsgefühl auf den letzten Grund des Daseins bezogen, so nennt es Gott den Schöpfer und Erhalter der Dinge. Bezogen auf die Grundlagen der sittlichen Weltordnung redet es von Eigenschaften Gottes. Diese Eigenschaften sind mithin nicht etwas Besonderes in Gott, sondern nur etwas Besonderes in der Art, wie wir unser schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl auf ihn beziehen¹. Ebenjowenig ist die göttliche Dreieinigkeit eine Verschiedenheit im Wesen Gottes, sondern in der Offenbarung für uns. Im christlichen Selbstbewußtsein findet Schleiermacher gesetzt, daß Gott mit der Menschheit sowohl persönlich, als in Christo, als unter der Form des Gemeingeists vereinigt sei, und daß sich in keiner dieser Einwohnungen weder etwas Geringeres als das göttliche Wesen an sich selbst gesetzt finde, noch in der einen etwas Geringeres als in der andern. Die göttliche Trinität bezeichnet also verschiedene Wirkungskreise und Wirkungsweisen, sie ist eine Dreiheit, nicht des Wesens, sondern der Offenbarung, d. h. unserer innern Erfahrung. Ebenso fließt ihm die gesammte Eintheilung des dogmatischen Stoffs aus dem Verhältniß des menschlichen Abhängigkeitsgefühls zu Gott. Sofern nämlich unser Sein zugleich im Gegensatz gegen Gott steht durch die Sünde, ergeben sich drei Theile, von denen der Eine das Abhängigkeitsgefühl abgesehen von diesem Gegensatz entwickelt, der zweite, wie es sich als Sündenbewußtsein gestaltet, der dritte, wie es sich gestaltet als Bewußtsein der Gnade.

Die eigentliche Schwierigkeit für das Schleiermacher'sche Verfahren lag nun auf dem Gebiete der Christologie, insofern das

¹ Glaubenslehre § 50.

fromme Abhängigkeitsgefühl sich nicht in gleicher Weise unmittelbar auf Christus bezieht wie auf Gott. Hier aber kommt es Schleiermacher zu gut, daß er die Glaubenslehre sofort als eine historische Wissenschaft definiert hat, die es mit einem geschichtlich gegebenen Selbstbewußtsein zu thun hat, nicht mit einem abstracten, wie es in der Erfahrung nicht vorkommt. So geht er von dem empirischen christlichen Bewußtsein, von der innern Erfahrung aus, die jeder über das, was er am Christenthum hat, in sich selber macht. Als Glied der christlichen Gemeinde, argumentirt Schleiermacher¹, bin ich mir der Aufhebung meiner Sündhaftigkeit und der Mittheilung höherer Vollkommenheit bewußt, d. h. ich fühle in dieser Gemeinschaft die Einflüsse eines sündlosen und vollkommenen Principis auf mich. Diese Einflüsse werden von den einzelnen Mitgliedern dieser Gemeinschaft nicht producirt, denn diese sind ebenso sündig und unvollkommen wie ich selbst, das Zusammenwirken von Unreinen kann aber nicht das Reine zum Resultat haben. Die reinigende Wirkung muß also von demjenigen ausgehen, der in allen Einzelnen jene Wirkung hervorruft, d. h. von dem Stifter. Was wir nun in uns als Christen bewirkt finden, daraus schließen wir, wie immer von der Wirkung auf die Ursache geschlossen wird, auf die Wirksamkeit Christi zurück, und aus seiner Wirksamkeit auf seine Person, welche die Fähigkeit gehabt haben muß, solches zu bewirken.

Betrachten wir nun die Wirkung des christlichen Gemeingeistes auf uns näher, so besteht sie darin, daß das Gottesbewußtsein im Gegensatz zu unserer sinnlichen Natur so gekräftigt wird, daß wir den Impulsen der Sinnlichkeit zu widerstehen vermögen, daß wir lernen, alle Eindrücke auf das religiöse Gefühl zu beziehen und alle Thätigkeiten aus demselben hervorgehen zu lassen. Nach dem bereits Gesagten gehen nun aber diese Wirkungen nicht von der Gemeinde als Einzelnen, sondern von dem in ihr fortwirkenden Stifter aus. Wir dürfen nun aber aus

¹ Glaubensl. 2, 9–105.

dem, was er wirkt, schließen auf das, was er gewesen, und so ist die Möglichkeit gegeben, auch die Christologie aus unserem Bewußtsein, das empirisch ein Christliches ist, abzuleiten und damit als nothwendigen Theil der Glaubenslehre zu begreifen.

Eine weite Bahn hatte sich mit dieser neuen Grundlegung der Religionswissenschaft aufgethan und wie der Meister selbst den „Christlichen Glauben“ (1821 und 1830) immer vollständiger als nothwendige Aussage des frommen Bewußtseins zu erweisen wußte, so bildeten die Schüler eine geradezu sophistische Gewandtheit aus, die kirchlichen Lehren ohne Rast aus ihrem frommen Bewußtsein herauszuspinnen, oder wie Strauß spottet: „die Dogmen, wie sie da sind, gleichsam mit Haut und Haaren, in den Himmel der Idee kommen zu lassen!“

So begann denn auch für unsere jungen Freunde das Geschäft, die kirchlich ausgeprägten Dogmen, die sie ererbt, in dem Tiegel ihres frommen Bewußtseins wieder einzuschmelzen und in dem so gewonnenen religiösen Feingehalt eine nothwendige Empfindungsweise des Göttlichen wiederzuerkennen. Allein wie viel mußte bei diesem Proceß als Schlacke ausgeschieden werden, was zwar die Kirche über Gott, Christus, Geist aussagte, was aber der strenge Wahrheitsfinn unserer jungen Theologen durchaus nicht als nothwendige Aussage des frommen Bewußtseins zu erkennen vermochte. Ja der historische Christus erschien ihnen bald auf dem Standpunkt dieses Systems als eine Inconsequenz, da die Wirkungen, aus denen Schleiermacher auf den Ursacher schloß, insgesammt von dem idealen Christusbild ausgingen, das selbst ein Product der religiösen Idee sein konnte, keineswegs aber einen geschichtlichen Jesus von Nazareth bewiesen.

Die Einwirkung dieser speculativen Versuche auf die theologische Entwicklung der jungen Leute war eine ungemein folgenreiche. Der Schleiermacher'sche Satz, daß alle Glaubenslehren zunächst nicht Aussagen über irgend ein Objectives, sondern nur über eine Bestimmtheit

¹ Charakt. u. Krit. 173.

unseres frommen Gefühles seien, war ein großes, befreiendes Wort gegenüber dem einfachen Autoritätsglauben, eine Rettung aus der Enge des Supranaturalismus und bald kehrte sich die seither erwiesene mystische Energie Straußens um in die religiös kritische, die kein Dogma mehr unbezogen hinnahm, sondern jeden kirchlichen Satz darauf untersuchte, ob er wirklich einer nothwendigen Aussage unseres frommen Bewußtseins entspreche? Da konnte denn seinem Scharfsinn nicht verborgen bleiben, wie das neu proclamirte Princip sehr viel weiter führe als sein erster Herold zugestand und er fand, daß die wirkliche Charte, die der Diplomat Schleiermacher in der Glaubenslehre zum Vorschein bringe, sehr viel conservativer sei als die Proclamation in den Reden hatte erwarten lassen.

Nicht viel später begann denn auch für Strauß und Märklin das Studium Hegel's. Repetent Schneckenburger hatte eine Vorlesung über den Einfluß der neueren Philosophie auf die Theologie gehalten, die vielen Stoff und brauchbare Fingerzeige an die Hand gab. Auch der talentvolle Schulfreund Zimmermann, „in dem alles schneller aufging und wieder abwelkte, als in den Uebrigen,“ spielte den großen Hegelianer und reizte die Andern zum Wettkampf¹. Später berühmte sich auch der Generalsuperintendent Hoffmann als Studiengenosse zuerst seinen Freund Strauß auf Hegel geführt zu haben². Damit trat denn ein zweites revolutionäres Moment in die geistige Entwicklung der jungen Stiftsgemeinde ein, das für Strauß ebenso wichtig ward als die Schleiermacher'sche Glaubenslehre.

Die Hegel'sche Philosophie, die das Absolute als die Identität des Subject's, des Idealen und Realen faßte, schien von Haus aus berufen, die Lehre der Versöhnung aus ihren Begriffen zu deduciren. Wenn Schelling den Naturprozeß als das Streben der Natur begriff, sich von der starren Gebundenheit des Unorganischen durch das Leben des Pflanzen- und Thierreichs hindurch

¹ Märklin a. a. O. — ² Neue Evang. K.-Ztg. 1873, S. 713.

zum Bewußtsein im menschlichen Geiste hervorzarbeiten, so war Hegel vielmehr vom subjectiven, idealen Factor, vom Denken ausgegangen. Dem Naturproceß liegt Begriff, Logik, das absolute Denken zu Grunde und die Denkgesetze sind zugleich die innerliche Logik des Weltalls. So trat die Hegel'sche Schule mit dem Anspruch auf, alle Dinge aus ihrem innersten Grunde zu begreifen, in allem Sein und Geschehen die einheitliche, mit dialektischer Nothwendigkeit sich vollziehende Offenbarung der Idee zu erkennen. In der That ist die deductive Methode nie stolzer gehandhabt worden als in Hegel's Phänomenologie, an deren Studium die jungen Freunde nunmehr herantraten. „Während der Verstand bei dieser Lectüre in die schärfste dialektische Schule genommen wurde, erzählt Strauß selbst, boten sich dem Geiste die tiefsten Ahnungen, der Phantasie die überraschendsten Ausblicke; die ganze Weltgeschichte zog in neuer Beleuchtung an den Lesern vorüber; Kunst und Religion in ihren verschiedenen Formen tauchten an ihrer Stelle auf, und dieser ganze Reichthum an Gestaltungen ging aus dem Einen Selbstbewußtsein hervor und wieder in dasselbe zurück, das sich damit als die Macht aller Dinge auswies.“ Ganz ausdrücklich aber prätendirte diese Philosophie, durch ihre Lehre von der Identität des Realen und Idealen das christliche Dogma von der Versöhnung der Welt mit Gott, das die Kirche glaubte, auch dialektisch bewiesen zu haben. Setzt die Philosophie drei Momente, durch welche die Idee zur Wirklichkeit wird, so entspricht das Ansichsein der Idee der Lehre vom Vater, das aus sich Heraustreten, oder Anderssein dem Sohne, das An- und Fürsichsein der Idee dagegen, die durch den Proceß der Endlichkeit hin sich selbst als den absoluten Geist kennen lernt, entspricht der dritten Person der Dreieinigkeit, dem heil. Geist. Mit anderen Worten: Der Vater ist Gott, als das absolute Subject gedacht, der Sohn ist Gott, wie er sich selbst sich als Object gegenüberstellt, der heilige Geist ist Gott, insofern er als Subject-Object mit sich selbst identisch ist. Zufolge gleicher Dialektik muß Gott sich auch als Schöpfer offenbaren. „Ist Gott als Vater und Sohn sich

ein Anderer, so wird er sich auch ein Anderes, und hiermit die Welt erschaffen ¹." Vermitteltst dieser und ähnlicher dialektischer Spiele wurden denn alle wesentlichen Kategorien der Erlösungslehre deductiv hergestellt.

Es dauerte nun nicht lange, so äußerte sich das Ueberwiegen des Verstandes über das Gemüth bei Strauß darin, daß er von Schleiermacher zu Hegel abfiel. Ja er hatte Schleiermacher sogar im Verdacht, daß er selbst die meisten seiner Sätze auf deductivem Wege dialektisch gefunden, während er vorwende, sie aus dem frommen Bewußtsein abzuleiten; daß mithin auch er im Grunde wohl wisse, daß die Dogmatik Product der speculativen Thätigkeit des menschlichen Geistes sei. Manche Sätze, die Strauß als philosophisch richtige wohl zugeben konnte, vermochte er doch in keiner Weise in seinem frommen Abhängigkeitsgefühl zu entdecken und er argwöhnte, auch Schleiermacher habe sie anderswoher als er gestehet. Wie man auf dem Theater den Soldaten neue Kleider überwirft, so, meinte er, hat Schleiermacher seinen philosophischen Truppen die Kutte des frommen Gefühls übergeworfen, allein bei jeder rascheren Bewegung blickt der ursprüngliche Anzug wieder hervor ². So könne auch der Leser bei der Wiederholung und in der Erinnerung sich kaum enthalten, den kürzeren philosophischen Weg zu diesem Dogma einzuschlagen und die von dem Verfasser vielfach ausgesteckten Warnungstafeln würden ihn um so weniger abhalten, sich des deductiven Weges zu bedienen, als dringende Gründe zum Verdacht vorlägen, der Verfasser selbst sei zu dem Ziele, zu welchem er jetzt die Leute auf dem Gefühlsumwege führe, für seine Person auf dem kürzeren Pfade der philosophischen Deduction gelangt ³. So entschied sich Strauß mehr und mehr dafür, daß er mit Hegel die Frömmigkeit zwar für ein Fühlen und demgemähes Handeln erklärte, die Religion aber als ein Glauben und ein Erkennen, mithin als ein Denken faßte. Damit war aber auch der gesammte Inhalt der Religion der Kritik des

¹ Marheineke, Dogmat. § 230. — ² Char. u. Krit. 172. — ³ Char. u. Krit. 166.

Verstandes unterstellt. Ist sie ein Denken, so hat ihr Inhalt Realität, je nachdem dieser Inhalt sich mit den Gesetzen der Logik verträgt oder nicht und mit dem logischen Beweis steht und fällt sie. Das war der Punct, an dem sich Strauß von der Grundvoraussetzung unserer heutigen Theologie schied, obwohl scheinbar die Wege noch geraume Zeit parallel liefen. So lange die Hegel'sche Schule bei dem Satze verblieb, daß der Mensch die Fähigkeit habe, Gott inne zu werden und daß im Bereich der Vorstellung ebenso das Dogma der Ausdruck dieses Gottesbewußtseins sei, wie im Gebiete des Begriffs die Gottesidee, so lang konnte man noch an eine selbstständige Theologie denken, allein bald genug wurde die Vorstellung vom Standpunct des Begriffs aus gemeistert, sie wurde als ein unklares, verworrenes Denken erkannt, die Vollziehbarkeit der Vorstellung selbst ward geläugnet und das Ende war die Auflösung aller Dogmatik als des Ausdrucks eines unreifen Denkens früherer Epochen der Menschheit, in denen die Idee noch zu keinem adäquaten begrifflichen Ausdruck zu kommen vermochte. Wenn die Religion nur ein schlechtes Wissen vom Absoluten war, so mußte sie eben weichen vor dem rechten Wissen: Kritik des Dogmas vom Standpunct des Begriffs und Auflösung der religiösen Vorstellung war das Resultat der von vornherein falschen Definitionen. So wenig aber damals, als Hegel auf der Höhe seiner conservativen Epoche stand, irgend ein Anderer diese spätern Evolutionen der Schule vorherseh, so wenig war Strauß sich dieses Ausgangs bewußt. Dennoch aber machte sich auch bei ihm bereits das allgemeine Gesetz geltend, daß die eine geistige Function die andere zu binden pflegt. Das begriffliche Beweisen des Dogmas hemmte die Lebendigkeit des religiösen Empfindens und hatte die Schleiermacher'sche Schule, die auf dieses Empfinden reflectiren hieß, dadurch auch gelehrt, diese Empfindungen wach zu halten, so ließ das Hegel'sche Construiren des Dogmas, selbst wenn es zu ganz orthodoxen Resultaten kam, allmählig die gemüthliche Erwärmung verfühlen. Bei unseren jungen Hegelianern stellte sich diese Thatsache schon

äußerlich darin bar, daß das philosophische Kränzchen an den Sonntag Vormittagen gehalten wurde. Märklin hatte bis dahin in Steudel's Vorlesungen und Predigten ausgehalten, da dieser sein Oheim war. Jetzt ereignete es sich nicht selten, daß dem im Chorrock zur Kirche schreitenden Steudel sein Neffe Märklin begegnete, die dem Ohm wohlbekannte Hegel'sche Phänomenologie unter dem Arm. „Auch Du Brutus“, spotteten dann die jungen Leute, sei die Summe der Empfindungen des guten Steudel gewesen, dem durch solche Begegnung die Predigt sicher nicht leichter geworden ist.

Von äußeren Ereignissen ist aus dieser Zeit noch zu erwähnen, daß Strauß im Jahre 1828 eine theologische Preisaufgabe bearbeitet hat, merkwürdiger Weise aber war es eine katholische. Nach der Versicherung von Kundigen war es damals nichts Seltenes, daß die Theologiestudirenden der einen Confession die Preisaufgaben der andern bearbeiteten. Trug dann ein Theologe der „Schwesterkirche“ den Sieg davon, so war das natürlich eine Beschämung der Nächstbetheiligten. Das Bedenkliche an der Sache ist aber, daß Strauß mit dem Thema, das er bearbeitete, nicht sowohl als Protestant, sondern als Philosoph, noch vor Ablieferung der Arbeit zerfallen war. Es handelte sich nämlich um die Lehre von der Auferstehung des Fleisches. „Ich bewies, schreibt er an Vischer, exegetisch und naturphilosophisch mit voller Ueberzeugung die Auferstehung der Todten, und als ich das letzte Punctum machte, war mir's klar, daß an der ganzen Sache nichts sei.“ Dennoch hat er die Arbeit eingereicht. Zwei der eingegangenen Abhandlungen wurden von der Facultät als preiswürdig bezeichnet. Bei Eröffnung der Zettel erwies sich als Verfasser der einen ein katholischer Theologe, als der der andern David Friedrich Strauß. Die beiden so Belobten mußten nun um den Preis loosen, das Loos aber hatte ein Einsehen und entschied für den katholischen Bewerber. Strauß hielt übrigens viel auf seine Arbeit und wollte sie im Jahre 1834 als Doctorbiffertation vorlegen. Aber trotz

wiederholter Anfragen war dieselbe nicht mehr bei den Acten der katholischen Facultät zu finden¹. Für ihn selbst hatte diese Arbeit die Bedeutung, ihn in seiner kritischen Stellung zur Schrift vorwärts zu schieben. Er nennt sie seinen „ersten Wendepunkt“, mit der die Richtung auf die moderne Theologie und Philosophie sich entschied.

Dennoch würde man den Einfluß sowohl Schleiermacher's als Hegel's auf diese sich stetig entwickelnde Schwäbische Natur verkennen, wenn man glauben wollte, Strauß wäre durch diese Studien irgendwie an seinem Berufe irre geworden. Im Gegentheil nahm er an den praktischen Uebungen, die die letzten Kurse der Studienzeit füllten, eifrigen Antheil und schloß sich mit Eifer und Vertrauen an Professor Schmid an, der zwar selbst kein guter Prediger war, aber um so mehr darüber nachgedacht hatte, was zu einem solchen gehöre. Die Leitung des Predigerseminars war durch und durch praktisch und Strauß fand später, daß die Anstalt in Berlin weit hinter der in Tübingen zurückbleibe. So war Strauß in die Semester gekommen, von denen der Student spricht, sie gefallen mir nicht. Als Vorempfang auf die künftige Würde wandelte der an der Schwelle des Examens stehende Seminarist in hohem Hute durch die Straßen der Stadt, Excerpte und Compendien in allen Taschen, im Kopfe Predigtentwürfe und Dispositionen zu Katechesen. Solcher Eifer fand sich denn auch von dem schönsten Erfolg gekrönt und als Strauß im Herbst des Jahres 1830 sein theologisches Studium mit einer glänzenden Prüfung beschloß, erhielt er sowohl in der Predigt als der Katechese die akademischen Preise. Es liegt darin zugleich ein Beweis, daß Strauß nicht nur zur gelehrten, sondern ebenso zur praktischen Thätigkeit befähigt war, wenn auch später nur die eine Seite seiner Begabung zur Ausbildung gelangte. Daß er dabei

¹ Vgl. die Acten der philos. Fac. zu Tübingen, die Promotion des cand. Dav. Friedr. Strauß betreffend. Circularschreiben des Dekan Sigwart vom 30. Oct. 1881.

den Boden der kirchlichen Vorstellung durchaus nicht geräumt hatte, beweisen die ersten Publicationen des jungen Mannes, die noch in sein letztes Studienjahr fallen. Die eine ist eine im Jahre 1830 im „Hesperus“ veröffentlichte Besprechung der verschiedenen Ansichten über Kerner's „Seherin von Prevorst“, die andere eine Predigt, die Strauß als Mitglied des Tübinger Seminars bei der Säkularfeier der Uebergabe der Augsburg'schen Confession am 25. Juni 1830 hielt, und die mit der Beschreibung der ganzen Feier von der Facultät dem Druck übergeben ward¹.

Jene Recension zeigt, daß Strauß auch jetzt noch an die höheren magnetischen Kräfte glaubte und der einst so verehrten Seherin ein Schauen in die Ferne und selbst Wirkungen in die Ferne zuschrieb. Sein Zweifel beginnt erst da, wo seine geläuterte theologische Vorstellung mit den höchst naiven Vorstellungen Kerner's und seiner Seherin zusammenstößt. Ja wir sehen Strauß auf der eigenthümlichen Station seiner Entwicklung angelangt, auf der er die biblische Vorstellung einer Dämonenwelt läugnet — mit Schleiermacher, dagegen das Hellsehen, die Kraftwirkungen einer hysterischen Patientin gelten läßt — mit Schelling. So halten Kritik und Glauben sich noch die Wage, wobei freilich in die eine Waagschale die ganze Freundschaft für Kerner und die Pietät für die inzwischen verstorbene Freundin geworfen werden muß, um das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Wenn aber Strauß in den friedlichen Blättern berichtet, daß er nach dem gründlichen Studium Schleiermacher's das alte Zauberland des Hellsehens, der Magie und Sympathie wie auf den Kopf gestellt gesehen habe, so ist das so wörtlich nicht zu nehmen. Noch immer glaubte er an alle Weinsperger Wunder, während er viele biblische bereits verwirft. Freilich war darin sein Meister Schleiermacher nicht viel anders gestellt, der, wie wir aus seinen Briefen wissen, gleichfalls auf magnetische Wirkungen hielt. So steht auch jetzt für Strauß als Thatsache fest², daß gewisse Menschen von ver-

¹ Siehe Beilage I. — ² Vgl. die angef. Rec. Char. u. Krit. 396.

borgenen Metallen eine Empfindung haben; er kennt Beispiele von andern, die ein ähnliches Gefühl für Verbrecher und ihren Aufenthaltsort besitzen, so daß sie sowohl die Mörder als die geraubten Gegenstände, lediglich von der Spürkraft ihres Gefühls geleitet, ausfindig machen. Er weiß, daß gewisse Personen über Gräbern von Uebeln befallen werden, andere einen elektrischen Schlag verspüren, welche Indisposition sich bei besonders Reizbaren zur Vision steigert, so daß sie auf dem Grab die gespensterhafte Gestalt des Todten schweben sehen. Selbst das Vorempfinden kommender Ereignisse gesteht Strauß noch zu. Es ist ihm Thatsache, daß Magnetische die Anschauung eines künftigen Leichenzugs, den sie Wochen vor dem Tode des zu Begrabenden aus dessen Haus ziehen sehen, durch Berührung auch dritten Personen mittheilen. Er glaubt es Kerner auf's Wort, daß die Seherin von Prevorst auf vier Stunden Entfernung sich dem Arzte ihres kranken Vaters vernehmlich machte, daß sie durch Vermittlung von Glas, Seifenblasen u. dgl. leiblich nicht zu erblickende Orte sehen konnte, und, um Kerner nicht Lügen zu strafen, oder die Seherin als eine raffinierte Schwindlerin werthen zu müssen, trägt er sogar die Wundererklärung vor, daß sie selbst, unbewußt, mit ihrer magnetischen Kraft Stühle umgestürzt, Sand aufgerafft und in's Zimmer geworfen, und ohne es zu wissen, die Geisterstimmen in ihrem Leib hervorgebracht habe. Denn während er die Thatsachen selbst durchweg stehn läßt, da sie von Personen bezeugt waren, die, mit den alten Supranaturalisten zu reden, erstens die Wahrheit sagen wollten und zweitens die Wahrheit sagen konnten, wendet er den rationalistischen Kunstgriff des Dr. Paulus an, der von dem Geschehenen die Auffassung desselben durch die Zeugen trennt. Die Thatsachen stehen außer Zweifel, aber daß sie durch Dämonen, Schutzengel, Geister, Gespenster u. dgl. hervorgerufen seien, ist Pragmatismus der Seherin. Der Leichengeruch auf den Gräbern verdichtet sich dem Geisterseher zum visionären Schauen des Gespensts. Das Hellsehen einer verborgenen Urkunde und ihre Lectüre durch das Medium des Nervengeistes bildet in der Somnam-

bühe eine deutliche Vorstellung von der Gestalt des Verstorbenen, so daß sie meinen kann, dessen abgesetzener Geist stände vor ihr. Diese Vorstellung ist so stark, daß sie durch einfache Handreichung auch in Andern durch das Medium des Nervengetastes hervorgerufen wird, aber daß beide Zeugen dann den Geist sehen, beweist noch nicht seine Realität. Ebenso versagt Strauß den Offenbarungen der Seherin über das Wachsen gestorbener Kinder in der Ewigkeit, den Gesprächen mit Engeln, Schutzgeistern und Teufeln schlechtthin den Glauben. Gerade da also, wo die Vorstellungen anfangen, die kirchlich hergebrachte Form. anzunehmen, auf das Gebiet der Engel- und Dämonenlehre, der Unsterblichkeit, der Fortdauer der Seele nach dem Tode überzugehen, beginnt der Zweifel des jungen Schleiermacherianers und während er die mit Schelling'schen geheimen Naturgesetzen erklärten Phantasien Kerner's als Thatsachen gelten läßt, weil sie sich beduciren lassen, polemisiert er gegen Schubert, der in diesen Erscheinungen einen Thatbeweis der Unsterblichkeit sieht. Kerner war nun aber mit dieser rationalistischen Unterscheidung zwischen der Thatsache und dem Pragmatismus der Weinsperger Apostel und Propheten gar nicht zufrieden. Er brach sogar eine Weile förmlich mit Strauß. Erst als er durch eigene Lectüre des ihm ungenau berichteten Aufsatzes sich überzeugte, daß Strauß seinen Berichten selbst keineswegs zu nahe getreten sei, stellte er das gute Einvernehmen durch doppelt freundliche Einladungen wieder her. Nachdem dann der gemüthliche Dichter den ersten Aerger über die theilweise Emancipation seines Schülers überwunden hatte, nahm er dessen späteren totalen Abfall um so leichter. Ja dieser durfte ihn sogar gelegentlich über seinen Köhlerglauben schelten. Als Strauß so den Stiel umkehrte und bei einem Besuche zankte, jedes Mal, daß er komme, sei es mit dem Aberglauben in Weinsperg wieder um etwas ärger geworden, meinte der dicke Justinus gemüthlich: „Ja sehen Sie, Herr Doctor, wir zwei Ludwigsburger müssen uns ergänzen. Je mehr Sie Mythen aus der Welt schaffen, um so mehr muß ich wieder hineinsetzen, sonst geht der Welt das Gleichgewicht verloren.“

Wenn Strauß von seiner ersten Publication sagt, sie ver-
 rathe einen Verfasser, den Schleiermacher eben erst denken und sogar
 reden gelehrt habe, so ist damit wohl gemeint, daß er mit dem
 alten Schleiermacher die Thatfachen des Magnetismus anerkannte,
 während er mit dem jungen die persönliche Fortbauer nach dem
 Tode läugnete und darum auf das Citiren von Geistern, Sehen
 von Gespenstern u. dgl. nichts hielt, sondern diese aus dem Vor-
 stellungskreis der Seherin ableitete. In der Predigt vom 24. Juni
 1830 dagegen hören wir vielmehr den Schüler Hegel's reden, der
 es für erlaubt hält, auf der Kanzel die Sprache der Vorstellung
 zu gebrauchen, während er den Begriff für sich behält. Anders
 wenigstens können wir uns zahlreiche Stellen dieser Rede, nach
 den sonstigen Aeußerungen Straußens über seinen damaligen
 Standpunkt, nicht erklären. Aber wer wollte mit einem Stu-
 denten überhaupt über den Zusammenhang seiner theologischen
 Aeußerungen rechten! Noch sind es Bruchstücke verschiedener Welt-
 anschauungen, die der junge Mann nicht selbst geistig vollzogen,
 sondern, wie Strauß sich selbst ausdrückt, für ein Mal „gelernt“
 hat. So wird denn bald das eine, bald das andere Register
 aufgezogen und noch so sehr ist der junge Geist von der Last des
 Collegstoffes und der Examenvorbereitungen erdrückt, daß er nicht
 sieht, wie dieser Rest von kirchlichen Vorstellungen, das aus
 Schleiermacher Angeeignete und das aus Hegel Begriffene sich
 dreifach ausschließen. Es handelt sich noch nicht um eine durch-
 gearbeitete, zusammenhängende Weltanschauung, sondern um Re-
 production stückweis angeeigneter Gedanken. Als Strauß im
 Sommer 1830 für das Fest des dreihundertjährigen Bekenntniß-
 jubiläums zum Redner des Seminars bestimmt wurde und sogar
 die ehrenvolle Aufgabe zugetheilt erhielt, die ganze Feier durch
 seine Predigt zu eröffnen¹, dachte er sich lebiglich in die Aufgabe
 seines Pensums hinein. „Unerfütterliches Wort Gottes“, „Be-
 kenntniß“, „treues Zeugniß“ u. s. w. schienen die unerläßlichen

¹ Vgl. die Beschreibung der Feier, herausgegeben von der theol. Fac.
 Tübingen. Fues. 1830. Anlage I.

Stichworte einer solchen Feier und so predigte der zweiundzwanzigjährige Candidat über den Text: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte werden nicht vergehen.“ Diese Aufgabe hat ihn auch so ganz erfüllt, daß er, der Anhänger der funkelnagelneuen Hegel'schen Philosophie, die Zuhörer ermahnt, das reformatorische Schriftprincip namentlich in heutiger Zeit zu beherzigen, „da von so manchen Seiten die Weisheit dieser Welt ihre Flitter als Gold, ihr Glas als Edelsteine in den Bau des christlichen Glaubens einschieben möchte.“ Immerhin erweist sich aber auch an diesem jugendlichen Probestück die Gefahr der Hegel'schen Unterscheidung von Vorstellung und Begriff in Sachen der Religion. Während der Schüler Schleiermacher's sich nur auf dasjenige einlassen wird, was sein Gefühl fromm erregt hat und in dem Ausdruck der frommen Erregung auch die wohlthwendig ergreift, deren fromme Empfindungen auf Grund anderer Vorstellungen zu Stande zu kommen pflegen, hält sich der junge Hegelianer für berechtigt, eine Vorstellungswelt auf der Kanzel zu reproduciren, die für ihn nur noch die Bedeutung einer Hieroglyphe hat. Daß Strauß mit der Eschatologie der Kirche schon seit dem Jahre 1828 zerfallen war, geht aus den oben mitgetheilten Aeußerungen über seine katholische Preisaufgabe, sowie aus einem im Stifte verfaßten Aufsätze „über die Wiederbringung aller Dinge“ hervor, auf Grund dessen er im folgenden Jahre zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Wenn er nun aber dennoch, um einen pomphaften Eingang zu gewinnen, alle eschatologischen Vorstellungen des Lukasevangeliums aufmarschiren läßt, freilich immer so, „daß der Begriff durchscheint“, so kann er das nur mit jener Hegel'schen Unterscheidung vor sich gerechtfertigt haben, deren moralische Unzulässigkeit er später mit harten Worten zu züchtigen pflegte. Auch eine besondere Begabung, die spätere Zuhörer seiner Predigten, sowie sein Abgangszeugniß constatiren, würden wir der in Anlage mitgetheilten Rede nicht abmerken. Sie ist religiös eher dürftig als bedeutend zu nennen. Unter allen Umständen war Strauß noch in keiner Weise zu einer festen theologischen Ueberzeugung gelangt,

als er in das praktische Amt eintrat. Der alte Glaube und die neue Philosophie waren noch beide gleich stark in ihm, wenn auch nach den nüchternen Reflexionen, die er bereits anstellt, sich unsicher voraussagen ließ, daß schließlich das verständige Element in ihm über das gemüthliche die Oberhand gewinnen werde.

4. Der Vicar.

Im Herbst 1830 wurde der nunmehr recipirte Pfarramts-candidat David Friedrich Strauß dem Pfarrer Zahn in Kleingersheim als Vicar zugewiesen. Das Pfarrdorf, unweit Ludwigsburg auf einer Höhe über dem Neckar malerisch gelegen, ermöglichte Strauß, wieder enger mit den Eltern zu verkehren, die sich nun an dem Glanz der neu aufgehenden geistlichen Sonne freuen mochten. Der Mutter war der häufige Besuch ihres Aeltesten zu gönnen, denn der Vater hatte inzwischen unausgesetzt rückwärts gewirthschafte. Die Spuren davon waren schon dem Knaben in's Auge gefallen, wenn er in den Ferien vom Kloster nach Ludwigsburg zum Besuch kam. Die Geldverlegenheiten hatten die Eltern gezwungen, erst den einen, dann den andern Ladengehülfsen abzuschaffen. Die Schuldenlast wurde drückender, während die Kunden mehr und mehr ausblieben. Ob durch ein Loschlagen jener, zu den hohen Preisen der Continentialsperre gekauften und nun auch bereits verlegenen Waaren zu helfen sei, war schon damals fraglich. So schwebte der Bankerott und damit die öffentliche Schande mehrere Jahre über dem Elternhaus. Strauß erzählt, welchen Eindruck es ihm gemacht, als die Mutter eines Abends vor dem Schlafengehn, mit schon aufgelöstem grauem Haar neben ihm sitzend, ihm zum ersten Mal diese Verhältnisse, ihre Kämpfe und Sorgen offenbarte. Der Verkauf des verhängniß-

vollen Waarenlagers wendete schließlich das Aeußerste ab, allein auf einen grünen Zweig kam der Alte, der inzwischen auch bequemer und pietistischer geworden war, nicht mehr. Um so mehr war der Mutter das Glück, den Sohn in der Nähe zu haben, zu gönnen. Sie ging lebhaft auf seine theologischen Interessen ein, er saß bei ihr in der Stube, oder half ihr auch in ihrem Gärtchen die Wege treten und andere kleine Geschäfte besorgen. Die Mutterfreude ist wohl an sich eine der wärmsten Empfindungen, aber die Freude einer württembergischen Mutter, einen Vicar zum Sohn zu haben, war stets noch um einige Grade wärmer als die anderer Mütter. Zum Principal hatte Strauß einen kränklichen, aber noch jungen Pfarrer, dabei wenig zu thun und leidliche Nachbarn. Er selbst war in seiner Dorfgemeinde als Prediger beliebt, denn er war leicht verständlich und brachte die Speculation und Kritik nicht dahin, wohin sie nicht gehörte. Sein Vortrag war einfach, unterstützt von einer hellen, ansprechenden Stimme, in der schlichsten Form klar und lebendig. Ebenso werden seine Katechesen gerühmt¹. Wie verständig er in diesen praktischen Dingen urtheilte, und wie gewissenhaft er es mit der Vorbereitung nahm, dafür liegt auch ein biographischer Beweis vor. Noch immer weiter arbeitend in Schleiermacher's Glaubenslehre und Hegel's Phänomenologie kam ihm wohl einmal der Gedanke, ob er seinen Unterricht für die Kinder nicht in eine der „Idee“ adäquatere Form bringen könnte? Da war es ihm sehr tröstlich zu lesen, daß ein Herr C. A. Rutenik die christliche Lehre nach Schleiermacher catechetisch bearbeitet habe und sofort ließ der Vicar sich hoch erfreut das Büchlein kommen. Es sollte ihm zeigen, wie Schleiermacher's Lehre volksverständlich gemacht, die Goldbarren seiner Religionsanschauung für den Kleinverkehr des Lebens legirt und ausgemünzt werden könnten. Aber die Enttäuschung war groß. Das catechetische Handbuch war ein dialogirtes Collogheft, es klapperte von Formeln, vor denen die Bauernkinder davongelaufen sein

¹ Zeller, Strauss 25.

würden ¹. So war es gerathener, sich auf das eigene Lehrtalent als auf die Rathschläge des Herrn Rütenik zu verlassen. Privatim dagegen wurden die Studien, zumal in Schleiermacher's Glaubenslehre fortgesetzt und mit Nachbarn durchgesprochen. Eines Tages überraschte der witzige Vicar von Kleiningeröheim seine mitstreubenden Collegen mit einem Heft voll sauberer Zeichnungen, das den Titel führte: Kupfer zu Schleiermacher's Glaubenslehre. Bekannt sind ja Schleiermacher's nach Weltgegenden orientirte Uebersichten. Sein Denken war für Strauß ein stetes geistiges Linienziehen: „es werden äußerste Punkte angenommen, zwischen welchen sofort das mittlere Feld vermessen wird; Eintheilungen gefunden, die sich schneiden; ein geschichtlicher Verlauf sowohl der Länge als der Breite nach getheilt, mit einem Netze von Knotenpunkten überzogen; Reihen aufgestellt, die sich vom Größten zum Kleinsten und umgekehrt in's Unendliche verlaufen“ u. s. f. Die Disciplinen gabeln sich in Stämme, diese in Zweige. Alle diese Eintheilungen lassen sich graphisch darstellen, die Religionen nach ihren Stufen und Arten, ebenso die Ketzereien, Tugenden, Pflichten u. s. w. Das Alles hatte der Herr Vicar sauber in Zeichnungen ausgeführt, was eben so wohl für guten Humor, als für recht viel freie Zeit spricht, die der Dienst ihm übrig ließ ². Ueberhaupt war die Stellung Straußens äußerlich die angenehmste. Ohne weitere vorbereitende Praktikantennöthe, sofort zu den höchsten Functionen des Amtes, zu Predigt und Unterricht zugelassen zu sein, ist der Vorzug, den der junge Geistliche vor allen seinen Altersgenossen voraushat. Er gelangt alsbald zur Hauptsache, während seine medicinischen Kameraden die beste Jugendzeit vergeblich auf Patienten warten und die juristischen noch lange Jahre Protocolle führen oder liegen gebliebene Acten aufarbeiten müssen. Bald aber begannen die innern Schwierigkeiten. Bezeichnender Weise hätten diese seinem ruhigeren Temperament weniger zu schaffen gemacht, hätte nicht der Grübler Märklin ihn in seine

¹ D. Chr. d. Glbs 11. — ² Char. u. Krit. 6.

Gewissensnöthe hereingezogen. Dieser intimste Freund Straußens war nach Brackenheim bei Heilbronn versetzt worden und hatte in diesem Flecken, als Stellvertreter des vornehm kutschirenden, geadelten Dekans eine schwierige Stellung. Die Erfahrungen, die keinem modern gebildeten Theologen erspart werden, traten an ihn heran und wurden in schwäbischem Grübelgeist auf's gründlichste innerlich verarbeitet. Kein literarisches Talent wie Strauß war Märklin ein um so eifrigerer Briefsteller. Mit Strauß theologisch in gleichen Fährten, steckte er diesen mit Scrupeln an, die Strauß selbst sich nach seiner ganzen Art schwerlich würde gemacht haben. Die Summe derselben war das stets wiederkehrende Bedenken, wer den Glauben der Gemeinde nicht theile, könne auch ihr Pfarrer nicht sein. Was freilich dieser Glaube sei, und ob den empirischen Glauben der Brackheimer irgend ein Gelehrter theilen könne, darüber hatte Märklin offenbar sich keine klaren Vorstellungen gemacht. Ueberhaupt aber ließ ihn seine überspannte Idealität ganz gewöhnliche Erscheinungen in falschem Lichte sehen. Zunächst war dem jungen Geistlichen die Erfahrung nicht erspart geblieben, daß die Gemeinschaft zwischen Pfarrer und Gemeinde durchaus keine wechselseitige sei, sondern daß im Ganzen dem Bauern der Pfarrer der liebste ist, der ihn möglichst in Ruhe läßt. Nirgends vernahm er ein Echo, das seinem Eifer entsprach. Der gemeine Mann will allerdings seinen Sonntag. Selbst der, der nicht regelmäßig zur Kirche geht, würde es dennoch nicht ertragen, wenn er die Glocken nicht läuten hörte. Er will die Gemeinde versammelt sehen, die alten Lieder singen, die Predigt soll eine Stunde dauern und dann will er vor dem Wirthshause stehn oder in demselben sitzen, aber je weniger ihm Ungewohntes in der Predigt vorkommt, je weniger der Pfarrer ihn selbst anspricht, um so lieber ist es ihm. Armer Vicar! Du hättest mit Deinem heißen Herzen davon geträumt, wie Du die Gemeinde heben, zu dir heraufziehen, sie bessern und bilden wolltest! Nun klagt er, daß er kein Echo, geschweige denn eine fördernde Rückwirkung auf sich verspüre! Er selbst überlegt sich gewissenhaft, ob religiöse Neben

Anknüpfungspunkte in den Leuten finden, ob moralische bei ihnen Wirkung üben, nun erlebt er, daß die Leute beide über sich ergehen lassen, wie die Schafe den Landregen und ist im Innersten tief unbefriedigt. Er erkennt, daß in der Gewöhnung der Bevölkerung zum Gottesdienst an sich schon ein heilsames Zuchtmittel liegt, das Unordnungen vorbaut; daß es unwesentlich ist, ob die Gemeinde gerade diesen oder jenen Gesichtspunkt mit der Lebendigkeit ergreift, mit der der Prediger ihn vorträgt, wenn nur diese heiligen Vorstellungen selbst nicht erlöschen; wenn nur die Worte der Schrift im Gedächtniß aufgesprochen werden, um ihre unbewusste Wirkung zu üben und in der Stunde der Versuchung aufzuwachen. Der Gottesdienst ist eine cultische Handlung, die ihres Werths und ihrer Wirkung sicher ist, auch abgesehen von dem momentanen Eindruck. Man darf nur den Prediger nicht bloß als Redner, die Gemeinde nicht bloß als Publicum auffassen. Zudem arbeiten diese ländlichen Gemüther innerlich lebendiger, als auf der Oberfläche sichtbar ist. Während der unerfahrene junge Prediger lediglich Stumpfheit und Gleichgültigkeit sich gegenüber meint, beurtheilen ihn die Leute ganz richtig. Unter 1600 Kirchgängern sind immer einige aufgeweckte Köpfe, die dem Herrn Vicar sehr rasch auf die Sprünge kommen. So wußten die Erweckten und Aufgeweckten zu Brackenheim nicht, daß Märklin, wie Strauß, zwischen Schelling und Hegel stecken geblieben sei, wußten sie doch nicht einmal, daß es einen Schelling und Hegel gebe, aber wenn die Einen sagten, er sei ein Mystiker und Obscurant, und die Andern sagten, er sei ein Ketzer und Ungläubiger, so hatten sie damit ganz richtig seine zwiespältige Stellung bezeichnet. Der Vicar merkt das, die Unbefangenheit schwindet und die Hypochondrie seiner Altersstufe spiegelt ihm vor, daß man auf ihn achte, ihn belauere; um so mehr beunruhigt es ihn, ob er berechtigt sei, dieses Amt zu führen. Das ungefähr waren Märklin's Erfahrungen, als er Strauß zum ersten Mal seinen Zweifel aussprach, ob mit der schön klingenden Hegel'schen Formel durchzukommen sei, daß die Kirche in der Form der Vor-

stellung dieselbe Wahrheit habe, die die Philosophie als Begriff besitze? Es drückt ihn, daß er das, was nur Form sei, vorstellungsmäßiges Symbol, in seinen Predigten ganz ausführlich als Wesen der Sache, als wirkliche Wahrheit geben solle, wobei er an die ideale Wahrheit denke, die Gemeinde an schlechte Wirklichkeit. Wie sehr er sich auch quält, Vorstellung und Begriff ineinander aufgehen zu lassen, es bleibt immer ein heimtückischer hinterlistiger Rest zurück, der sein Gewissen und seinen Wahrheitsjinn beunruhigt. Er fühlt, daß er nicht mehr aufrichtig sei, daß er die Leute nicht mehr gerade anblicke, er bekommt die theologischen Augen. Was nun speciell auf ihm drückt, ist sein Zweifel an einem Jenseits, an einer persönlichen Unsterblichkeit. Weder Schelling noch Hegel hatten vom Standpunkt der Immanenz der Idee und ihrer Explication in der Welt auf die Frage nach einem Fortleben des Individuums eine befriedigende Antwort, obwohl Schelling in seiner spätern Periode sich bemühte, den Uebergang aus diesem Leben in eine höhere Geisterwelt als die nothwendige Fortsetzung des durch die Welt gehenden Gesetzes der geistigen Entfaltung nachzuweisen. Nach Schelling's Potenzenlehre bedarf der Mensch sogar, um alles zu entfalten, was er im Guten und Bösen, der Möglichkeit nach, in sich enthält, einer jenseitigen Welt, in der er den tiefsten Abgrund dessen erreichen kann, was in ihm liegt oder den höchsten Gipfel seines wahren Seins¹. Die schönste Ausführung dieser Begründung der Unsterblichkeitslehre, der Dialog „Klara“, wurde aber erst aus dem Nachlasse Schelling's publicirt und konnte seinen Schülern noch keinen Trost gewähren. Von Schleiermacher dagegen war sogar bekannt, daß er in den Reden über Religion dieses Verlangen einer besonderen Fortdauer geradezu unfromm genannt hatte. Statt diese zu begehren, ruft der Redner den „Unerfättlichen“ zu, mögen sie danach streben, schon hier ihre Persönlichkeit zu vernichten und im Einen und Allen zu leben. Wer gelernt hat, mehr zu sein als er selbst, der

¹ Vgl. Kuno Fischer, 6, 210.

weiß, daß er wenig verliert, wenn er sich selbst verliert¹." In der Glaubenslehre freilich machte Schleiermacher den Versuch, aus der persönlichen Fortbauer, welche Christus sich zuschreibt, mittelst der Selbigeit der menschlichen Natur in ihm und in uns die Fortbauer aller Menschen abzuleiten². Allein die Schüler hatten von ihm selbst gelernt, sich mit dem Fortwirken Christi als Geistes in seiner Gemeinde zu begnügen; und seine Predigten am Todtenfeste erschienen ihnen nur als ein gequältes Verstecken der eigenen Ueberzeugung, die nicht bekannt werden darf und doch auch nicht verläugnet werden soll.

Auch Straußens erste kritische Anfechtungen hatten sich auf diese eschatologischen Fragen bezogen, ohne daß er darum in der Praxis sich dadurch bedrückt fühlte. Märklin dagegen ging von der Ueberzeugung aus, daß die Gemeinde ein Recht habe auf all die Trostgründe, die in der kirchlichen Lehre von den letzten Dingen liegen und so war ihm denn jede Beerdigung eine Qual, da er bei solchen Gelegenheiten unbefriedigt, ja innerlich unglücklich die Kanzel verließ. So war er kaum in den Kirchendienst eingetreten, daß er schon wieder den Austritt bedachte. Strauß, der alle diese Conflicte gelassener nahm, rieth von diesem letzten Schritte ab. Er läugnet, daß der Einzelne verantwortlich sei für den Zwiespalt zwischen der kirchlichen Theologie und der Theologie der Gegenwart. „Es lag nicht an uns, erklärt er dem Freunde, diesem Zwiespalt auszuweichen.“ Wir sind in keinem andern Fall als ein Richter, der Gesetze anwendet, die er als dem Naturrecht zuwiderlaufend betrachtet. Er behält sich vor, die Abänderung derselben zu betreiben, aber er legt deshalb sein Amt nicht nieder, weil das Naturrecht weder positives Landrecht ist noch jemals werden kann.

Märklin will das nicht gelten lassen. Er weist vielmehr darauf hin, daß der Richter die Gesetze nicht zu vertheidigen

¹ Reden über Rel. 173. (Ende der zweiten Rede.) — ² Christl. Glb. 2, § 158.

habe, sondern nur anzuwenden, während er als Geistlicher vielmehr nach seinem Amte aufrechterhalte, lehre und vertheidige, was er selbst für thatsächlich falsch ansehe. Wenn mich ein nachdenkender Bauer fragt, was halten Sie vom Teufel, so kann ich ihm nicht die philosophische Unterscheidung von Vorstellung des Bösen und Begriff des Bösen und ihre sachliche Identität vortragen, sondern bejahe ich die Vorstellung, so muß ich mich vor mir selber schämen, verneine ich sie, so wird er mich fragen: Herr, warum lehren Sie in der Kirche anders? „Du siehst also hieraus, fährt er fort, daß für meine Person, für mich als Christian Märklin sich Religion und Philosophie nicht fressen; aber für mich als Vicarius, als Pfarrer, wollen sie sich nicht recht vertragen.“ Der Colleague von Kleiningersheim erwidert auf diese Bedenken als Fahrenträger des Vicariats des Fortschritts. Allerdings werde das Volk, meint er, von der unvollkommenen Form der Vorstellung sich zu der vollkommenen des Begriffs niemals ganz erheben können. Dennoch sei ein beständiges Dünnerwerden der Kruste des Aberglaubens über den Köpfen der Menschheit nicht zu verkennen und damit sei dem Geistlichen sein Beruf vorgezeichnet. Er hat diesen Proceß zu unterstützen, aber er darf nicht zu hastig verfahren, damit er nicht durch die zu starke Friction neuen Ausichlag her austreibe. Die Interpellationen durch Bauern aber verweist Strauß unter Märklin's selbstgeschaffene Gespenster, da der Fall in der Wirklichkeit nie so eintrete, daß nicht mit ein bißchen Pastoralllugheit darüber wegzukommen wäre. Vor der Hand beruhigte sich Märklin bei dieser sehr problematischen Weisheit. Er schickt sogar seinem jugendlichen Beichtvater einige Predigten zur Prüfung ein, als Probe, wie er darauf ausgehe, den Begriff durchscheinen zu lassen, das Jenseits immer auch in das Diesseits hereinzuziehen. „Aber immer — fügt er weiße hinzu — muß man noch einen Rest sitzen lassen.“ Im weiteren Verlaufe der Correspondenz kam denn auch zu Tage, daß es in Wirklichkeit durchaus nicht die Gemeindeglieder waren, die Märklin mit kläglichen Fragen behelligt hatten, sondern, wie herkömmlich,

fromme geistliche Nachbarn, insbesondere zubringliche ältere Collegen, und da er den Muth nicht fand, mit seiner letzten Ansicht herauszurücken, trieb es ihm die Galle aus, sich von ihnen belehrt zu sehen und sich den ganzen Storr'schen Beweis von der Autorität Christi vorexercieren zu lassen.

Man wird diesen Verhandlungen der begabten jungen Leute, denen es offenbar mit ihrem Amte und mit der Wahrheit Ernst ist, mit Interesse folgen, zumal sie nicht durch ihre Schul; sondern die ihrer Schule in diese Conflictte getrieben worden waren. Es ist der Hegel'sche Irrthum, daß der Glaube ein Denken sei und dazu ein Denken in der niedrigeren Form der Vorstellung, der sich an ihnen rächt. So sollen sie Vorstellungen, die sie selbst nicht mehr vollziehen können, doch zu Nutzen ihrer Gemeinde reproduciren, wogegen sich die Aufrichtigkeit des Einen überhaupt sträubt, während der Andere altklug diesen Zustand als ein Provisorium ansieht, das sich bald erträglicher gestalten soll, „wenn nur einmal die Kruste auf den Köpfen dünner geworden ist“. Hätten sich die Beiden vielmehr klar gemacht, daß die Religion eine Weise sei, Gott zu empfinden und sich der Welt gegenüber zu stimmen, so würde ihnen viele Noth erspart geblieben sein. Mein Glaube ist nicht ein Denken, sondern eine Aussage über mein Empfinden, wie das Dogma eine Aussage über die Empfindung der Kirche ist. Drücken sich nun auch die Männer früherer Jahrhunderte anders aus als ich, so empfinden wir doch dasselbe. Ich glaube an die Dinge, an die die Kirche glaubt, wenn auch auf meine Weise. Irgendwie klingen die Worte der Propheten, der Bergrede, Luthers in jedem jungen Herzen an und hätten die Herren Vicare von Kleiningersheim und Brackenheim ohne stetige Hegel'sche Reflexion diese gemüthlichen Nachklänge in ihren Predigten austönen lassen, so würden sie sich und der Gemeinde genug gethan haben. Die Kirchgänger wollen jene Worte ausgesprochen wissen, in denen sie wie ihre Väter Trost und Halt gefunden haben in guten und bösen Tagen. Ihre Empfindungen von diesen Worten wollen sie auf sich zurückgeworfen haben in

geläuterteren Formen und Ausdrücken, deren sie nicht fähig sind. Diese Empfindungen beziehen sich aber nicht auf philosophische Fragen und kritische Probleme, die ihnen unfruchtbar und darum widerwärtig erscheinen: sie beziehen sich auf ihr Menschenschicksal, Geburt und Tod, Arbeit und Ruhebedürfniß, Glück und Unglück, Armuth und Reichthum. Nur wer es so versteht, die Herzen im Innersten zu treffen, wird auf sie wirken, während ein Mensch, der speculirt, nirgend schlechter an seinem Plage ist als auf der Kanzel. Wie nun die Frage hier angerichtet war, erscheint Strauß in dieser ganzen Discussion allerdings als der Vernünftigere, obgleich seine Auffassung des geistlichen Amtes als Aufklärungsanstalt just nicht die tiefstinnigste ist. In der Praxis war er doch verständig genug, statt fortwährend über sich und seine Stellung zu den Lehren und Leuten der Kirche zu reflectiren, sich an das zu halten, was in Kleiningersheim Noth that, das heißt, er hielt volksmäßige Predigten und gab fleißig Unterricht bei den Bauernkindern. Den Fanatismus, dem Begriff zu möglichst eiligem Siege zu verhelfen, theilte er nicht. Vielmehr versicherte er noch später in einem amtlichen Rechtfertigungsschreiben an die Studienbehörde nach Erscheinen seines Lebens Jesu: „Ich habe freilich nur erst eine kleine Erfahrung in der geistlichen Praxis gemacht: aber ungeachtet ich damals keine andere Ansicht hatte als jetzt, konnte ich doch bemerken, daß ich das Bewußtsein der Gemeinde nicht unbefriedigt ließ, weil ich mir nämlich nicht herausnahm, von den Artikeln des Glaubens etwas wegzulassen oder daran zu ändern, sondern in den kirchlichen Formen mich bewegend danach strebte, in jeder derselben, durch stille Uebersetzung derselben in meine Denkweise, auch etwas für mich zu finden¹.“ Märklin's gemüthliche Scrupel lassen vielleicht für den ersten Augenblick denselben als den gewissenhafteren erscheinen, wenn man aber sieht, wie Märklin sich volle zehn Jahre in diesem Kreise umhertreibt und auch dann erst nach einem kräftigen Anstoß

¹ Beilage III.

von außen sich des Pfarramts begiebt, so tritt an die Stelle der Achtung eher das Gefühl eines gewissen Mitleids. Wie lang sich Strauß im praktischen Kirchendienst wohl gefühlt hätte, ist schwer zu sagen. Doch war es nicht seine Wahl, daß er schon nach dreiviertel Jahren seiner praktischen Stellung enthoben ward; vielmehr entführte ihn eine Verfügung der Schulbehörde nach Maulbronn, wo er im Sommer 1831 in die Stelle eines dort abgegangenen Professors eintrat. Er hatte in der obersten Klasse in Latein, Geschichte und Hebräisch Unterricht zu erteilen; und auch dieser Aufgabe, obwohl er sich in keiner Weise auf dieselbe vorbereiten konnte, entledigte er sich auf das beste, wie seine damaligen Schüler bezeugen. Mit etlichen derselben ist der noch jugendliche Lehrer in einen dauernden Freundschaftsbund eingetreten, so mit Eduard Zeller, der hier zuerst mit ihm zusammentraf¹.

Inzwischen hatte Strauß bereits mit Märklin abgeredet, durch einen längeren Aufenthalt in Berlin, in persönlichem Umgang mit Hegel und Schleiermacher nach Lösung der Fragen zu suchen, die ihnen beiden dunkel geblieben waren. Als aber der Termin herankam, hielt Märklin theils eine vorangegangene heftige Erkrankung, theils die Furcht seines Vaters vor der in Berlin ausgebrochenen Cholera in der Heimath zurück. Auch Strauß schwankte eine Weile. Noch am 26. October schrieb er an Professor Sigwart in Tübingen: „Ich bin entschlossen, in nächster Woche nach Berlin abzureisen — so weit man in solcher Sache entschlossen sein kann, wo veränderte Nachrichten über den Gang der Cholera den ganzen Plau wieder umstoßen können².“ Dennoch ging er am 3. November wirklich ab.

¹ Zeller, Strauss 25. — ² Akten der philos. Fak. in Tübingen. Eingabe von Strauß v. 27. Oct. 1831.

5. Doctor und Repetent.

Ehe Strauß seine Berliner Reise antrat, beschloß er, sich noch den Grad eines Doctors der Philosophie beizulegen, um in der Fremde gewichtiger auftreten zu können. Es war das für ihn eine leichte Aufgabe, da die Tübinger Einrichtungen dem ehemaligen akademischen Preisträger, falls auch seine Staatsexamina entsprechend ausgefallen waren, ermöglichten, in absentia zu promoviren. Strauß hatte bei einem Besuche des philosophischen Dekans, Professor Sigwart in Maulbronn, mit diesem Rücksprache genommen und an ihn richtete er nun auch seine Eingabe. Als die erforderliche Dissertation bat er, die bei der katholischen theologischen Facultät liegende Preisschrift: de resurrectione carnis zu erheben. Indessen schickte er schon zwei Tage nachher eine der im Stift gefertigten Semestralarbeiten „über die Wiederbringung aller Dinge“ nach, mit der Bitte, sich dieser zu bedienen, falls Sigwart nicht die andere bereits eingereicht hätte. Es war das gut, denn die „Wiederauferstehung des Fleisches“ war in den Papieren des katholischen Professor Herbst begraben worden, wo ihrer keine Auferstehung mehr harnte. Dennoch würde jene orthodox gehaltene Preisschrift dem begutachtenden Professor Eschenmayer wahrscheinlich die Sache leichter gemacht und Strauß zu einem höheren Elogium verholfen haben, als die stark Hegelisch gefärbte Arbeit über die Apokatastasis. So konnte sich Eschenmayer nicht versagen, in dem „Specimen“ des Herrn Strauß die Irrthümer Hegel's zu verurtheilen. Sein Votum lautet: „Da die Talente, Kenntnisse, guten Eigenschaften und das rühmlichst bestandene theologische Examen von dem Verfasser bekannt sind, so werde ich mich um so kürzer fassen können. Der Verfasser geht in seiner Abhandlung über die Wiederbringung aller Dinge die ältesten Religionsformen, wie den Brahmaismus, Buddhismus, die persischen, griechischen und überhaupt vorchristlichen Lehren in einer

klaren Darstellung durch, kommt dann auf die von den Neuplatonikern wieder aufgefrischte Lehre von der Wiederbringung aller Dinge und führt sie bis auf Schleiermacher, Marheineke und Hegel, mithin bis auf unsere Zeiten, durch. Da diese Lehre, wie so viele andere, ein Auswuchs der müßigen religions-philosophischen Speculation ist, ohne daß das Evangelium besondere Veranlassung dazu gegeben, so läßt sich wohl denken, wie vielen Wechsel sie im Durchgang durch die speculative Vernunft erlitten hat, bis Hegel ihr dadurch das Siegel vollends aufgedrückt hat, daß alle im frommen Bewußtsein noch zurückbleibenden Widersprüche in dem erstarrten Denken der wahren (nämlich Hegel'schen) Philosophie, welche demnach subjectiv und zeitlich die Wiederbringung aller Dinge sei, vollständig gelöst seien. Wie eine solche Lehre mit dem Evangelium, das uns fast in jeder Zeile über das Zeitleben hinausführt und auf eine höhere Lösung im ewigen Leben vorbereitet, sich vertragen könne, ist nicht einzusehen und wir sehen auch hier, wie überall in der Hegel'schen Philosophie, den Geist des Christenthums der anmaßlichen Speculation aufgeopfert. Ich bin zwar überzeugt, daß ein solcher wahrheitsliebender Mann wie Strauß, wie er schon früher von Jakob Böhm auf Hegel überging, auch von Hegel auf das keinem Wechsel ausgelegte Evangelium zurückkehren wird, aber doch wäre es besser gewesen, sich keine Abweichung davon erlaubt zu haben. In dieser Hinsicht bin ich wirklich ungeschlüssig, das Prädicat: *post bene comprobata* etc., weil es eine Billigung dieser Grundsätze von der Facultät aus in sich schließt, vorzuschlagen, obgleich ich überzeugt bin, daß der Verfasser es in anderer Hinsicht verdient. Vielleicht läßt sich eine Wendung finden, die sich auf seine Preisschrift: *De resurrectione carnis* bezieht, die ja schon von competenten Richtern beurtheilt ist."

Indessen die Collegen ließen sich, wo es sich um den Grad eines philosophischen Doctors handelte, auf die religiösen Bedenken des alten Herrn nicht ein. Jäger votirte kurzweg für das Prädicat *bene*, ebenso Haug und Tafel, worauf Eschenmayer sich „confor-

mirte“. Die Bitte dagegen, die Strauß ausgesprochen, die Kosten auf ein zu solchen Zwecken gewidmetes Stipendium zu übernehmen, wurde abgeschlagen und der Vater von Strauß ließ am 14. November 1831 durch den Candidaten Louis Georgii 51 fl. 3 fr. an die Facultätskasse einzahlen. Strauß saß im Postwagen, während diese Wandlung vom Candidaten zum Doctor sich mit ihm vollzog und rollte Berlin entgegen, ohne Ahnung davon, wie wenig freundlich die Angelegenheit von seinem früheren Gönner Eschenmayer behandelt werde, die er für eine so einfache gehalten hatte. In Berlin empfangen ihn sofort die üblichen Schwierigkeiten mit der Polizei. Eiligst mußte er um seine „Papiere“, die in Tübingen lagen, an den Vater schreiben¹ und mit diesen erhielt er das Diplom mit „bene“, das ihn schwerlich sehr erfreut haben wird. Doch konnte der bittere Eindruck unter der Menge von neuen Empfindungen, die jetzt auf ihn einströmten, auch nicht lange vorhalten.

„Der schwäbische Magister, sagt Wischer, wenn er die große theologische Route durch Norddeutschland macht, um einige Pastoren persönlich kennen zu lernen und zu erfahren wie sie Röm. 5, 12 auslegen, geht in Berlin den Vormittag über in Collegien, des Nachmittags studirt er für sich, was er in Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Tübingen, Ulm, Beutelsbach eben so gut hätte studiren können; Abends sucht er einige Landsleute auf, um mit ihnen, wo möglich bei bairischem Biere über das liebe Vaterland, und wie da doch alles besser sei, zu plaudern. Emsiger! Vielgetreuer! Warum bist du nicht zu Hause geblieben?“ Was nun Strauß anlangt, so trifft ihn dieser Spott nicht. Er wußte genau, was er hier wollte. Seine Absicht war, die Vorlesungen von Hegel und Schleiermacher zu hören, den persönlichen Vortrag auf sich wirken zu lassen und sich über diesen und jenen Punkt mündlichen Aufschluß zu erbitten. Viel Glück hat er freilich mit

¹ Akten der Tüb. philos. Fac. Eingabe des Joh. Friedr. Strauß vom 21. November 1831.

diesem Unternehmen nicht gehabt. In erster Reihe war es ihm um Hegel zu thun gewesen, aber kaum hatte er sich dem großen Philosophen vorgestellt und seine ersten Vorlesungen gehört, als dieser am 14. November von der Cholera weggerafft wurde. Als Strauß seinen ersten Besuch bei Schleiermacher machte, erfuhr er von diesem, zu seiner äußersten Bestürzung, die traurige Kunde. Sie erschütterte ihn so, daß er nicht nur Schleiermacher durch den Ausruf beleidigte, „um seinetwillen war ich hierher gekommen,“ sondern auch sich wortlos zurückziehen mußte. „Der große Schleiermacher, schreibt er seinem Freunde Märklin, war mir in diesem Augenblicke unbedeutend, wenn ich ihn an diesem Verluste maß¹.“ Damit war ihm nun eine doppelte Wunde geschlagen. Hegel konnte ihm keiner der andern Lehrer ersetzen und auch mit Schleiermacher hatte er es nun gleich beim ersten Besuche verborben. Die Naivetät, mit der der junge Schwabe ihm in's Angesicht rief, wegen seines Gegners Hegel sei er gekommen, hatte Schleiermacher sofort mit sichtlichem Mißfallen aufgenommen, denn er hatte ohnehin die württembergischen Studenten in diesem Verdacht und ließ sich darum nicht näher mit ihnen ein². Eine Weile besann sich Strauß unter diesen Umständen, ob er die, zudem von der Cholera heimgesuchte, Stadt wieder verlassen solle? Allein er erwog, daß Hegel zwar in Berlin gestorben, doch nicht ausgestorben sei und daß die Fragen, die er auf dem Herzen habe, ihm auch von den zahlreichen Schülern des großen Todten gelöst werden könnten. So knüpfte er mit der Wittve Hegel's, mit Marheineke, mit Hitzig und Gans, insbesondere aber mit Vatke einen engeren Verkehr an, der ihm mannfache Förderung brachte und dachte sogar eine Weile daran, mit Vatke sich zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift zusammenzuthun³.

Der Punkt freilich, der ihm als Theologen der wichtigste war, wurde ihm auch durch diese Verhandlungen nur in so fern

¹ Vischer, Krit. Gänge, 1, 116. Zeller, Strauss 26. Strauss, Märklin 72.
 — ² Märklin 78. — ³ Nach Zeller a. a. O 26.

deutlicher, als er sah, es sei derselbe nicht nur für ihn, sondern an sich der unklare Punkt des Hegel'schen Systems. Diese Frage, die er schon mit Märklin verhandelt hatte, war nämlich: Wenn die Religion die Wahrheit in Form der Vorstellung hat, die Philosophie in der Form des Begriffs, wie steht es dann mit dem geschichtlichen Theil der Religion? Gehört die Geschichtlichkeit mit zur Wahrheit der Idee und hat darum auch Anerkennung von Seiten des Philosophen zu fordern, oder gehört die Annahme, daß alles das auch äußerlich geschehen sei, was aus dem Begriff als innere Wahrheit und Nothwendigkeit folgt, zu der niedern Form der Vorstellung, die den Denkenden nicht verpflichtet? Daß Gott Mensch werden, das heißt in der Menschheit zu Bewußtsein seiner selbst kommen muß, wenn die Idee sowohl Gottes als der Menschheit sich realisiren soll, folgt aus dem Begriff Gottes wie der Menschheit, aber wenn das Evangelium erzählt, Gott sei nun auch einmal an einem bestimmten Ort einzelner Mensch geworden in Jesus von Nazareth, folgt das gleichfalls aus dem Begriff oder ist es vorstellungsmäßige Einkleidung der philosophischen Wahrheit, daß Gott in der Menschheit zu sich selbst, d. h. zu Bewußtsein kommt? Die Phänomenologie hatte Strauß rathlos gelassen. Bald schien gegenüber dem erreichten Begriff der Sache die Geschichte als bloß vorgestellte fallen gelassen, bald mit der Idee auch die Historie festgehalten zu werden. War an einer Stelle die Menschwerdung Gottes in Jesu nur eine Abbréviation für das vorstellende Bewußtsein, so war dort wieder neben der allgemeinen Menschwerdung Gottes in der Menschheit noch eine besondere in Jesus von Nazareth gesetzt. Warheineke und mit ihm die ganze theologische Section der Hegel'schen Schule entschied sich einfach für die letztere Alternative¹. Allein Strauß konnte das unmöglich genügen. „Wozu, fragte er, den ganzen Umweg, uns über die Idee zum Factum zurückzuführen? Gehört das Geschichtlichwerden wirklich zur Wahrheit der Idee, dann bleiben wir

¹ Streitschriften 3, S. 57 f.

am besten bei dem Factum stehen und construiren uns nicht erst ein begrifflich nothwendiges Factum. Folgt aus der Idee die Geschichtlichkeit, so sind wir um keinen Schritt vorwärts gekommen, sondern nur mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Bemühung auf dem Standpunkt des orthodoxen Systems stehen geblieben. Wozu etwas als ideale Wahrheit deduciren, wenn die historische Vorstellung bleibt, wie sie ist? Allerdings gibt sich die Vorstellung und näher die Geschichte, welche wir auf diesem Wege gewinnen, für eine aus dem Begriffe wiedergeborene aus; allein dieses Vorgeben wird dadurch verdächtig, daß an der Vorstellung und Geschichte sich so gar nichts verändert, daß sie in allen Theilen die Gestalt beibehalten hat, welche sie im alten kirchlichen Systeme hatte. Dies führte aber Strauß unabweislich auf die Vermuthung, daß sie in der That unbewegt an ihrer Stelle liegen geblieben, und der angebliche Durchgang durch das Denken nur ein Blendwerk gewesen sei. Zumal in Sachen des Lebens Jesu wollte er nicht begreifen, wie alle diese Erzählungen sich sollten deduciren lassen, da was historisch nicht möglich sei, auch nicht wirklich, geschweige nothwendig heißen könne. Schon in Tübingen hatte er sich in dieser Beziehung über Marheineke's unkritische Verstocktheit geärgert; jetzt fand er, daß man dem übrigens lebenswürdigen Manne diese conservativen Meinungen nicht als Unehrllichkeit anrechnen dürfe, da er, was Kritik betrifft, wirklich von Natur unter die Dickhäuter gehöre¹. Strauß schwebte vielmehr eine andere Anwendung der Hegel'schen Principien auf die Geschichte des Christenthums vor. Er wollte, ausgehend von der biblischen Vorstellung, zeigen, wie diese in langer geistiger Arbeit in der Kirche sich zum Dogma gebildet, wie die Kritik der Aufklärung das Dogma aufgelöst und zerstört habe und es nun Sache der Hegel'schen Philosophie sei, die Wahrheit des religiösen Gedankens begrifflich zu reconstruiren. Insbesondere war es die kirchliche

¹ Märklin 55.

Christologie, die er auf diesem Wege sowohl historisch widerlegen, als philosophisch beweisen wollte.

Soweit es sich mithin für Strauß um seine Stellung innerhalb der Hegel'schen Schule handelte, war er mit sich in's Reine gekommen. Seine andere Aufgabe war die Auseinandersetzung mit Schleiermacher, über den man in den Hegel'schen Kreisen, in denen er verkehrte, sehr abfällig zu urtheilen gewohnt war. Schleiermacher las im Wintersemester 1831 auf 32 Encyclopädie und Neutestamentliche Einleitung, Vorlesungen, die für Anfänger bestimmt sind, die sich aber doch auch vortrefflich eigneten, gerade den gesammten Standpunkt des Lehrers kennen zu lernen. Allein so reif Strauß für diese Vorlesungen war, es wurde ihm nicht leicht, sich in Schleiermacher's Art zu finden. Zwar übte die genetische Darstellungsweise des Collegs auch auf Strauß ihren Reiz, aber die Vorbereitung des vielbeschäftigten Mannes ließ öfters zu wünschen. Die fein gesponnenen dialektischen Fäden verwirrten sich nicht selten und die Darstellung trug keineswegs immer das Gepräge der Ordnung und Regelmäßigkeit, sondern stellenweise sogar der Zerfahrenheit oder Verworrenheit an sich¹. Daß dennoch auch diese Vorlesungen nicht ohne Einfluß auf die theologische Entwicklung von Strauß geblieben sind, beweist nicht nur die bekannte Skizze über Schleiermacher und Daub, sondern namentlich die bald nachher verfaßte Recension der „Encyclopädie der theologischen Wissenschaften“ von Rosenkranz², in der er Gelegenheit nahm, sich über den gedruckten Leitfaden der unlängst gehörten Schleiermacher'schen Vorlesung auszusprechen. Voll Bewunderung ist Strauß für die Nettigkeit des Grundrisses der Vorlesung³. Das Ganze erscheint ihm als ein symmetrisches Gebäude, dessen einzelne Gemächer sauber und wohnlich, und dessen Plan zugleich so einfach ist, daß sich von jedem Gemach die Verhältnisse des Ganzen übersehen lassen. Dennoch findet er die An-

¹ Chr. d. Glbs. 7. — ² Char. u. Krit. 218. — ³ Schleiermacher, Kurze Darstellung des theolog. Studiums 1811.

ordnung selbst verkehrt. Der Grundgedanke, der die theologischen Disciplinen zusammenhält, soll nach Schleiermacher nicht der immanente Begriff der christlichen Religion, sondern der äußere Zweck der Kirchenleitung sein. So kommt kein wahrhafter Organismus, sondern nur ein äußerst klug zusammengestelltes Aggregat der theologischen Wissenschaften zu Stande, ähnlich jenem Aggregat von Wissenschaften, das für das praktische Bedürfnis des Staatsdiensts unter dem Namen der Kameralwissenschaften zusammengestellt wird. Das Interesse der Kirchenleitung erfordert eines- theils wissenschaftliche Kenntnisse, andernteils eine klerikale Technik. Statt dieser rein äußerlichen Rubricirung verlangt Strauß eine Construction aus dem Begriff der Religion heraus. Wenn Schleiermacher die Dogmatik als einen Theil der historischen Theologie neben die kirchliche Statistik stellt, so ist Strauß das eine Degradation, die die Königin neben die Magd setzt. Vielmehr sollen Dogmatik und Moral als speculative Theologie die centrale Stellung einnehmen, da die Encyclopädie den Stoff nicht blos formal zu ordnen, sondern auch begreifend zu durchbringen hat.

Auch in Betreff der Behandlung der neutestamentlichen Einleitungsfragen war Strauß mit Schleiermacher nichts weniger als zufrieden. Er fand hier einen „luxurirenden Scharfsinn im Einzelnen“, Unentschiedenheit im Wesentlichen, daher die bitteren Urtheile über Schleiermacher's Stellung zu den einzelnen Evangelien, die wir seiner Zeit werden kennen lernen. Um so mehr fand er sich von den Kanzelvorträgen Schleiermacher's angesprochen, die er „in unvergeßlichen Sonntagfrühstunden“ anhörte. Wie viel er auch gegen die Christologie Schleiermacher's einzuwenden hatte, gerade die christologischen Predigten waren eine stete, höchst lebendige Conversation mit dem Menschheitsideal, die auch Strauß auf's höchste fesselte¹. Gern hätte Strauß das Leben Jesu bei Schleiermacher gehört, denn er war seit Kern's Colleg über die Synopse unausgesetzt mit der Frage nach der historischen Kunde

¹ Hutten III, Vorrede LIII.

von Jesu und dem Verhältniß derselben zum speculativen Christus beschäftigt geblieben. Da Schleiermacher die Vorlesung nicht las, mußte sich Strauß zwei Nachschriften derselben von älteren Zuhörern zu verschaffen. Aber die willkürliche speculative Construction rein historischer Probleme, sowie die einseitige, keineswegs hinlänglich begründete Bevorzugung der Johanneischen Relation gegen die synoptische, forderten den Widerspruch dieses kritischen Kopfes um nichts weniger heraus als früher die Halbheiten der Kern'schen Exegese. Wesentlich über Vorbereitungen zu einer Vorlesung über diese Fragen des Lebens Jesu ging der Winter hin. Das Bedenkliche seines Vorhabens, diese wunde Stelle der neueren Theologie zu berühren, entging ihm dabei nicht. „Und das, ruft er in einem Brief an Märklin über seinen eigenen Plan aus, das willst Du in Tübingen lesen? Und Du glaubst nicht, daß Dir der Hörsaal geschlossen wird? Ja es ist wohl so etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß Alles, was ich in der Theologie thun möchte, solche halbsprechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgend eine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Thüre für so etwas öffnen wird¹.“ Zu der Vorlesung kam es nicht, wohl aber zur gelehrten Bearbeitung der Frage, an die Strauß nach dieser intimen Erklärung an seinen nächsten Freund weder leichtsinnig, noch unvorbereitet herangetreten ist.

Nach seiner Rückkehr in die Heimath hatte er einige Zeit auf die erhoffte Repetentenstelle am Stift zu warten. Das Sommersemester hatte bereits begonnen, als er seine Vorlesungen eröffnete. Von den Studirenden, besonders von seinen früheren Maulbronner Schülern, war er sehnüchtig erwartet worden, weil man von ihm Befriedigenderes erhoffte, als nach den obigen Schilderungen Vischer's bei den alten Professoren der Philosophie zu finden war. So las er noch im selben Semester Logik und

¹ Bei Vischer a. a. O. 117.

Metaphysik in überfülltem Hörsaal¹. Zum ersten Mal ward durch ihn in Tübingen Hegel weder mit polemischer Entstellung, noch mit blinder Anerkennung vorgetragen und die Schwaben lernten nun ihre heimische Philosophie, die hier gleichsam ihre Rückkehr aus der Verbannung feierte, von den beredtesten Lippen in klarster und anmuthigster Darstellung kennen. Den großen Erfolg der Vorlesungen, bezeugt auch Eduard Zeller, der selbst ihr Hörer war. „Noch mehr, sagt er, als die Menge der Zuhörer fiel der begeisternde Eindruck in's Gewicht, den dieselben von ihnen erhielten. Sie wirkten wie ein wohlthätiger Regen auf dürres Erdreich; das tiefere philosophische Interesse, für welches in Tübingen bis dahin so wenig gesorgt war, fand hier zum ersten Mal in einem Hörsaal offene Anerkennung und reichliche Befriedigung².“ Im Wintersemester folgte unter gleichem Jubrand die Geschichte der neueren Philosophie seit Kant, nebst der Erklärung von Plato's Symposion. Wie seine Vorlesungen, so waren auch seine Predigten — die Repetenten hatten gemeinsam eine Nachmittagspredigerstelle in der Stadtkirche zu versehen — hochbeliebt.

Die mit so großem Erfolge begonnene öffentliche Lehrwirksamkeit nahm aber schon nach zwei Semestern ein Ende. Die Frequenz war, nach dem Zeugniß von Besuchern³ so groß, wie sie nie ein Professor der Philosophie in Tübingen gehabt hatte, allein das trug nicht dazu bei, jene Verstimmung der Ordinarien gegen ihn, die schon bei der Doctorpromotion sich gezeigt hatte, zu mindern. Nach Ablauf des zweiten Semesters wurde ihm als Repetent das Recht, gefehlich geltende Vorlesungen zu halten, bestritten, was ihn veranlaßte, sich doppelt eifrig seinen schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Die Frucht davon, sagt der Chronist der Universität Tübingen⁴, war das Leben Jesu. „Anstatt Strauß nach so glänzenden Erfolgen zum Professor der Philosophie zu machen,

¹ Bei Vischer 118, bei Zeller 29. — ² Vgl. auch Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. S. 377 f. — ³ Vgl. Klüpfel a. a. O. 377. — ⁴ Klüpfel a. a. O. 378.

trieb man ihn in die Theologie," um ihn, setzen wir hinzu, bald genug zu einer andern Thüre auch wieder aus dieser hinauszu-schieben. In Folge des Conflicts mit den Ordinarien beschränkte sich Strauß im Sommer 1833 auf die Geschichte der Moral und im Herbst stellte er die Vorlesungen ganz ein, um ununterbrochen an seinem Buche zu arbeiten.

Bei dieser Concentration auf das eine Thema sind aus dieser Zeit nur wenige Veröffentlichungen zu verzeichnen. Von einer eingehenden Besprechung der Evangelienfrage wird noch zu reden sein¹; neben ihr erschienen Kritiken der Einleitung in die Petrinen von Mayerhoff und des Commentars zum Colosserbrief von Böhmer, die wissenschaftlich nicht eben bedeutend, doch bereits den beißenden Witz verrathen, durch den Strauß sich später so viele Feinde und — Freunde gemacht hat. Von dem erstgenannten Anhänger Neander's sagt der bössartige Recensent zum Schluß, derselbe wolle nur Christi, keines Menschen Anhänger sein, woraus am klarsten hervorgehe, welchem Anhang er angehöre; dem zweiten wirft er den doppelten Comparativ „inferiörer“ vor, obgleich man einen solchen nöthig hätte, um die Inferiorität seines Buches auszudrücken.

Neben diesen gelegentlichen Mittheilungen nahmen dann auch die Uebungen am Stift seine Zeit in Anspruch. Im Uebrigen hatten sich, abgesehen von den Verdrießlichkeiten mit den philosophischen Professoren, die Tübinger Verhältnisse auf's anmuthigste gestaltet. Die am Stift wirkenden Repetenten waren von der Schule her Freunde und zum Theil ausnahmsweis begabte Köpfe. Gleichzeitig mit Strauß war sein Schulgenosse Gustav Pfizer eingetreten, im April 1833 kamen Vischer, Märklin und Binder hinzu, worauf dann noch drei weitere Glieder derselben Promotion folgten. Dieses jugendliche Collegium war der Meinung, dem Geist der neuen Philosophie in dem ehrwürdigen Stift Thüren und Fenster zu öffnen, und des fröhlichen Verkehrs der Repetenten

¹ Char. u. Krit. 236.

unter sich, dessen höchste Blüthe, nach Vischer's Zeugniß, Straußens Wiß und Humor war, gedenken alle Betheiligten mit Freude. Strauß selbst hat diese Zeit zu den angenehmsten in seinem Leben gerechnet¹.

Inzwischen war unter stetem Austausch der Gedanken mit dem verehrten Lehrer Baur², das verhängnißvolle Buch druckfertig geworden. Strauß hatte mit unverdrossenem Fleiße alles excerpirt, was zur Sache gehörte. Von Celsus bis zum Wolfenbüttler Fragmentisten, von Augustinus bis auf Olshausen's und Paulus Evangelienharmonie, von Eichhorn bis auf die neuesten Kritiker der Evangelien hatte er jede Ansicht protokolliert³ und aus diesen Collectaneen arbeitete er nun mit der genialen Zusammenfassung seiner Kräfte, deren er fähig war, in einem Jahre das Buch heraus, von dem eine neue Aera der Theologie, und im schlimmsten Sinn auch der deutschen Kirche datirt. Es sollte ursprünglich keineswegs so ausschließlich negativ ausfallen, wie es im Verlauf der Arbeit gerathen ist. Vielmehr hatte Strauß zuerst an jene historisch-kritische Darstellung und philosophische Reconstruction der Christologie gedacht, die er bei Marheineke vermifste. Der erste Theil des ersten Abschnitts sollte objectiv die Geschichte Jesu nach den Evangelien geben, der zweite im Sinne Schleiermacher's darstellen, wie Jesus subjectiv in den Gläubigen lebt, der dritte die Synthese des objectiven und subjectiven Factors in der Lehre der Kirche, d. h. im zweiten Artikel des apostolischen Symbolums zeigen. Der zweite Abschnitt sollte historisch-kritisch die Frage nach der Realität des Lebens Jesu untersuchen und das enthalten, was nachmals allein zum Vorschein kam, der dritte speculativ die Christologie reconstruiren, deren äußerlich geschichtliche Voraussetzungen als problematisch nachgewiesen waren⁴. Das gelehrte Material, das Strauß zusammentrug, bezog sich nun aber fast durchweg auf die Erörterung der Möglichkeit und Thatsächlichkeit

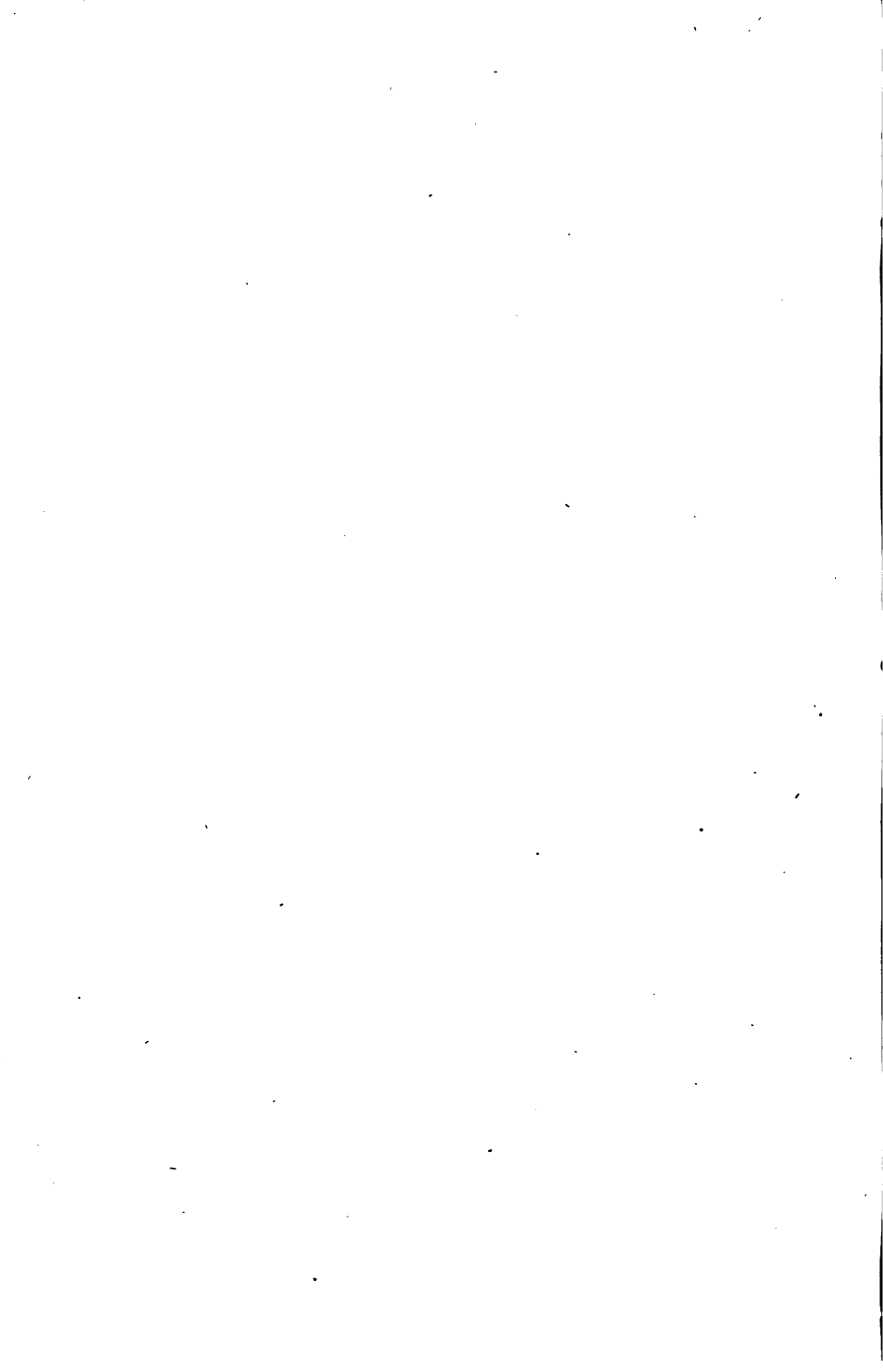
¹ Märkl. 83. — Siehe bei Klüpfel a. a. O. p. 410. — ² Streitschriften 3, 61. — ³ Streitschriften 3, 59.

der evangelischen Erzählungen. Insbesondere die stete Friction mit dem vor ihm liegenden Heft von Schleiermacher und den schlechten harmonistischen Kunststücken seines Lehrers Kern und der gesammten einschlägigen Exegese, reizten seinen Grimm¹. So beschloß er den ersten Theil, als mehr oder weniger selbstverständlich wegzulassen, während die speculative Reconstruction des idealen Christus sich zu einer Schlußbetrachtung zusammenzog. Der Wegfall des ersten Theils gab dem Werke nun freilich einen ausschließlich negativen Charakter, der erst nachträglich durch die Schlußabhandlung ausgeglichen werden wollte, allein noch ehe der zweite Band des Buchs erschien, war der Verfasser bereits seiner Repetentenstelle enthoben und damit die wissenschaftliche Frage in eine kirchliche verwandelt, der Wissenschaft zum Nachtheil, der Kirche zum Schaden.

¹ Streitschriften 3, 60. Märklin 41.

Zweites Buch.

Das Leben Jesu.



1. Stand der theologischen Wissenschaft beim Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß.

Es ist mit epochemachenden Schriften, wie mit großen Ereignissen. Man datirt von ihnen den eintretenden großen Umschwung und macht sie im Guten, wie im Bösen für diesen verantwortlich. Aber wie in der äußern Geschichte, so gilt auch in der Literaturgeschichte das Wort: „alles ist Frucht und alles ist Samen“. Wohl sieht man heute von gewisser Seite das Leben Jesu von Strauß als den Giftkern an, aus dem die ganze Saat schädlicher Früchte der neuen Theologie hervorgeproßt ist, aber auch dieser Kern war die Frucht einer langen wissenschaftlichen Entwicklung. Im Grunde war dieses viel verschriene Buch nichts als der rücksichtslose aber, einige Hegel'sche Extravaganzen abgerechnet, objective Ausdruck des damaligen Stands der Untersuchung. Schon aus diesem Grund werden wir uns über die Lage der Theologie vor dem Erscheinen desselben orientiren müssen, aber auch für den Gang des Streites ist es wesentlich, die Stellung der wichtigeren Universitäten und ihrer theologischen Schulen in's Auge zu fassen.

Der Stand der Theologie zu Anfang der dreißiger Jahre war ein achtungsgebietenderer als der von heute. Es stellt sich das schon äußerlich darin dar, daß Schleiermacher, wenn auch für seine platonischen Studien Secretär der Berliner

Akademie war, daß die herrschende Hegel'sche Philosophie es zu ihren Hauptaufgaben zählte, das Christenthum als die Religion der Identität des Subjectiven und Objectiven zu erweisen, daß ein Schelling beklagen konnte, nicht Theologe geworden zu sein, da nach seinen Principien sich alle Schwierigkeiten dieser Wissenschaft und alle ihre Probleme ganz natürlich lösten.

Beginnen wir unsere Rundschau mit Berlin, so hat ein Zögling dieser Hochschule mit lebendigem Enthusiasmus der damaligen Blüthe der theologischen Studien in der preussischen Hauptstadt gedacht: „Hierher strömte, sagt Karl Schwarz, um die Mitte der dreißiger Jahre die Elite der theologischen Jugend, um die letzte Weihe der Wissenschaft, um eine Anregung für das ganze Leben zu empfangen. Und nicht Solche allein, welche kamen, um ihr theologisches Triennium zu absolviren, nicht in Examensnoth und in der Mißere der theologischen Bedürftigkeit verkümmerte Menschen, sondern reifere Männer in größerer Zahl, solche, welche schon die kirchlichen Weihen erhalten: Vicare aus Baden, aus der Schweiz, aus Württemberg, Repetenten und Doctoren vom Tübinger Seminar; Männer, welche mit Eifer und Auszeichnung in ihrer Wissenschaft gearbeitet und die voll Ehrfurcht vor den Namen Schleiermacher, Neander, Hegel, Marheineke nach Berlin wallfahrteten, um mit reicherer Erkenntniß in die praktische Wirksamkeit ihrer Heimath zurückzulehren! Es war damals die Blüthezeit unserer Theologie! Eine Zeit, in welcher die Besten und Geistvollsten das theologische Studium erwählten, aus innerstem Wahrheitsdrang, der sonst nirgends eine Befriedigung zu finden vermochte¹.“ Insbesondere Schleiermacher stand im Jahr 1830 auf der Höhe seines Ansehens. Die Woche hindurch umdrängt, berichtet sein Zuhörer Strauß², von einer Schaar begeisterter und lernbegieriger Schüler, die jährlich aus allen Theilen des Vater-

¹ Karl Schwarz, Zur Gesch. der neust. Theol. 56. — ² Charakt. u. Krit. 8. 3.

landes sich um sein Ratheder versammelten, ward er am Sonntag eifrig gesucht von einem gewählten Kreise von Zuhörern, die sich von Keinem so, wie von ihm, in der Erbauung belehrt und in der Belehrung erbaut fanden. Kurz vor dem Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß ward er abberufen (12. Februar 1834), doch wirkte sein Geist noch mächtig unter seinen akademischen Schülern und in seiner Gemeinde nach.

Neben der Schleiermacher'schen Theologie hatte die Hegel'sche ihre Vertretung in Berlin in Marheineke¹. Seit Hegel todt war, galt er sogar in dem engern Berlinischen Kreise als das Haupt der Schule, die sich, wie die Jünger Muhammeds nach dem Tode des Propheten, um die Wittve desselben versammelte. Großen theologischen Kredit hatte Marheineke nicht, da ihn Schleiermacher wie bei den Studenten, so auch in der Literatur verbunkelte. Dennoch wurde für seine philosophische Dogmatik in Berlin von den Hegelianern eifrig Propaganda gemacht. Man hielt sie sogar für positiv. Allein die Dogmatik theilte in der Hegel'schen Schule mit der Naturwissenschaft das Schicksal, daß man ihr das Wort im Munde verdrehte, und Marheineke war darin nicht besser als Daub und später Bruno Bauer. Er meisterte das Dogma auch da, wo er es bewies, und was sich nicht deduciren ließ, existirte für ihn nicht. Nicht daß er die Dogmen im Einzelnen kritisirt hätte, aber ganze Kategorien kommen für ihn in Wegfall. Hatte Schleiermacher beschlossen, allen Sündern soll vergeben und der Teufel nicht mehr sein, so schaffte Marheineke noch obenein alle himmlischen Heerschaaren ab, indem er die Regionen Engel in seiner Dogmatik einfach unterschlug. Diese summarische Art, wie er die Dogmen in Bausch und Bogen durch Massenmord abthat, erregte nicht selten das Kopfschütteln der Studenten. „Ein Verfahren, wie das seinige, schreibt Fr. Th. Vischer², war ganz gegen unsere schwäbische Natur. Statt daß in die überlieferten schweren

¹ Marheineke, die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft. Berlin 1827. — ² Kritische Gänge I, 118.

Massen der Dogmatik der Begriff als ein flüssiger Geist schonend eingeführt wird, rückt er in geschlossenen Reilen schwerer Kavallerie an und haut geradezu ein; alles oben herunter aus metaphysischer Höhe, nirgends der Stoff durchdrungen, ein kolbiger, gestiefelter Formalismus, eine klappernde Begriffsmühle, bei der Einem Hören und Sehen vergeht.“ Bei dem Allem hatte diese dogmatische Schule den großen Vortheil, mit der herrschenden Philosophie in Reih' und Glied zu stehn und von dieser als ebenbürtige Mitarbeiterin auf dem Religionsgebiet anerkannt zu werden.

Zwischen der Hegel'schen und Schleiermacher'schen Schule spielte in Berlin damals ein allerdings mehr in den Hörsälen und durch gelegentliche Ausfälle, als öffentlich geführter Krieg. Das Streitobject war wesentlich dieses, daß Hegel die Frömmigkeit zwar als ein Fühlen, die Religion aber als ein Glauben und Erkennen, mithin als ein Denken auffaßte. Wo ferner Hegel den Geist in der Weltgeschichte sich objectiv ausdrücken ließ, fragte Schleiermacher das einzelne, endliche Bewußtsein des frommen Subjects nach der Wahrheit. So war und blieb Schleiermacher den Theologen des absoluten Begriffs mit seinem Demonstriren des im frommen Selbstbewußtsein Gegebenen ein Sophist. Sie blickten, wie Strauß berichtet¹, von der Höhe ihres absoluten Begriffs mit Verachtung auf seinen subjectiven Standpunkt des Raisonirens, endlichen Denkens, negativer Dialektik, auf seinen in niedrigen Regionen sich umtreibenden Scharfsinn herunter. Vollends von seinem Princip des Abhängigkeitsgefühls hatte Hegel selbst schon gespottet, daß es zwar taugen möge, einen Hund vom Ofen, keineswegs aber die Religion, am wenigsten die christliche und deren Wissenschaft, aus dem Nichts in das Sein hervorzulocken. Dabei wurden, berichtet Strauß, Schleiermachern vielfache Talente, namentlich die Darstellung betreffend, worin die Sophisten von jeher ihre Stärke gehabt, nicht abgesprochen, der große Anhang aber, den er gefunden, außer aus jenen Talenten vor-

¹ Charakt. u. Krit. S. 10.

nehmlich aus der Flachheit, Seichtigkeit und Denkschwäche der Zeitgenossen erklärt. Auf der andern Seite stand der Schleiermacher'schen Schule fest, daß die Hegelianer zwei Gebiete vermengten, indem sie die religiösen Dogmen aus der absoluten Logik oder Metaphysik deducirten, und mit gutem Fug machte Schleiermacher den Theologen dieser Schule, die Begriff und Vorstellung in der Religion trennten, zum Vorwurf, sie führten einen unprotestantischen Gegensatz von exoterischer und esoterischer Lehre ein und bedrohten die Kirche mit einer Hierarchie der Speculation.

So drehte sich das Hauptinteresse der theologisch Angeregten um diese Frage, doch gab es auch andere geistige und gemüthliche Mittelpunkte. Geradezu den größten Kreis der Verehrer sammelte August Neander um sich, der die historischen Fächer zu vertreten hatte. Durch seine „allgemeine Geschichte der christlichen Kirche“, die im Jahr 1831 bis zum sechsten Theil (Schluß des zweiten Bandes) vorgeschritten war, hatte er sich gerechten Ruhm erworben. Ein vollkommen selbstständiger Kenner aller Quellen hatte er das ganze Material mit seiner eigenthümlich lebenswürdigen persönlichen Auffassung durchdrungen. Ein Kind der Periode der wiedererwachenden Herzensfrömmigkeit war er an die Quellen der Kirchengeschichte herangetreten mit der Absicht, sich zu erbauen und andere durch sie zu erbauen. Ein historisches Erbauungsbuch im würdigsten Sinne des Wortes ist sein großes Werk auch geworden. Neander erzählte vor allem die Geschichte der Frömmigkeit. Weniger Neigung hatte er, die politischen Coëfficienten und die historischen Bedingungen des Gewordenen schärfer in's Auge zu fassen. Aber überall erkennt man den Mann, der die Quellen selbst gelesen hat und zu ihnen in einem persönlichen Herzensverhältniß steht. Dabei verläugnet sich auch in seiner Gesichtsbetrachtung das angeborne lebenswürdige Gemüth nicht, das das Gute überall anerkannte, zuweilen auch da, wo es nicht ist. Das Meer von Liebe, das er in sich trug, ließ er auch den Sündern der Kirchengeschichte zu gut kommen, und wenn zuweilen der weiche, zärtliche Blick ihn unfähig macht, die Conturen der Dinge so scharf

zu sehen, wie sie sind, und sich nicht ganz selten der Satz bestätigt, daß allzu viel Nührung dem Verstande nachtheilig sei, so entschädigte er doch wieder durch ein feines Gefühl für die religiösen Motive der Persönlichkeiten und seine wunderbaren Darstellungen aus dem Gebiet des geistlichen Lebens, für welche sein Buch noch heute musterhaft bleibt. Die große Wirkung, die Neander auf die Jugend übte, beruhte darum auch viel weniger auf dem, was sie von ihm lernte als in der Berührung mit seiner Person. „Es war hier, sagt Schwarz¹, eine Reinheit und Einfachheit des innersten Lebenskerns, eine Kindlichkeit in allem, was die äußere Welt angeht, eine Hingebung an die heilige Sache der Religion ohne allen Vorbehalt, ohne alle Nebenrückichten; es lebte dieser Mann wirklich und ausschließlich in der Welt des Geistes, so daß er wie mit geschlossenen Augen hindurchging durch das Getümmel der Hauptstadt und die Leidenschaft der theologischen Parteien.“ Die Wirkung einer reinen Natur auf ihre Umgebung war es, wenn Theologen von so radikalem Gegensatz wie Hengstenberg und Heinrich Krause beide in gleicher Verehrung an ihm emporfahen und jeder von ihm zu gehen pflegte mit der Empfindung: „Es wäre doch gut, wenn du auch so wärest!“

Neben Neander und Schleiermacher hatte durch Mittel anderer Art Hengstenberg eine bedeutende Stellung in Berlin erlangt. Doch werden wir seine Thaten billig in einem andern Zusammenhang als dem der Wissenschaft zu betrachten haben.

In Göttingen war der Geist der Langeweile, den die beiden Planck, Vater und Sohn, in den zwanziger Jahren in den theologischen Hörsälen verbreitet hatten, in den dreißigen noch nicht ganz gewichen. Weber Pott, noch Tresurt, noch Reiche wirkten stark auf die Studirenden. Dafür war das kirchengeschichtliche Fach durch Gelehrte ersten Rangs wie Gieseler und Rettberg vertreten, die in strenger Methode des Forschens den Ersten ihrer Zeit ebenbürtig waren. Auch Lücke stand auf der Höhe seines

¹ Zur Gesch. der neust. Theol. von Karl Schwarz, S. 42.

akademischen Wirkens, eine liebenswürdige Persönlichkeit, die auf die Jugend einen wohlthätigen Einfluß übte, befreiend auf die Engen, vertiefend auf die Freien einwirkte. Dagegen fehlte es an einem friischen Nachwuchs. Nur Ewald hatte bereits seine prophetische Rolle ergriffen und begeisterte seine Schüler durch seine Friische, sein kolossales Wissen und seinen apostelgleichen Lehreifer, bildete aber auch im Umgang mit wenigen fügsamen Kollegen und untergeordneten Schülern jenes überreizte Selbstgefühl aus, das die Krankheit seines Lebens ward.

Weitauß die größten Schaaren von Theologen versammelte damals Halle um sich, das eben in der Rückbildung von einer rationalistischen zur pietistischen Universität, die es ehemals schon gewesen, begriffen war. Der alte Rationalismus mit seiner Rückführung der Religion auf Moral hatte seine Arbeit vollbracht; er hatte der jungen Generation nichts mehr zu sagen, sie aber ihm um so mehr. Ein Bögling von Gesenius, der eben damals in Halle studirte, schildert uns lebendig, wie seit der Mitte der dreißiger Jahre eine Ahnung durch die Herzen der Studenten ging, daß Wegscheider und alle Träger des rationalistischen Fachs, im fünften Acte spielten. „Hatten mich, so erzählt er¹, zunächst schon die leeren Bänke und die ganze ärmliche und gleichgültige Zurüstung da, wo man sich vor Kurzem mit Ungeßüm nach der neuen Weisheit des Jahrhunderts gedrängt, mit einem tragischen Gefühle angesprochen, so hatte mich dann Wegscheider's Vortrag noch mehr erkältet; denn über das, was er sagte, fühlte ich mich auf gewisse Weise, ich wußte nicht wie, in meinem Bewußtsein bereits überhoben.“ Auf soliderem Grunde stand Gesenius Autorität, dessen exegetische Regeln so einfach waren wie alles Gesunde und Vernünftige, und eben darum keiner Zeitströmung und keiner Mode unterlagen. Gesenius war kein speculativer Kopf. Es war das Einzelne in Leben und Wissenschaft, die ganze zerstreute Welt

¹ Gesenius, Eine Erinnerung für seine Freunde. Berlin. Gärtner 1842. S. 5 f. Von Robert Haym.

der Dinge, welche ihn interessirte. Hier aber that sich auch Alles seinem Blicke auf¹. Er führte die Studenten ein in die ganze bunte Mannigfaltigkeit des orientalischen Lebens, unter die Richter und die Pfastertreter vor den Thoren, in die Häuser und auf die Dächer, in die Paläste und in den Tempel; vor Könige und Propheten, zu Salomon's und Belsazar's Herrlichkeit, und wiederum zu den Hirten und Jägern der Genesis und eben darum, weil er nichts wollte, als klar sagen, wie alte und ferne Dinge wirklich gewesen sind, blieben seine Vorlesungen dem neuen Geschlechte eben so wichtig wie dem vorangegangenen. Bei den Studirenden war Gesenius gefeiert wie kein Anderer. Er hatte eine so schickliche Weise, mit dem jungen Uebermuthe zu verkehren, daß er bei diesem auf's Beste angeschrieben war. Mehr als ein Mal hat er ihre Interessen vertreten und darüber sogar selbst großen Nachtheil davon gehabt. In ihren Augen war er der erste Mann der Universität, aber dennoch war das Schickal seiner Richtung in Halle besiegelt. Zwar im alttestamentlichen Fach, wo der energische Mann allen Widerspruch niederhielt, und sich in Röbbiger und Tuch gelehrte Hülfсарbeiter herangezogen, blieb es bei der Kritik. Auch die Studenten blieben treu; höchstens daß bei einer der losen Bemerkungen des Alten sich der neue Geist durch Scharren des einen oder andern frommen Fuchseins geltend machte. Aber der Charakter wird einer theologischen Facultät nicht durch ihren Orientalisten, sondern durch ihren Dogmatiker aufgeprägt und hier war Wegscheider bereits **Ulmann** und **Tholuck** unterlegen. Ein neuer Geist regte sich unter Lehrern und Studenten. Der Angriff der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung auf die Rationalisten hatte seine Wirkung gethan. Der erste Historiker der Hochschule, Leo, wurde fromm und widerrief seine israelitische Geschichte. „Gewiß nicht, wie Hengstenberg 1836 versicherte, aus erneuertem und gründlicherem Studium allein. Blieb er auf seinem früheren Standpunkt, so konnte eher der Parbel seine Flecken wechseln, wie

¹ Haym a. a. O.

er seine unheiligen Ansichten von der heiligen Geschichte.“ Eine Bekehrung war eingetreten, die die erneute Untersuchung überflüssig machte und sich bald in sehr lauter Weise vom Katheder vernehmen ließ. Weniger pathetisch, vielmehr vorsichtig für und wider erwägend, betonte der seit 1829 eingetretene Ullmann in geschmackvoll ausgearbeiteten Vorträgen die Schönheit und Tiefe der patristischen Auffassungen, die in dem klassischen Zeitalter des Rationalismus Gegenstand des Gelächters gewesen waren. In seinem „Gregor von Nazianz“ hatte Ullmann es im Sinn Neander's zuerst wieder gewagt, die Epoche der arianischen Streitigkeiten aus ihren eigenen Voraussetzungen zu verstehen, während für die Rationalisten die Vernunft des neunzehnten Jahrhunderts die Elle war, „mit der sie die Kirchenväter nicht maßen, sondern prügelden“. In seiner „Unschuldlichkeit Jesu“, wie der Aufsatz in den Studien und Kritiken sich zuerst nannte, hatte er ganz in Hase's Weise versucht, für diese dogmatische Aussage einen historischen Beweis zu erbringen, kurz er repräsentirte damals noch wesentlich die ästhetisch-geschichtliche Reaction gegen die Geschmacklosigkeit und Ungeschicklichkeit, in die der Rationalismus gerathen war.

Weit entschiedener als er versammelte aber Tholuck die gläubige Partei um seine Fahne. Zu Anfang seines Auftretens von den Studirenden als wunderliche Persönlichkeit angestaunt, hatte der Consistorialrath bald die Hälfte der 800 Theologen, die damals die Halle'schen Straßen verdunkelten, auf seiner Seite. Ein geistreicher, frei sich erzeugender Vortrag, große Belesenheit in allen alten und neuen Literaturen, brillante Inspirationen, Kapuzinermäßige Schnurrpfeifereien im Umgang und ein weit über die Provinz hinausgreifender Einfluß stellten die Basis her, auf der der „Studentenvater“ der spätern Periode heranreifte.

Derselbe Gegensatz, der in Halle die Facultät spaltete, sprach sich zu Jena in dem Kampf zwischen Hase und dem Generalsuperintendenten Köhr zu Weimar aus. Schon die wissenschaftliche Reconstruction des altprotestantischen Lehrbegriffs war dem

rationalistischen Päpstein der Thüringer Lande anstößig und so erschienen 1834—37 die eleganten Streitschriften Hase's gegen Röhr, die sich in heiterer Weise bemühten, dem Repräsentanten des Rationalismus begreiflich zu machen, daß nie eine Generation die Summe menschlicher Gedanken erschöpfe und das Maß der Wahrheit sei. Dazu hatte Hase den zuerst von Hef in Zürich, dann von Herder unternommenen Versuch einer „Lebensgeschichte Jesu“ glänzender wieder aufgenommen und damit, wie Strauß es nennt, die alte Theologie in die Schlinge verwickelt, in der sie zu Fall kam.

In Erlangen, wo Engelhardt Kirchengeschichte, Ammon Pastorallehre las und Harleß eben durch Symbolik und Polemik bekannt ward, war der bedeutendste Name Olshausen, der den Markt durch seine Commentare beherrschte, die das eigentliche Zeughaus des damals noch zu Compromissen bereiten Supranaturalismus durch lange Zeit gewesen sind.

Von Tübingen haben wir bereits geredet. So bleibt noch Heidelberg. Der Typus der Facultät war seit Anfang des Jahrhunderts stets ein liberaler gewesen. Auf Marheineke und Dewette waren Paulus, Umbreit und Abegg gefolgt, Daub, Bewald und Schwarz waren geblieben, Ullmann dagegen wirkte seit 1829 in Halle. Wenn man die Bedeutung erwägt, die für die damalige Theologie Daub und Paulus hatten, so ist man betroffen über die geringe Zahl von Studirenden, die die theologische Facultät dieser Hochschule zählte. Sogar Daub sah selten mehr als zwanzig Zuhörer zu seinen Füßen¹, und Ullmann schreibt im Jahre 1823 an Schwab: „Die Constellation der theologischen Studien auf unserer Universität ist jetzt von der Art, daß mehrere, ja die meisten Lehrer eigentlich unnütz und für nichts da sind... Ich halte meine angezeigten Vorlesungen, aber vor einer kleinen Anzahl von Zuhörern und ohne die geringste Hoffnung, daß

¹ Strauss, Char. u. Krit. 4.

dabei irgend etwas herauskomme. Ich lese bloß, um zu lesen¹." Paulus verlegte unter solchen Umständen den Schwerpunkt seiner Thätigkeit auf das Gebiet der Publicistik. Seine Schriften über die württembergische Verfassung, „über die Vertretung der Kirchen in Ständeversammlungen“ und namentlich seine 1819 bis 1831 erscheinende politisch-kirchliche Zeitschrift „Sophonizon“ hatten seinen Namen zu einem der populärsten in Deutschland gemacht und seine exegetischen Bestrebungen, das biblisch Berichtete mit dem nunmehr Denkbareren in Einklang zu bringen, erfreuten sich des vollsten Beifalls eines lichtfreundlichen Publicums. Sein besuchtestes Colleg war seine Kirchengeschichte, in der er neben einer achtbaren Quellentunde eine nicht minder respectable Grobheit entwickelte und mit stets gleicher Entrüstung „die in's Uebermenschliche phantasirende, dialektische Speculation eines Athanasius, Augustinus, Anselmus und ihrer Nachahmer“ weniger verstehen als verlachen lehrte. Ähnlichen Charakter hatten seine Exegetika, die den Evangelisten nachträglich das natürliche Verständniß der Dinge deutlich machten, die diese selbst für Wunder gehalten hatten. Seit 1831 zog Paulus sich indessen immer mehr von seinen Lectionspflichten zurück, um dafür doppelt eifrig in den Tagesstreitigkeiten mitzusprechen. War Paulus der Berühmtere und galt bis zu seinen Niederlagen durch Strauß als das unbestrittene exegetische Haupt des Rationalismus, so wurde dagegen sein College Daub getragen von einer wahrhaft schwärmerischen Verehrung der Studentenschaft. Wie der jugendliche Rothe in ihm den donnernden Jupiter des Katheders sieht², so hat auch Strauß Daubs Leben ein „erhebendes Bild“ genannt. Er fand ihn immer gleich liebenswerth, „sei es daß der Mann mit seiner markigen Bassstimme einen wissenschaftlichen Gegenstand entwickelte, oder in patriarchalischer Würde im Kreise der Seinigen saß, oder in harmloser Geselligkeit Abends im Gesellschaftszimmer des

¹ Theol. Stud. u. Krit. 1867. Ergänzungsheft. S. 23. — ² Rothe's Leben v. Nippold I, 74.

Museums unter alten und jungen Freunden sich erholte¹." Auswärts, der Schwierigkeit seines Stils halber, wenig gelesen, von seinen Schülern mehr verehrt als verstanden, hatte er doch in der Hegel'schen Schule neben dem Meister kanonisches Ansehen. In gelehrter Parteilichkeit wurde er Schleiermacher als der Theologe des absoluten Begriffs entgegengestellt, und als Magus des Südens gefeiert. Selbst Strauß stellt ihn an speculativer Kraft über den Theologen des frommen Gefühls und es ist noch ein Rest von Vorliebe für den Hegel'schen Schulgenossen, wenn er in seiner classischen Charakteristik beider Männer findet, Daub habe ein Recht zu Schleiermacher zu sprechen:

Als der Griechen Schiffe brannten,
 War in meinem Arm das Heil.
 Doch dem Schlaun, Vielgewandten
 Ward der schöne Preis zu Theil.

Die kommende Generation hat doch anders geurtheilt. Sie sieht in Schleiermacher den selbstständigen Geist, in Daub den geistvollen Eklektiker.

Von den Schweizer Universitäten kam für die Theologie wesentlich nur Basel in Betracht, wo ~~de~~ Wette in ähnlichem Freisinn wie die Heidelberger, aber mit ungleich größerem historischen Sinn und gelehrterer Vertiefung in das biblische Alterthum eine neue exegetische Schule begründete, die der neueren Kritik die Wege gebahnt hat. Wie er insbesondere in der mythischen Deutung vieler biblischer Stücke Strauß, in der Kritik der Recht-heit und Unächtheit Baur vorarbeitete, wird an seinem Orte zu zeigen sein.

Im Ganzen lag der Schwerpunkt des theologischen Interesses, wie schon diese Umschau zeigt, noch immer auf der speculativen Durchbringung des Dogmas, die Theologie war ein Anhang der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie geworden, als sie der junge Tübingen Repetent zu den historisch kritischen Fragen abrief.

¹ Charakt. u. Krit 220.

2. Die Evangelienfrage um 1835.

Das Ueberwiegen der speculativen Theologie über die historische im Zeitalter der Romantik konnte der wissenschaftlichen Lösung der Frage nach dem Geschichtlichen von Jesu nicht förderlich sein. Man hatte ein durch die Kirche gegebenes oder speculativ construirtes Bild Jesu, und war weniger geneigt, dasselbe durch kritisch-exegetische Untersuchungen zu berichtigen, als zu bewähren. Selbst ein kritisch rastloser Geist wie Schleiermacher stand so ganz unter dem Bann seines kirchlich und speculativ gewonnenen Christusbildes, daß er in seinen Vorlesungen über das Leben Jesu auch Aufstellungen über rein geschichtliche Fragen mit dem Einwande des Glaubens abzuweisen pflegte, daß sie „unvereinbar mit unseren Voraussetzungen von Christo seien“, oder andere begründete mit dem Postulat: Christus konnte das, was er unserem Glauben ist, nur dann sein, wenn er sich so oder so verhielt¹. Auch reine Thatfragen, wie die physiologische, ob Jesu Körperkraft erschöpft gewesen sein müsse durch die Mißhandlungen vor der Kreuzigung, entscheidet er nach der Forderung der christlichen Empfindung, die einen bis in den Tod gleich starken, nicht einen schwächlichen Erlöser verlange, und für die es ein Interesse gebe an der Stetigkeit des Bildes, das wir uns von Christo gemacht haben, daß es rein bis zum letzten Augenblick dasselbe bleibe². Ganz so werden die Fragen der Unschuldigkeit, Irrthumslosigkeit und ähnliche nicht historisch sondern nach den Postulaten des frommen Bewußtseins entschieden. Daß er damit in logisch unzulässiger Weise von den nothwendigen Merkmalen einer Definition in intellectu überspringe zur Behauptung des Vorhandenseins dieser Merkmale in re, war dem scharfsinnigen Philosophen natürlich nicht unbekannt, allein dem speculirenden und poetisch angelegten Zeitalter stand die speculative Erkenntniß so unendlich hoch über der historischen, daß von

¹ Leben Jesu, herausgegeben von Rätenik. S. 10. 13. 118, a. O.

— ² Leben Jesu, S. 444.

der innern Möglichkeit, Schönheit und Erbaulichkeit der Vorstellung auch sofort auf ihre Realität geschlossen wurde. Dennoch war die Zeit keineswegs arm an rüstigen Vorarbeiten für die wissenschaftliche Bearbeitung des Lebens Jesu. Gerade die wichtigste Frage, deren Entscheidung nachmals über der Debatte des Straußischen Buchs für einige Zeit abriß, die Frage nach den Quellen, war in einer Weise von der deutschen Gelehrsamkeit in Angriff genommen, die dieser dauernd zur Ehre gereicht¹.

Der Begründer der neuern Evangelienkritik war der Schwabe Johann Gottfried Eichhorn, seit 1788 Professor in Göttingen, der durch seine Hypothese eines den Synoptikern gemeinschaftlich zu Grunde liegenden Urevangeliums², die Frage nach dem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältniß der kanonischen Evangelien zuerst auf die Tagesordnung setzte, von der dieselbe seitdem nicht wieder verschwunden ist. Das wörtliche Uebereinstimmen der synoptischen Texte in längeren und kürzeren Stücken, dann wieder die Abweichungen nach Folge und Inhalt, meinte Eichhorn damit zu erklären, daß er ein Urevangelium annahm, dessen unter sich schon verschieden gestaltete Recensionen von unseren Evangelisten nochmals dreifach verschieden überarbeitet wurden. Wie aber das ursprünglich aramäische Urevangelium zu unseren drei griechischen Evangelien werden konnte, schien bei näherer Untersuchung doch schwer zu begreifen, denn verschiedene griechische Uebersetzer hätten nicht stellenweise wörtlich übereinstimmend übersetzt. So mußte schon das Mittelglied einer griechischen Uebersetzung des Urevangeliums und weiterhin mußten abweichende Recensionen dieser Uebersetzung eingeschaltet werden, die dann selbst wieder verschieden bearbeitet wurden. Nun fehlt aber unseren Evangelien überhaupt jede der Eigenthümlichkeiten, an denen man Uebertragungen zu erkennen pflegt; auch die Durchführung der Annahme einer einzigen Grundschrift erwies sich der verschiedenen Gestaltung der

¹ Zur Geschichte der Evangelienkritik vgl. H. Holtzmann, Die Synoptischen Evangelien S. 15 f. F. Chr. Baur. Krit. Unters. über die kanon. Evang. S. 27 f. — ² Allg. Biblioth. der bibl. Lit. V. 1794. S. 759 f.

Erzählung gegenüber unhaltbar, die Hypothese wurde immer künstlicher, schließlich verlor sie ihren Kredit, aber sie hatte in der mehr als vierzigjährigen Debatte die Beobachtung für die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Evangelisten geschärft und damit einer historischen Benützung und Kritik derselben löblich vorgearbeitet. Neben der Theorie eines Urevangeliums hatte die Benützungshypothese großen Beifall, die Semler's Schüler, der Hessen-Darmstädter Griesbach, 1775—1812 Professor in Jena, zuerst ausführlich begründete. Nach ihm hätte Markus die beiden andern Evangelisten excerpirt¹, während der katholische Theologe Hug in Freiburg die Evangelisten in der Ordnung, in der sie im Kanon stehen, schreiben und den Späteren den Früheren benützen läßt². Aber auch die Benützungshypothese erwies sich bei genauerer Prüfung unmöglich. Hätte Lukas unseren Matthäus gekannt, so bliebe unbegreiflich, warum er dessen Vorgeschichte durch eine andere ersetzte und die Frage wäre immer noch, woher er den über Matthäus hinausgehenden Stoff schöpfte? Sind aber Matthäus und Lukas von einander unabhängig, so bleibt die Frage unbeantwortet, woher ihre gemeinsamen Stücke stammen? Unter solchen Umständen fand Schleiermachers Diegesentheorie, die die drei Texte atomisirte, um so größeren Beifall³. Schleiermacher glaubte das Räthsel der Uebereinstimmung und Abweichung zu lösen, indem er von einer unbestimmten Anzahl kleinerer Stücke ausging, die die drei Synoptiker in verschiedener Folge verbanden, oft aber auch schon in längeren Reihen gefaßt vorkamen und so ihren drei Schriften einverleibten. Auch Paulus⁴ hatte in seiner specialisirenden Art von kurzen Tagebüchern der Maria, Aufzeichnungen des Johannes und ähnlichem, von den Evangelisten vorgefundenem schriftlichem Material geredet. Schleiermacher dachte bei seinen Diegesen weniger an solche apostolische Denkschriften

¹ Commentatio, qua Marci evangelium totum e Matthaei et Lucae commentariis decerptum esse monstratur. 1789. — ² Einleitung in die Schr. N. Test. II, 166 f. 1808. — ³ Kritischer Versuch über die Schriften des Lukas 1817. — ⁴ Introductio in Nov. Test. 1799. Exeg. Handb 1830.

als an gelegentliche Aufzeichnungen einzelner Begebenheiten, an schriftlich fixirte Anekdoten und Anekdotenreihen, daneben an Sprüche und Spruchsammlungen. Diese Aufzeichnungen entstanden unter den Christen außerhalb Palästinas, waren griechisch geschrieben und wurden dann zu größeren literarischen Werken verknüpft. Indem so Schleiermacher die langen Erzählungsketten in eine Vielheit einzelner kleiner Glieder auflöste, gewann er für die Combinationen seines beweglichen Scharfsinns ein flüssigeres Material. Allein seine Hypothese konnte schon darum nicht auf die Dauer befriedigen, weil unter ihren Voraussetzungen jedes einzelne Stück, als an verschiedenem Ort, zu verschiedener Zeit fixirt, seinen besondern Sprachcharakter haben mußte, aber der Sprachcharakter der Synoptiker ist nicht in dieser Weise bunt-schattig. Dennoch hatte Schleiermacher den Zeitgenossen eingeredet, daß eine flüssige Form des gemeinsamen Materials die Erklärung der drei synoptischen Gebilde erleichtere und so griff der Göttinger Gieseler auf den flüssigsten Zustand einer mündlichen Tradition zurück¹. Die wörtliche Uebereinstimmung langer Stücke glaubte sich Gieseler daher erklären zu können, daß der gemeine Mann, oft erzählte Geschichten auch in Betreff der Wortfolge und des Ausdrucks zu stereotypiren pflege, weil die freie Production ihm schwerer wird als die gedächtnißmäßige Reproduction. Allein auch diese Hypothese bewährte sich der mehr und mehr mikroskopisch arbeitenden Untersuchung nicht, da dieselbe an allen drei Texten solche Wiederholungen langer Satzgebilde oder kleiner grammatischer Anormitäten nachwies, wie sie sich nur unter Voraussetzung literarischer Abhängigkeit erklären lassen.

Nachdem damit der Kreis der möglichen Vermuthungen erschöpft war, trat jenes wenig erfreuliche Stadium der Controverse ein, bei dem jeder Theil die Advocatur für seine Aufstellungen übernahm, während die Nachkommenen, de Wette, Credner u. s. f. mit combinirenden Zusammenstellungen² den Urhebern an Schul-

¹ Histor. krit. Versuch über die Entstehung der schriftl. Ev. 1818.

— ² De Wette, Einleitung, 1826. Credner, Einl. 1836.

disciplin nicht genugthaten und den Lernenden zu wenig Neues boten, um ein lebhafteres Interesse zu wecken. Das Problem sah jetzt complicirter aus als je zuvor und von allen Seiten sammelte man neue Beweisstücke, als das Leben Jesu von Strauß die Verhandlung abbrach.

Das materielle Interesse an dem Inhalt der evangelischen Geschichte war zu groß, um das Urtheil über die Glaubwürdigkeit derselben vorzubehalten, bis die Gelehrten sich über das Verhältniß der Quellen würden verständigt haben. War es theoretisch ganz richtig, daß sich wissenschaftlich über die Glaubwürdigkeit einer Geschichte nicht das letzte Wort sprechen lasse, ehe die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Zeugen entschieden sei, so war doch bereits aus dem seitherigen Verlauf der Untersuchung das klar geworden, daß die Zeugnisse zu den Thatsachen keineswegs in dem unmittelbaren Verhältniß ständen, das die kirchliche und populäre Tradition voraussetzte. Möchte eine oder mehrere Quellen, möchten kleine Anekdotensammlungen oder mündliche Erzählungen den synoptischen Evangelien zu Grunde liegen, in jedem Fall hatte die Prüfung der Acten ergeben, daß eine Reihe unbekannter Mittelglieder zwischen unseren Berichten und den Ereignissen angenommen werden müssen und das Zeugniß der Zeugen hatte darum nicht mehr die verpflichtende Kraft wie früher.

Dazu traten nun aber immer lauter geäußerte Zweifel an der Richtigkeit des vierten Evangeliums, die einen um so größeren Eindruck machten, als die damalige Generation sich diesem Buch weit inniger verknüpft fühlte als jedem andern.

Daß die Kritik sich in Sachen der Synoptiker so frei ergehen durfte, hing zum Theil damit zusammen, daß man auf den Johanneischen Christus einen ungleich höheren Werth legte als auf den synoptischen. Das Zeitalter der Romantik fühlte einen stärkeren Zug zu dem wehmüthig verklärten, hoch über der rohen Masse leuchtenden Christusbild des vierten Evangelisten, als zu den kräftigen Umrissen des in und mit seinem Volke lebenden Jesus der Synoptiker. So gedrückt war der historische Sinn von

der Last einer überschwänglichen Gefühlswelt, daß man nicht durchfühle, weld, unendlich reicheres geschichtliches Material die Synoptiker bergen, als die reflectirenden Erzählungen des vierten Evangeliums. Insbesondere Schleiermacher stellte sich ganz auf die Seite des Johanneischen Christus. Wir wundern uns dessen nicht. Auch außerhalb des kirchlichen Gebiets hat Schleiermacher ganz ähnlich geurtheilt. Wie ihm der Johanneische Christus der historische ist und nicht der synoptische, so ist ihm der platonische Sokrates der geschichtliche und nicht der des Xenophon, und er ist dabei seiner Sache so sicher, daß er in seiner berühmten Abhandlung über den Werth des Sokrates als Philosophen die spöttische Bemerkung macht, wenn sich Sokrates nur mit Reden von dem Gehalt und aus der Sphäre beschäftigte, über welche die Xenophontischen nicht hinausgehen, so begreife man nicht, wie er in so vielen Jahren nicht den Markt und die Spaziergänge und die Gymnasien entvölkerte durch die Furcht vor seiner Gegenwart und wie er Urheber und Vorbild der attischen Philosophie werden konnte? Es fehlte wenig, daß die Theologie der Romantiker über die nach den synoptischen Erzählungen entworfenen Bilder des „jüdischen Rabbi“ sich ähnlich hätten vernehmen lassen; belangreich für unsere Frage ist diese Verirrung aber darum, weil sie die apologetisch interessirte Kritik in ganz falsche Bahnen trieb. Nachdem man nämlich sich lang gewöhnt hatte, die Bedeutung der synoptischen Evangelien gegen Johannes tief herabzusetzen, wurde man plötzlich von Angriffen auf die Aechtheit des vierten Evangeliums überrascht, deren Tragweite niemand verkannte. Schon im Jahre 1801 hatte, entrüstet über die unvereinbaren Widersprüche mit den Synoptikern, der Superintendent Vogel den Apostel Johannes vor das jüngste Gericht gefordert¹ und 1820 hatte neuerdings der Gotha'sche General-

¹ E. F. Vogel, Der Evangelist Joh. u. seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht. Hof. 1801. — ² Probabilia de evangelii et epistolarum Joannis Apostoli indole et origine, eruditorum judiciois modeste subjecit C. Th. Bretschneider.

superintendent Bretschneider großes Aufsehen gemacht durch die Bestreitung der Richtigkeit sämmtlicher Johanneischer Schriften¹. Wesentlich der mystisch supranaturalistische Inhalt des vierten Evangeliums hatte die Zweifel des rationalistischen Generalsuperintendenten herausgefordert. Zwar widerrief Bretschneider seine Bedenken wieder, aber die Frage war nun ein Mal auf die Tagesordnung gesetzt, und man sieht den Aeußerungen von Schleiermacher und de Wette wohl an, wie großen Eindruck dieser Angriff auf dasjenige Evangelium gemacht hatte, auf das die romantisch speculative Theologie im Grunde allein Gewicht legte. Der Sieg über den Angreifer war aber auch darum ein Pyrrhus'sieg, weil Bretschneider's Einwendungen gegen die Apostelschaft des vierten Evangelisten, so weit sie sich auf die Unvereinbarkeit seiner Berichte mit denen der Synoptiker stützten, nur zurückgeschlagen worden waren, indem man die Augenzeugenschaft des Matthäus preisgab, während Markus und Lukas als Apostelschüler ohnehin mit Johannes nicht sollten concurriren können. Ein unglücklicheres Strategem ist niemals erfunden worden als dieses. Man räumte die Citabelle, um eine Außenschanze zu vertheidigen. Die seit dem Kampf um Bretschneider's „Probabilien“ geschaffene Sachlage war jetzt folgende: Unter Schleiermacher's Garantie gilt Johannes als ältester Evangelist und einziger Augenzeuge, während er doch seinen gesammten historischen Stoff aus dem dritten und jüngsten Synoptiker entlehnt hat. Umgekehrt ist Markus, gemäß Griesbach's Aufstellungen ein Excerpt aus Matthäus und Lukas, er bleibt also als Quelle ganz zur Seite, da er im Wesentlichen nur weiß, was wir aus Matthäus und Lukas selbst wissen. Nächst Johannes stand Lukas in Gnaden, eben weil er Johannes das Material liefert und darum mit ihm die meisten Berührungspunkte zeigt. Er, der Jüngste, gilt also für den glaubwürdigsten der Synoptiker, dagegen Matthäus, mit dem die Johanneische Relation am wenigsten stimmt, wird zu einem durchaus secundären Product

¹ Schleiermacher, Leben Jesu 181 f.

herabgesetzt¹. Das richtige Verhältniß war damit gründlich auf den Kopf gestellt und läugnete jemand, wie Strauß, die Voraussetzung der Aechtheit des Johannes, so stürzte das ganze künstliche Gebäude rettungslos übereinander. Schleiermacher sah das auch selbst mit vollkommener Klarheit ein und er sagte in seinen Vorlesungen über das Leben Jesu ganz offen¹, daß bei dem Aggregatcharakter der Synoptiker wir wesentlich auf Johannes fußen müßten, „gäbe man auch hier unächte Bestandtheile zu, so bleibe uns nichts Zuverlässiges mehr übrig“.

Es ist bedeutsam, daß just zu dieser entscheidenden Frage der jugendliche David Friedrich Strauß zum ersten Mal das Wort nahm. Im Jahre vor dem Erscheinen seines Lebens Jesu hat er in einer eingehenden Recension der Schriften des Königsberger Professor Sieffert, des württembergischen Diakonus Schneckenburger und seines Tübinger Lehrers Kern über den Ursprung des Matthäus², die vollkommene Unhaltbarkeit des herrschenden Urtheils dargethan, das wesentlich auf Schleiermacher's Verehrung des Johannes und Protection des Lukas beruhte. „Stellt man einmal, sagt der junge Kritiker, den Obersatz auf: wo Matthäus von Johannes und Lukas abweicht, da hat er Unrecht, und nimmt zum Untersatz das bekannte Factum, daß er wirklich von ihnen vielfach abweiche: dann ist überhaupt keine Untersuchung mehr nöthig³.“ Und so läßt er Sieffert und Schneckenburger hart an: „Es ist unerträglich, in diesen Schriften alle Augenblicke auf Sätze stoßen zu müssen, wie den: „daß Matthäus Unrecht hat, sehen wir aus der Erzählung des Apostel Johannes.“ Dagegen lobt er seinen Lehrer Kern, der im Interesse des Matthäus urtheile, aus dem Widerspruch zwischen beiden Schriften lasse sich eben so gut die Unächtheit des vierten Evangeliums deduciren als die des ersten. Doch fehlte Kern der Muth, in dieser Weise die Waffen umzukehren. „Die Drohungen des Herrn Kern, meint Strauß,

¹ S. 239 bei Rütenik. — ² Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. 1834. Abgedruckt in den Char. u. Krit. S. 235. — ³ A. a. O. 244.

sind nicht so böß gemeint, wie sie lauten. Der Herr Verfasser wendet sie nur an, wie man Repressalien zu gebrauchen pflegt, um Angriffe zu verhüten. Indem er droht, Johannes zu treffen, will er die Gegner nur zwingen, auch mit Matthäus säuberlich zu verfahren. Deswegen, so oft er auch gewaltig den Bogen spannt, wird doch der Pfeil nie abgedrückt, sondern in der Zuversicht, daß der Feind sich auf so schreckbare Demonstrationen hin zurückziehen werde, die Sehne immer wieder friedlich nachgelassen, und erklärt, es solle auf jenen Einwürfen nicht weiter beharrt, durch sie namentlich dem Johanneischen Evangelium nichts entzogen, sondern nur dieses angedeutet werden, wie man dieselbe Waffe nach den entgegengesetzten Seiten hin gebrauchen könne.“ Daß eine Kritik, die in dieser Weise den einen Evangelisten zum andern sagen ließ: widersprich mir nicht, ich widerspreche dir auch nicht, einem entschiedenen Kopfe wie Strauß nicht imponirte, ist begreiflich. Ein wirklich ehrlicher wissenschaftlicher Sinn konnte in der That nur Ernst machen mit dem, womit Straußens Lehrer von ferne drohte, d. h., er mußte aus dem Widerspruch beider Zeugen die Unglaubwürdigkeit des Einen oder beider folgern. Eben auf dieser Konsequenz beruht denn auch die Bedeutung des erwähnten Aufsatzes. Dafür, daß Matthäus kein Augenzeuge sein könne, berief man sich seit Schleiermacher auf den Mangel an Anschaulichkeit und Ausführlichkeit in seinen Berichten, die die Ereignisse in durchaus posthumer Weise unter bestimmten Kategorien zusammenfaßten. Strauß gibt diesen späten Standpunkt der Betrachtungsweise bei Matthäus zu, aber er behauptet, gerade das vierte Evangelium, das vorzugsweise dogmatische, treffe dieser Einwand in noch weit höherem Maße als Matthäus. Daß Matthäus kein Ohrenzeuge der Reden Jesu gewesen sein könne, beducirten Schneckenburger u. A. aus dem Charakter der Spruchkapitel des ersten Evangelisten, die augenscheinlich durch Zusammenfließen der bei verschiedenen Veranlassungen gehaltenen Reden zu Stande gekommen seien. Wenn der erste Evangelist dennoch diese Spruchsammlungen so einführt, als wären sie in einem Zuge als

Reden gesprochen worden, so kann er unmöglich ein Ohrenzeuge gewesen sein. Auch dawider hat Strauß nichts einzumenden, aber er macht bemerklich, daß es mit den Johanneischen Reden zwar anders, aber nicht besser bestellt sei. Wenn in Joh. 3, 16 die Rede Jesu an Nikodemus sich plötzlich in eine Rede des Evangelisten über Jesus verwandele, wenn umgekehrt Joh. 12, 44—50, nachdem Jesus bereits abgetreten ist (V. 37), sich die Reflexion des Evangelisten wieder zu einer Rede Jesu verkehre, wenn Joh. 10, 22 Jesus eine Rede beim Fest der Tempelweihe fortsetze, die er auf dem Fest der Laubhütten begonnen habe (10, 1), so seien das insgesammt Erscheinungen, die die Unterstellung, der Berichtserstatter sei ein Ohrenzeuge gewesen, gleichfalls unmöglich erscheinen ließen. Wenn Schneckenburger, Sieffert u. A. dem Matthäus vorwerfen, er habe manche Begebenheiten unrichtig eingeführt, so hat hier Strauß im Gegentheil den ersten Evangelisten gegen den vierten zu vertheidigen. Matthäus hat Recht, wenn er die Tempelreinigung auf das Ende des Lebens Jesu verlegt, nicht, wie Johannes, auf den Anfang. Er hat Recht, wenn er das letzte Mahl Jesu ein Passahmahl sein läßt, nicht eine gewöhnliche Mahlzeit. Will man aber mit Schneckenburger Matthäus einen Vorwurf daraus machen, daß er Jesum schon zu Anfang seiner Laufbahn sich als Messias bekennen läßt, so gilt das doppelt von Johannes, bei dem Jesus Jüngern und Fremden, Gläubigen und Ungläubigen sofort als Messias gegenübertritt. Ebenso kehrt sich der Kanon, Matthäus zeige sich unbekannt mit solchen Dingen, die ein Apostel hätte wissen müssen, mit zehnfacher Wucht gegen den unvollständigen Johannes und es tritt bei diesem das viel schwerere Bedenken hinzu, daß er Dinge erzählt, wie das Lazaruswunder, die ein Augenzeuge unmöglich erlebt haben kann. Vollenbds hat es Straußens ironischen Beifall, wenn Schneckenburger folgendermaßen argumentirt: „Matthäus berichtet die Himmelfahrt nicht. Daß ein Apostel jenes Factum wissen mußte, also, wer es nicht weiß, nicht Apostel gewesen sein kann, ist sonnenklar.“ Nun aber, fährt Strauß fort, weiß auch der vierte Evan-

gelist von der Himmelfahrt Jesu nichts, daß also auch er kein Apostel gewesen sein kann, ist „sonnenklar“. Für Strauß steht somit allerdings fest, daß das erste Evangelium nur die selbstständige spätere Bearbeitung einer überlieferten Traditionsmasse sei, daß aber aus diesem Sachverhalt das geringste Vorurtheil zu Gunsten des vierten Evangelisten erwache, läugnet er.

Bergegenwärtigt man sich nun, daß diese ganze verzwicelte Gefechtsaufstellung nur zur Vertheidigung des romantischen Lieblingsevangeliums war gewählt worden, so begreift sich, daß sofort auf allen Punkten zum Rückzug geblasen wurde, sobald man erkannte, daß diese Position der Augenzeugschaft des vierten Evangelisten um nichts haltbarer sei, als jede andere und so erklärt sich auch der unerfreuliche Anblick, wie die Theologie der vierziger Jahre sich auf Hengstenberg's Commando eiligst wieder in alle diese Positionen stürzt und mit vorgeblihem Glauben an ihre Uneinnehmbarkeit vertheidigt, während sie doch im Kampf gegen Bretschneider dieselben nicht nur geräumt, sondern auch, damit der Feind sich nicht in ihnen festsetze, selbst aus allen Geschützen beschossen hatte.

Die Quellenkritik hatte mithin allmählig die Discussion hinübergespielt auf das Gebiet der Sachkritik. Die Frage: „wer ist glaubwürdiger also älter?“ trug die andere in ihrem Schooß: „was ist glaubwürdig?“ Zudem war das materielle Interesse an dem Inhalt der evangelischen Geschichte zu mächtig, als daß es möglich gewesen wäre, dasselbe auf die Zeit zu vertrösten, in der die Frage nach den Quellen und dem Maß der Glaubwürdigkeit jeder einzelnen würde entschieden sein. Die Theologie konnte ihr Urtheil über die evangelische Geschichte, zu der das Vertrauen durch diese kritischen Untersuchungen schwer erschüttert worden war, unmöglich noch lang verschieben. Diese Geschichte selbst bot dem aufgeklärten Jahrhundert die schwersten Bedenken. Die Pfeiler aber, die seither im Bewußtsein der Gebildeten die Last getragen hatten, erwiesen sich schon der vorläufigen Untersuchung mit nichts so massiv und aus so urwüchsigem Gestein, wie

man gemeint. So verband sich dem kritischen sofort das sachliche Interesse.

Aber auch der ganze Gang der speculativen Entwicklung drängte auf die Fragen des Lebens Jesu. Schleiermacher hatte alle Aufmerksamkeit auf die Person Jesu concentrirt. Daß ich Christ bin, kommt nach Schleiermacher daher, daß mir die Aeußerungen meines religiösen Gefühls vermittelt sind durch Jesum von Nazareth. Ob aber dieser Erlöser, dessen in mir lebende Vorstellung diese befreienden und erlösenden Wirkungen vollbringt, selbst jemals gelebt habe, ob diese Vorstellung nicht vielleicht Product der religiösen Phantasie der Jahrhunderte sei, diese Frage war, wie Straußens Entwicklungsgang uns lehrte, für die Jüngerer der dunkle Punkt im Friedensvertrag zwischen Glauben und Wissen, den Hegel geschlossen. In Hegels Principien selbst lösen diesen Vertrag wieder auf. Seit das immanente Denken, die Idee, alles vollbrachte, war der tiefsinnige Begriff der Persönlichkeit entwerthet. Obwohl Hegel sich zu dem Satze bekannte, an der Spitze aller menschlichen Handlungen, also auch der geschichtlichen, stehen Individuen, fielen doch der Reihe nach alle welthistorischen Größen der „Idee“ zum Opfer, die mehr Subject der Geschichte zu sein schienen, wenn sie durch Hunderte von unbekanntem Zungen redete, als durch wenige benannte. Für diesen Proceß der Auflösung des Persönlichen und seiner Mythisirung schien die Gestalt Jesu von dem Augenblick reif, in dem das Vertrauen zu der Augenzeugenschaft der Evangelisten erschüttert war.

Endlich aber folgte diese Nothwendigkeit auch aus dem Stand der alttestamentlichen Forschung. In heißen Kämpfen hatten Semler, Michaelis, Herder und de Wette die Anwendung der Begriffe Sage und Mythos auf die alttestamentlichen Erzählungen vom sechstägigen Schöpfungswerk, vom Paradies, von der Ehe der Engel mit den irdischen Weibern, von Loth's Töchtern u. dgl. erstritten. Allein damit klopfte der Begriff des Mythos auch an den Pforten des Neuen Testaments an und de Wette selbst bekehrte für ihn Einlaß. Das Neue Testament wies ja in so vielen

Erzählungen auf jene mythischen Vorbilder zurück. Sollte, was im alttestamentlichen Vorbild Mythos hieß, im neutestamentlichen Abbild Geschichte heißen? Sollte die vierzigjährige Versuchung der Kinder Israel in der Wüste mythisch, die vierzig tägige Versuchung Christi, ihr Gegenbild, historisch sein? Mythisch die Engelererscheinungen des Alten Testaments, historisch die der Evangelien, deren Engel doch bis auf den Namen ganz denselben Charakter tragen? Mythisch die Wunder des Alten Testaments und historisch die Wunder des Neuen, die fast durchgängig unter ihnen ein specielles Vorbild haben, und auch nach ihrer symbolischen Bedeutung ganz auf dem Alten ruhen? Für die Dauer war doch die Unterstellung unmöglich, daß die Hebräer eine Sage sollen hervorgebracht haben, die Vorsehung aber ließ dann die alttestamentliche Sage Geschichte werden im Leben Jesu. Das Original wäre von Menschen, das Nachbild von Gott! In der That mußte man weiter gehn und dieselben Principien auf das neue Testament anwenden, die man im alten zugelassen hatte. Auf diesen Gründen beruhte nicht nur das Recht, sondern geradezu die wissenschaftliche Nothwendigkeit des Strauß'schen Buchs. Wenn große Kreise noch heute das Leben Jesu von Strauß als den Sündenfall der deutschen Theologie betrachten, so haben wir bereits gesehen, daß diese Theologie schon zuvor nicht mehr im Stande der Unschuld war. Ein Blick auf die Auffassungen des Lebens Jesu in den einzelnen theologischen Schulen vor 1835 wird uns ferner zeigen, daß es kaum verlohnte, sich wegen des übrig gebliebenen Besitzes also zu ereifern, wie nach Straußens Buch aus reinen und unreinen Gründen geschehen ist.

3. Das Leben Jesu nach den Supranaturalisten und speculativen Theologen.

Wenn wir die Frage erheben, wie denn die gläubige Theologie jener Zeit sich das Leben Jesu wissenschaftlich vermittelt

habe, so sind wir wesentlich auf ihre Commentare zu den Evangelien angewiesen, denn namhafte Vertreter ihrer Richtung hatten sich vor 1835 mit der directen Lösung dieser Aufgabe nicht befaßt. Die Lebensgeschichte Jesu von J. J. Heß. (Zürich 1768) war verschollen, und Herder kann der gläubigen Theologie nicht wohl zugezählt werden. In der That würde man die ganze Disciplin, die in nestorianischem Fürwitz die menschliche Geschichte Jesu gesondert von dem göttlichen Sein Christi in der Trinität zu betrachten versuchte, überhaupt ignorirt haben, hätten nicht in den Evangelien vier Lebensbilder Jesu vorgelegen, die wenigstens zu commentiren waren. Der Aeltern zu geschweigen, unter denen Abrecht Bengel noch immer in gutem Ansehen stand, waren es namentlich die Commentare von Olshausen, Lücke und Tholuck, mit denen ein Unternehmen, wie das von Strauß, sich auseinanderzusetzen hatte. Ihrem Princip nach hatte diese Schule sich einfach der in der Schrift geoffenbarten Wahrheit zu unterwerfen und der wunderbare Charakter der erzählten Begebenheiten war an sich für eine supranaturalistische Theologie keine Schwierigkeit. Allein für den ehrlich gemeinten Versuch, aus den vier Evangelien sich ein zusammenhängendes Bild des Lebens Jesu herzustellen, war schon seit alten Zeiten das Haupthinderniß der Widerspruch der Berichte, den zweihundertjährige harmonistische Bemühungen der protestantischen Schriftgelehrten mehr zum Bewußtsein gebracht als irgendwie ausgeglichen hatten¹. Differenzen über Art und Dauer der Wirksamkeit Jesu mochte man durch künstliche Rechnungen verbunkeln oder fromm dahingestellt sein lassen, weitaus die schlimmste Verlegenheit bildeten ganz einfache Erzählungen, die mit Abweichungen berichtet, den Inspirationsgläubigen nöthigten, entweder dem einen oder dem andern Zeugen den Glauben zu versagen, wenn er nicht vorzog, künstliche Ausflüchte zu erfinden, die es erklären sollten, daß der eine Evangelist sagt: das Mädchen war gestorben, der andere: sie war am Sterben, der Eine:

¹ Erster Versuch: Osiander, *Harmoniae evang.* I. IV. Bas. 1587.

es war des Morgens, der Andere: es war Nacht. Ein beliebtes Auskunftsmittel war in solchen Fällen, aus einem Factum, das die Evangelisten verschieden erzählten, zwei oder gar drei Facta zu machen, in welchem Fall dann jeder Berichterstatter Recht behielt. Wenn Lukas 6, 22 Jesum diejenige Rede in der Ebene halten läßt, die nach Matth. 5, 3 auf einem Berge gesprochen wurde, so läßt Storr den Heiland dieselbe Predigt lieber zwei Mal halten, ein Mal auf dem Berge und ein Mal in der Ebene, als daß er einem Evangelisten gegen den andern Unrecht gäbe. Um ähnlicher Differenzen willen hat Jesus, nach Storr, zu Kapernaum zwei Knechte verschiedener Hauptleute und dazu noch den Sohn eines Königlischen aus der Ferne geheilt. Auch die von Matthäus 9, 28 erzählte Auferweckung eines zwölfjährigen Mädchens hielt Storr nicht für identisch mit der Erzählung von Jairi zwölfjährigem Töchterlein (Mr. 5, 23 u. Luk. 8, 41¹). Die furchtsame kranke Frau Mr. 5, 25 ist nicht dieselbe wie die Matth. 9, 20, obwohl beide zwölf Jahre an derselben Krankheit leiden und genesen, indem sie Jesum verstoßen am Kleide anfassen.

Mit ähnlichen Mitteln arbeitete auch in Straußens Tagen die Harmonistik weiter. Wenn Johannes (2, 14 ff.) Jesum bei seinem ersten, die Synoptiker (Matth. 21, 12 f.) bei seinem letzten Aufenthalt in Jerusalem eine Tempelreinigung vornehmen lassen, so war Tholuck weit entfernt, dem einen Evangelisten gegen den Andern Unrecht zu geben². Damit beide Recht behalten, muß Jesus den Tempel zweimal reinigen. Von einer Salbung Jesu durch ein Weib, während eines Gastmahls, erzählen uns sämtliche Evangelisten³, aber die begleitenden Umstände berichtet jeder anders. Am schroffsten ist der Widerspruch zwischen Lukas und Johannes gespannt, denn die salbende Frau ist bei jenem eine in der Stadt verrufene Sünderin, bei diesem Maria von Bethanien. So unterscheiden Tholuck, Rücke und Olshausen zwei Salbungen.

¹ Storr, Ueber den Zweck der evang. Gesch. u. der Br. Joh. —

² Comm. 8. 72 f. — ³ Matth. 26, 6 ff. Mr. 14, 3 ff. Luc. 7, 36 ff. Joh. 12, 1 ff.

Zwei Mal hat eine Frau Jesu Füße gesalbt, und sie dann mit ihren Haaren getrocknet, die Eine aber war eine Sünderin, die Andere Maria, die Schwester der Martha. Allein auch so stimmt der vierte Evangelist nicht mit den zwei ersten. Jener läßt die Salbung im Hause des Lazarus, diese lassen sie im Hause Simon des Aussätzigen sich zutragen. So wird Simon zum Hausherrn, Lazarus zum Miether und Gastgeber gestempelt¹, und wenn bei den zwei ersten Evangelisten Jesu Haupt, bei dem vierten die Füße gesalbt werden, so getröstet sich die Einen, es sei Beides geschehen, die Andern meinen, beim Aufbrechen des Gefäßes sei unabsichtlich auch das Haupt Jesu mit Salbe übergossen worden². Rätthlicher wäre es da doch gewesen, kühn auf dem betretenen Weg fortzuschreiten und noch zwei weitere Salbungen zu Bethanien anzunehmen, eine des Hauptes bei Simon, eine der Füße bei Lazarus. Sind doch andere harmonistische Versuche reichlich so wunderbar. Matthäus läßt Jesum beim Auszug von Jericho zwei Blinde heilen³, Markus einen⁴, auch Lukas weiß nur von einem⁵, den er aber vor nicht hinter Jericho setzt. Die Harmonistik entblödete sich auch hier nicht, obwohl die Texte fast wörtlich übereinstimmen, den Vorgang zu verdoppeln⁶, nach welcher Rechnung dann auch die zwei Blinden des Matthäus herauskommen sollen. Zwei Mal also hörte ein Blinder, der am Wege saß, Jesus komme vorüber, zwei Mal rief ein Blinder: „Ach Herr! Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Zwei Mal bedrohte das Volk einen solchen, er solle schweigen. Zwei Mal hielt Jesus still und fragte: „was willst Du, daß ich thun soll?“ Zwei Mal erhält er die Antwort: „Herr, daß meine Augen aufgethan werden“. Zwei Male jammerte es Jesum, und er rührte die Augen an, zwei Mal erfolgt die Heilung und der Geheilte folgte Jesus nach:

¹ Kuinöhl. Comm. in Matth. p. 687 f. Tholuck a. a. O. S. 219.

— ² Schneckenb. Ueber d. Ursprg. d. Matth. S. 60. — ³ Mth. 3, 29 f.

— ⁴ Mr. 10, 46. — ⁵ Luc. 18, 31. — ⁶ Sieffert, Ueber den Ursprg. des erst. kan. Ev. 104.

Der Eine aber saß vor Jericho, der Andere hinter Jericho. Da nun aber die Berichte über Kreuzigung, Grablegung und Himmelfahrt viel weiter auseinandergehen als dieser Heilungsbericht des Blinden von Jericho, hätte die harmonistische Auslegung consequenter Weise auch annehmen müssen, daß Jesus viermal gekreuzigt und dreimal begraben und auferstanden sei, vor Allem aber, daß er zwei Mal gen Himmel gefahren, ein Mal in Galiläa nach Markus und Matthäus und ein Mal bei Jerusalem nach Lukas. Zu diesem Neuffersten konnte man allerdings den Buchstaben dienst nicht treiben. So begnügte man sich, die Kritik sauer anzusehen, die auf diese Widersprüche aufmerksam machte.

Indessen waren das alles Zweifel, die schon in der Blüthezeit der Orthodorie an den Wurzeln des Inspirationsdogmas nagten. Ein schlimmeres Zeichen der Zeit war die Inconsequenz, mit der auch gläubige Theologen die Wunder der Evangelien zu rationalisiren strebten, ein sicherer Beweis, daß auch sie einen Tropfen rationalistischen Giftes mit der Muttermilch eingesogen hatten. Der auf seine „gläubige“ Auslegung so stolze Lehrer Straußens, Steubel, gestattet dennoch, den Teufel in der Versuchungsgeschichte „zur Einkleidung“ zu rechnen, die Engel aber siedelt er auf den Sternen an¹, während Schleiermacher sie „zwischenweltliche Wesen“ nannte. In Betreff der Besessenen des Evangeliums behauptet zwar Olshausen, an dem Glauben der Evangelisten festzuhalten², daß ein wirklicher Dämon aus den Kranken geredet habe, aber ganz wie seine rationalistischen Gegner stellt auch er sich die Kranken als wahnsinnig vor und hält es für eine apologetische Bemerkung, wenn er es fraglich findet, wie die Apostel, wenn sie unsere Irrenhäuser beträten, manche Krankheit nennen würden? So borgt auch Steubel von dem Sauertheig der Rationalisten, wenn er den nassen Tod der gabarenischen Säue nicht von der Legion Teufel ableitet, deren sich jeder eines Schweines bemächtigt, sondern in dem Loßstürzen des Besessenen

¹ Strauss, Streitschr 1, 139. — ² Comm. I, 296. Anm.

auf die Säue den „letzten, austobenden Paroxysmus“ des Leidenden sieht, das die Heerde erschreckt und so das Unglück herbeiführt, das zu rechtfertigen dem ökonomischen Schwaben fast mehr Sorge macht als die Erklärung des Wunders. In ähnlicher Halbheit schwindet ihm die Höllenfahrt Christi zu dem Abstractum zusammen, daß die Kunde von Jesu Werk auch den unseligen Geistern irgendwie zugekommen sei und die Himmelfahrt wird als Vision der Jünger gefaßt, „da Jesu Uebergang in die unsichtbare Welt eine Thatsache war, die ihrer Natur nach nicht vertrug sichtbar vorzugehen“¹. Endlich begegnen wir bei dem Wunder des Pfingstfestes der gemüthlichen schwäbischen Deutung, daß die Apostel bei jener Gelegenheit so warm und herzlich gesprochen hätten, daß auch die Fremden „sich ganz heimlich angesprochen fanden“. Wir bezweifeln durchaus nicht, daß Steudel mit bestem Gewissen später so entrüstet gegen Straußens Unglauben aufgetreten ist, allein wo wir uns in den eigentlich gefährlichen Gegenden der Theologie nach dem guten Mann umsehen, ist ganz regelmäßig auch sein Glaube unter die Mörder gefallen. Fast naiv zeigt sich diese halbgläubige Stellung der damaligen „gläubigen“ Wissenschaft auch darin, daß die Erzählungen der Schrift bald durch Analogien erläutert, bald gegen Einwendungen gerechtfertigt werden, die vom Standpunkt des Kirchenglaubens aus gar nicht aufgeworfen werden könnten. Wenn auch Ulmann² Jesum gegen den Vorwurf vertheidigt, daß er die Gadarener an ihrem Eigenthum geschädigt, wenn Olshausen bei dem wunderbaren Fischzug des Petrus an die Wanderungen der Fische und Zugvögel denkt, wenn andere das magische Hellsehen zur Erklärung der Geschichte vom Stater im Fischmaul beiziehn, wenn derselbe Olshausen den Gehorsam des Sturms gegen Jesum sich Schellingisch als Heilung der Natur von ihren Krämpfen und Zuckungen zurechtlegt, so sind das alles Beweise, daß diese gläubigen Theologen Jesum dennoch nicht als die bei der Weltregierung fortwaltende zweite

¹ Steudel, Glaubensl. 323. — ² Unsündlichkeit Jesu. Stud. u. Krit. I, 51.

Person der Trinität betrachten, da sie sonst von solchen Kleinigkeiten zu reden gar keine Ursache hätten und nicht nach irdischen Analogien greifen würden, um ein göttliches Handeln denkbar zu machen.

In noch höherem Maße ist selbstverständlich die speculative Construction des Lebens Jesu mit solchen Zweideutigkeiten ausgestattet. Ihr begabtester Vertreter — da Daub ungern auf diese Materien einging und bei seinen Vorlesungen über Johannes nie über den Prolog hinauskam¹ — ist Schleiermacher. Stolz genug hatte er sich allerdings über die nüchternen rationalistischen Vorstellungen vom Leben Jesu vernehmen lassen. „Wie ein jüdischer Rabbi, sagte er in der dritten Auflage seiner Reden², mit menschenfreundlichen Gejinnungen, etwas sokratischer Moral, einigen Wundern oder was wenigstens Andere dafür nahmen, und dem Talent, artige Gnomen und Parabeln vorzutragen — denn weiter bliebe doch nichts übrig, ja einige Thorheiten würde man ihm auch noch zu verzeihen haben — wie Einer, der so gewesen, eine solche Wirkung, wie eine neue Religion und Kirche, habe hervorbringen können, ein Mann, der, wenn er so gewesen, dem Moses und Muhammed nicht das Wasser gereicht haben würde, dieß zu begreifen überlasse man uns selbst!“ Danach sind wir gespannt, wie denn der Schleiermacher'sche Jesus sich von dem rationalistischen wohl unterscheiden werde, allein es ist schon ein schlimmes Omen, daß die Schüler, die doch sonst alle Reliquien des Meisters sammelten, erst zwanzig Jahre nach dessen Tod Zeit fanden, das Heft dieser Vorlesung zu publiciren, als ob sie die Enttäuschung vorausgesehen hätten, die gerade dieses Stück des Nachlasses des großen Theologen der Welt bereiten würde³. Vor Allem wird man sich die Frage vorlegen, was denn eigentlich an Straußens Leben Jesu die Zeitgenossen so entrüstete, wenn von dem Lehrstuhl, zu dem die gesammte deutsche Theologie zu wall-

¹ Vgl. den Artikel Daub, Weech, bad. Biogr. 165. — ² Red. über Rel. 3. Aufl. S. 442. — ³ Schon vor Erscheinen der Rittenif'schen Publication hat nicht bloß Strauß, sondern auch Rothe, der die Vorlesung gehört hatte, also geurtheilt.

fahrten pflegte, dieses Leben Jesu vorgetragen worden war. An Kühnheit der Kritik steht es hinter dem Buche von Strauß in allen Hauptpunkten kaum zurück. Freilich ist es der Ton, der die Musik macht, und wie für den Staatsmann, so kommt auch für den Theologen alles darauf an, ob er bei seinen Operationen den Geist der Zeit auf seiner Seite habe oder gegen sich. Wie schmerzhaft zuckte die gesammte christliche Gesellschaft bei den kritischen Schnitten von Strauß und wie summarisch ließ sie den speculativen Theologen mit demselben Stoff der evangelischen Geschichte schalten! Aber freilich, wenn der große Gefühls-theologe der romantischen Schule seine zwei Drittel des historischen Stoffes abwarf, so war es, weil sie nicht zu denjenigen Momenten gehörten, auf denen unser Glauben an Jesum als den Erlöser beruhe. Der kritische Theologe dagegen confrontirte die Evangelisten mit der Miene des Untersuchungsrichters und erklärte dieselben Erzählungen nicht für unerheblich für unser frommes Gefühl, sondern einfach für ungeschichtlich. In Betreff des Umfangs des Verworfenen aber unterscheiden sich das Leben Jesu von Strauß und das von Schleiermacher keineswegs so beträchtlich, als man in der Regel annimmt.

Zwei Kategorien hat sich Schleiermacher ein für alle Mal aufbehalten, unter denen alles untergebracht werden kann, was zu glauben dem philosophisch gebildeten Mann unmöglich wäre. Was mit dem Glauben an Jesum als den Mittler nicht zusammenhängt, ist für das fromme Bewußtsein gleichgültig und kann darum getrost als unerheblich preisgegeben werden und was nicht durch Johannes, den Augenzeugen, berichtet wird, erschien schon diesem Apostel als unerheblich, es ist aber auch, eben weil er, der Augenzeuge, schweigt, geschichtlich unsicher und kann je nach dem einzelnen Fall angenommen oder verworfen werden. So hat die kritische Scheere des speculativen Theologen zwei Schneiden und ist irgend eine Erzählung der modernen Weltanschauung zuwider, so können

¹ Dogm II, § 97.

wir sicher sein, daß sie unerheblich oder unjohanneisch erfunden wird. Zunächst fällt die ganze Vorgeschichte unter diesen Gesichtspunkt. Die erlösende Fähigkeit in Jesu, so argumentirt Schleiermacher, beruht auf dem Sein Gottes in Jesu, d. h. auf der stetigen Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins¹. Dieses aber ist davon ganz unabhängig, ob sein Leib durch Zuthun des Mannes oder ohne dasselbe empfangen wurde, mithin ist die Frage nach der Erzeugung Jesu für den Glauben unerheblich. Aber auch historisch kann die Frage nicht entschieden werden. Johannes schweigt von dem Vorleben Jesu überhaupt. Bei den Synoptikern dagegen treten Leute auf, die Joseph für den Vater Jesu halten; auch war Maria mit Joseph, als sie gebar, schon verlobt, was bei Lukas eine natürliche Erzeugung offen lasse und bei Matthäus, wo Joseph die Vaterschaft beabrede, werde demselben zwar im Traum gesagt, daß auch kein anderer Mann Vater des Kindes sei, allein es müßte nach Schleiermacher dann „auf andere Weise festgestellt sein, daß der Traum auf göttlicher Einwirkung beruhe“; und da der Beweis dafür fehle, stehe die Sache nicht sicher¹. Mit Recht nennt Strauß diese Auslassungen eine recht grelle Probe davon, daß Schleiermacher niemals ganz über die rationalistische Wundererklärung und ihre Unsauberkeit hinauskam. Als unerheblich für die Kräftigkeit des Gottesbewußtseins in Jesu, also für seine Würde als Erlöser, wird dann im weiteren Verlauf die ganze Kindheitsgeschichte Jesu in Frage gestellt, obwohl die eine oder andere Thatfache zu Grund liegen möge. Nur die am klarsten ihre Tendenz zeigende, dazu in Anlehnung an Josephus² gebildete Erzählung von Jesus im Tempel, hat für Schleiermacher in hohem Grade den Charakter der Glaubwürdigkeit, ganz einfach darum, weil sie dem Dogmatiker das von ihm statuirte stetige Innewohnen Gottes in Jesu schon von Jugend auf garantirt. Die Versuchungsgeschichte zeigt uns diese Stetigkeit des Gottesbewußtseins dagegen nicht, da das Böse sich an Jesum in keiner Form herannahen durfte, sie wird mithin für eine Parabel

¹ Vorlesungen über das Leben Jesu S. 62. — ² Vita 2. —

erklärt und Schleiermacher ist auf die sehr schlecht zu sprechen, die sie äußerlich verstehen oder gar die Versuchung in einen innern Vorgang umsetzen¹.

Was die Wunder betrifft, so sind auch sie für den Glauben unwesentlich. „Aus dem Interesse der Frömmigkeit, lautet ein Satz der Glaubenslehre², kann nie ein Bedürfniß entstehen, eine Thatsache so aufzufassen, daß durch ihre Abhängigkeit von Gott ihr Bedingtsein durch den Naturzusammenhang schlechthin aufgehoben würde.“ Auch ihnen gegenüber hat also die Kritik die freieste Hand und diejenigen Wunder sind Schleiermacher die innerlich beglaubigten, die dem Wohle der Menschheit dienen, d. h. die Heilungswunder. Freilich trifft es mit dieser Erheblichkeit für das fromme Bewußtsein wieder verdächtig zusammen, daß gerade diese Wunder sich am leichtesten rationalisiren lassen. Das vierte Evangelium, mit seiner größeren Sparsamkeit in Sachen der Wunder, kommt darin Schleiermacher entgegen, um so größere Schwierigkeit machte ihm aber die Johanneische Christologie. Wenn Johannes damit beginnt, daß der Logos, der von Ewigkeit war und der die Welt geschaffen, Fleisch ward in Jesu, wenn Jesus selbst spricht: Ehe Abraham war, war ich, so kann Schleiermacher hier nicht über seinen beliebten dogmatischen Kreidestrich treten und behaupten, die Präexistenz Christi trage für die Kräftigkeit und Stetigkeit des Gottesbewußtseins in Jesu nichts aus. So bleibt ihm nichts übrig, als die Worte wegzudeuten. Die Aussage Jesu, er habe beim Vater seine Herrlichkeit gehabt vor Grundlegung der Welt (Joh. 17, 3), will nach Schleiermacher befragen: Gott hat von Anfang an die Welt gewollt als eine solche, die durch die Sünde hindurchgehn sollte. Within war der Erlöser zwar nicht reell, aber ideell als mitversehen im göttlichen Rathschluß von jeher gesetzt. Die Idee eines Erlösers war also vor Schöpfung der Welt und Abrahams in Gott. So wird mit den schlechtesten Künsten der rationalistischen Exegese nicht ein einzelnes Wort, nein der ganze Sinn eines Evangeliums verdreht und zwar

¹ Leben Jesu 156. 160. — ² I, § 47. S. 256.

des einzigen Evangeliums, dem Schleiermacher unbedingte Autorität theoretisch zuerkannte.

Schreiten wir zum Tode und der Auferstehung Jesu fort, so hat auch hier Schleiermacher seinen Kanon zur Hand, daß die stete Kräftigkeit des Gottesbewußtseins in Jesu mit der Frage, ob er auferstanden sei oder nicht, nichts zu schaffen habe. Für die Jünger würde Jesus der Heiland geblieben sein, auch wenn er nicht auferstanden wäre. Wohl also hat die Frömmigkeit ein Interesse, das Bittern und Zagen zu Gethsemane zu bestreiten, sie hat ein Interesse, die Entkräftung Jesu durch die Passion zu läugnen, den Ruf der Gottverlassenheit am Kreuze zu bezweifeln, sie hat aber kein Interesse an der Frage, ob Jesus natürlich oder übernatürlich aus dem Grabe erstanden sei? Daß er die Pein des Todes erduldet, ist es, worauf es der Frömmigkeit ankommt. Daß der Tod ein vollständiger gewesen, d. h. bis zu dem Punkt geführt, wo die Verwesung zu arbeiten beginnt, haben wir nicht zu glauben, sondern in Gehorsam gegen das Schriftwort zu läugnen, indem ja Petrus mit dem Psalmisten spreche: „Du wirst nicht zugeben, daß dein Heiliger verweise.“ (Act. 2, 27.) Schleiermacher hält darum den Glauben an ein natürliches Wiederauferstehen Jesu für eine durchaus legitime Vorstellung, so daß er kein Bedenken trägt, selbst auf der Kanzel das allmähliche Erstarken und wieder zu Kräften Kommen des Auferstandenen zu beschreiben. „Als der Erlöser, sagt er in einer Osterpredigt¹, zuerst der Maria erschien, da sagte er, gleichsam als sei sein neues Leben noch furchtsam und empfindlich, rühre mich nicht an. Aber nach wenigen Tagen stellte er sich dem Thomas dar und forderte ihn auf, er solle ihn herzlich betasten, seine Hand in seines Meisters Seite legen und seine Finger in die Wähe, welche die Nägel des Kreuzes zurückgelassen hatten, so daß er auch der empfindlichsten Stellen Berührung nicht scheute. Aber auch schon am ersten Tage, und als ob er auch mit dadurch recht erstarken

¹ Festpredigten, Bd. I, S. 303.

sollte, sehen wir ihn wallen von Jerusalem nach Emmaus und von Emmaus wieder nach Jerusalem, sowie hernach vor seinen Jüngern hergehend nach Galiläa, und sie wieder zurückleitend nach Jerusalem.“ Dieses Erstarken des Physischen erschwert nur freilich gerade den Ausgang, den Paulus u. A. für das Leben Jesu gewonnen, indem ihr Jesus sich erschöpft in die Einsamkeit zurückzieht, um zu sterben. Was Jesus nach seinem Wiedererstarken von den Leiden auf Golgatha gethan, wohin er entschwunden, weiß Schleiermacher nicht zu sagen, die sichtbare Himmelfahrt aber, von der Johannes nichts erzählt, rechnet er zu den poetischen Elementen, denen er den Glauben versagt. So bleibt ein natürlich geborner und natürlich aus tiefem Scheintod erstandener Jesus von Nazareth und billig darf man fragen, ob denn nach Abzug aller der Momente, die Schleiermacher als unhistorisch oder unwesentlich in Wegfall kommen läßt, das eigentlich Biographische noch weit über das Lebensbild jenes Rabbi der Rationalisten hinausreiche, über das die Reden über Religion sich so spöttisch vernehmen ließen? Wenn wir auch nicht mit Strauß behaupten wollen, Schleiermacher's Jesus habe vor jenem nur den Hochgeschmack der Wehmuth, der vermeintlichen Ironie und ähnliche, lediglich dem Romantiker werthvolle Eigenschaften voraus, wenn wir vielmehr zugeben, daß der Gedanke eines ungetrübten Gottesbewußtseins in Jesu hier tief und schön, wie der Rationalismus es nicht vermochte, entwickelt ist, so ist es doch mit der kirchlichen Berechtigung des Schleiermacher'schen Jesus nicht viel besser bestellt als mit der des rationalistischen. Es würde Unrecht sein, Schleiermacher darum den Vorwurf zu machen, er habe durch jene Ausfälle gegen den rationalistischen Rabbi die Welt darüber täuschen wollen, daß auch er an den Christus der Evangelien nicht mehr glaube. Den Christus, den er sich speculativ construirte, hielt er in der That für den der Evangelien. So sehr war der geschichtliche und exegetische Sinn in der mondbeglänzten Zaubernacht der Romantik eingefangen in den Dienst einer überschwänglichen Gefühlswelt, daß er Widerspruch gegen diese sofort

auch als Widerspruch gegen die geschichtliche Möglichkeit, die Uebereinstimmung mit dieser als Instanz für die geschichtliche Wirklichkeit nahm, um sich dann mit dem Wortlaut der Quellen irgendwie abzufinden. Aber eben darin zeigt sich doch auch, daß man die Evangelien nicht mehr als historische Zeugnisse im strengen Sinn gelten ließ. Man brauchte sie zur Bewährung des eigenen Gedankenbilds, aber man unterwarf sich ihnen nicht. Daß solcher Willkür gegenüber nun auch die historische Kritik die Frage aufwarf, nicht, was ist erbaulich und unserem Jahrhundert sympathisch, sondern, was ist wahr und geschichtlich beglaubigt, das war nur ihr gutes Recht. Dürfen Geburtsgeschichte, Wunder, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu eliminirt werden, weil sie unwesentlich sind für das fromme Gefühl, so können sie auch beseitigt werden, weil der kritische Verstand sie historisch unerwiesen findet. In dem aufweichenden Verfahren der supranaturalistischen und der Willkür der speculativen Schule lag in der That nur eine Aufforderung für die historische Kritik, ihres Amtes an diesem Stoffe zu warten, den auch die gemüthlichen und speculativen Theologen nicht mehr als volle Geschichte behandelten. Im Grunde gab es nur eine Schule, die mit vollkommener fleischlicher Sicherheit die durchgängige Geschichtlichkeit des Evangeliums aufrecht erhielt, die rationalistische, und das Quantum dessen, was sie als wirkliche Thatsache festhielt, war ansehnlich genug, ob aber die Qualität der Art war, daß ein religiöser Sinn viel verlor, wenn auch dieser todte Rest der Kritik anheimfiel, läßt sich bezweifeln.

4. Das Leben Jesu nach den Rationalisten.

Dem Zeitalter, das die englischen Deisten, die französischen Encyclopädisten und die deutschen Aufklärer hinter sich hatte, für das auch Spinoza aus dem Grabe erstanden war, war die Summe

seiner Bedenken gegen das Evangelium das Wunder. Wenn unsere Einwendungen gegen die kirchliche Christologie letztlich darauf hinauslaufen, daß wir die Genesis dieser Formeln kennen und den ganzen literarischen und philosophischen Proceß übersehen, in welchem seit Heraklit dem Dunkeln und der stoischen Schule der Begriff eines Logos erwuchs, sich innerhalb der dualistischen platonischen Philosophie zur Vorstellung eines Mittlers umbildete und nur zögernd und allmählig auf Jesum angewendet wurde; wenn wir anderseits die Genesis der messianischen Vorstellung zu verfolgen gelernt haben; wenn wir gewahr geworden sind, wie diese Vorstellung zur Zeit Jesu eine Macht gewesen ist, die seinem Bewußtsein diese bestimmte Form gegeben hat, so sind das die durchschlagenden Gründe, die uns gewissenhafter Weise verbieten, die orthodoxen Vorstellungen von Jesu die unsern zu nennen. Neben diesem historischen Wissen, das den Glauben der alten Kirche nicht sowohl widerlegt als beweist und geschichtlich versteht, hat die Unvorstellbarkeit der einzelnen Wunderacte in der Geschichte Jesu nur eine nebensächliche Bedeutung. Ganz anders war der alte Rationalismus gestellt, der dem Evangelium gegenüber hauptsächlich die Zweifel der Erfahrungswissenschaften aufgeworfen sah und dieselben theilte. Daß Jesus von einer Jungfrau solle geboren worden sein, daß er Wunder gethan, daß er „vertical“ in den Himmel aufgestiegen sei, das waren die Bedenken, die einem Paulus und seiner Schule auf dem Herzen lagen. Der Schrift selbst zu widersprechen wagte man nicht. Einzelne Erzählungen für Mythen zu erklären, erschien als Auflösung des Christenthums selbst. Nicht genug konnte gewarnt werden vor dem abschüssigen Pfad, dem uergründlichen Sumpf, dem Irrweg der mythischen Erklärung, der einmal betreten, Kof und Reiter auf Nimmerwiedersehen werde verschwinden lassen. Anderseits aber konnte man sich nicht entschließen, für die neutestamentliche Geschichte ganz andere Gesetze des Geschehens zu statuiren als die sonst bekannten. So unterschied man in den Erzählungen der Schrift das Factische, was erzählt wird, von

dem Urtheil, daß die Berichterstatter über dieses Factische zu erkennen geben. Alle die Dinge, von denen die heiligen Autoren berichten, haben sich zugetragen. Sie sind Thatfachen, nicht Sagen, nicht Mythen. Unrichtig ist nur zuweilen (d. h. in der Regel) das Urtheil, das die Berichterstatter über den Zusammenhang dieser Thatfachen hinzugefügt haben. Ihr Pragmatismus ist nicht mehr der unsere, aber auch für uns nicht verbindlich. Sie erklärten nach ihrer Weltvorstellung sich die meisten Vorgänge aus einem unmittelbaren Eingreifen Gottes, wo wir nach unserer vorgeschrittenen Naturerkenntniß den natürlichen Verlauf zu erkennen suchen. Häufig aber hat auch lediglich der Aberglaube der Ausleger Wunder im Texte berichtet gefunden, die bei genauerer Prüfung gar nicht in demselben enthalten sind. Solche abergläubische Auslegungen haben wir einfach zu beseitigen und zwar gehen wir bei der Auslegung ohne Ausnahme von dem Grundsatz aus, daß die Schriftsteller das Natürliche, Wahre und Mögliche erzählen wollen, nicht das Wunderbare, Uebertriebene und Unmögliche. So lang also der Buchstabe des Textes nicht ganz klar ein Wunder erzählt, haben wir anzunehmen, daß der Berichterstatter etwas Mögliches sagen will, nicht etwas Unmögliches. Berichtet er aber ein Vorkommniß als Wunder, so haben wir seinem Pragmatismus den unsern entgegenzustellen, ohne darum im mindesten die That sächlichkeit des ganzen Vorgangs anzuzweifeln. So wird der Schrift gegeben, was der Schrift, und der Vernunft, was der Vernunft ist, und der Glaube an die Wahrheit des Evangeliums ist gerettet. In der That, an geschichtlichem Material blieb bei diesem Verfahren unendlich viel mehr übrig, als bei dem der Schleiermacher'schen und Hegel'schen Schule, aber dieser Rest ist auch danach! Was der natürliche Erklärer in die Retorte füllte, waren Perlen und Diamanten, was er wieder herausholt, mag das gleiche Gewicht haben, aber nicht den gleichen Werth. Im Gegentheil, es ist eine Hand voll Schmutz, den man am besten wegschüttet. Eine trivialere Geschichte als die evangelische des Paulus, ja eine unsauberere, wäre schwer zu ersinnen. Man erspare es sich nicht,

den Weg der rein historischen Auslegung der Evangelien bis in diese Pfützen zu verfolgen, man wird dann die Entdeckung machen, daß Strauß die Theologie nicht auf verderbliche Wege lockte, indem er sie zu der Anerkennung mythischer Bestandtheile in der evangelischen Geschichte zwang, sondern daß er damit den Wagen dieser Wissenschaft aus einem abscheulichen Sumpfe herauszog.

Die „natürliche“ Auslegung der evangelischen Vorgeschichte nach Paulus zu berichten, erlasse man uns. Man hat fortwährend das Gefühl, ein kostbares Andenken der Pietät in schmutzigen und plumpen Händen zu sehen, die ohne es zu ahnen ruiniren, was sie anrühren. So ist die Kindheitsjage voll. Duft und Poesie hier in das Mißere einer trivialen Bürgergeschichte verwandelt, das uns zum Lachen reizte, wenn nicht der Ekel die Oberhand behielte. Man meint, der Heidelberger Geh. Kirchenrath habe sich erst mit einer Hebamme berathen, ehe er diesen Theil seines Lebens Jesu schrieb, der an der Heilung der Untauglichkeit des Zacharias, der Täuschung der heiligen Jungfrau, den Kindesbewegungen in Elisabeth, dem Gevatterinenschwatz auf dem Gebirge Juda, den Wochenstübenträumen der verwandten Mütter kleben bleibt mit einer Ausführlichkeit, als ob es Paulus in dieser Atmosphäre eines Entbindungshauses eigentlich am wohlsten wäre. Am besten läßt man den Vorhang über diese Leistungen der rationalistischen Theologie schamhaft fallen — man kann sich aber die Trivialität und Rohheit dieser natürlichen Auslegung gar nicht brutal genug vorstellen. Als Producte der unerbaulichen Vorgänge, die der rationalistische Theologe hinter den Gardinen erlauscht, werden uns denn endlich zwei Knaben vorgeführt, von denen der Eine von der Mutter her den Glauben mitbringt, der Vorläufer des Messias zu sein, der Andere gelehrt ist, sich selbst als Messias zu betrachten, der Eine erzogen ist in den Einsiedeleien der Essäer, der Andere in dem Wunderlande Aegypten. Nach seiner Rückkehr nach Nazareth sollen dann die jährlichen Tempelbesuche der

Eltern in Jerusalem¹ für Jesus eine treffliche Gelegenheit geboten haben, den Zustand seines Volks kennen zu lernen und bei dem großen Zusammenfluß der Fremden, auch den Blick über die Grenzen von Jerusalem hinaus schweifen zu lassen. Wie bereits Venturini und Bahrdt zu diesen Bildungsmitteln noch die Schulen der Essener, die Recepte durchreisender Perser, die Geheimmittel alexandrinischer Juden und aufgeklärter ägyptischer Priester, hinzugefügt hatten, ist bekannt, doch darf es Paulus zur Ehre angerechnet werden, daß er in dieser Beziehung eher einlenkt und das Beste der eigenen hohen Begabung und weltgeschichtlichen Bestimmung Jesu zugeschrieben wissen will². Der schwierigen Frage, wie Jesus zu dem Entschlusse seines messianischen Auftretens gekommen sei, ist Paulus nach seiner Vorgeschichte enthoben. Die Täuschung, der Maria unterlag, wächst als Messiasbewußtsein mit Jesus auf und wird von der Umgebung groß gezogen. Ein Kreis von Hoffenden und Treibenden umgiebt den Jüngling und wenn es von Nikodemus Joh. 3, 2 heißt, er sei zu Jesus gekommen bei Nacht, so findet Paulus darin „einen merkwürdigen Wink über manche Vorfälle des Lebens Jesu, die nicht öffentlich erscheinen“³. Getragen von dem Glauben ihrer Mütter, umflüstert von den Stimmen heimlich drängender Freunde, konnte des Sohannes und Jesu Hervortreten in ihrer Rolle nur eine Frage der Zeit sein. Um so mehr läßt Paulus es dahingestellt, ob Johannes ein äußeres oder inneres Factum als entscheidende göttliche Aufforderung nahm, sein Volk auf die Nähe des Messias vorzubereiten⁴. Daß der von seiner Messianität bereits durchdrungene Jesus dennoch sich der Taufe zur Vergebung der Sünden unterwirft, ist ein schöner Beweis seiner Demuth und das dabei geschehende Gotteszeichen macht Paulus keine Schwierigkeit⁵; ein plötzliches sich Theilen der Wolken, vielleicht auch ein Blitzstrahl

¹ Exeg. Handb. I, a, pag. 273 f. — ² Exeg. Handb. I, a, pag. 273. — ³ Leben Jesu I, b. pag. 141. — ⁴ a. a. O. 347. — ⁵ Paulus, Leben Jesu I, a. 165. 2, a. 29. 31. Exeg. Handb. 375.

ward von den Zuschauern als Zeichen gedeutet, und auch daß eine Taube längere Zeit Jesum umkreiste oder über seinem Haupte schwebte, ist ja in einem Lande möglich, in dem es so viele Tauben gibt und wo dieselben noch zahmer zu sein pflegen als bei uns¹. Wenn also nach dem Evangelium der heilige Geist unter Gestalt einer Taube erschien, so gibt Paulus die Taube zu, den heiligen Geist aber läßt er dahingestellt. Größer wird die Schwierigkeit im folgenden Stück, wo der Teufel selbst auftritt und doch vor seiner Gestalt nichts gesagt wird, was einer natürlichen Erklärung zu gut kommen könnte. Wie Jesus 40 Tage ohne Nahrung leben konnte, wo der Berg liegt, von dem man alle Reiche der Welt sieht, wie die Wüstenreise von dem Steinmeer zu diesem Berge und dann wieder zur Zinne des Tempels vor sich gegangen, das vermochte auch die sonst so erfindungsreiche natürliche Erklärung nicht zu sagen. So greift Paulus hier zu dem radicalen Mittel, den äußeren Vorgang in einen inneren umzusetzen, weshalb diese Erzählung unter der Aufschrift abgehandelt wird: „Jesu innigste Vorsätze“². In der erhöhten Stimmung, weiß uns Paulus zu erzählen, in welcher Jesus nach der Taufe sich befand, überdenkt er nochmals Mittel und Wege seiner messianischen Laufbahn. Indem er sich solchen Gedanken überläßt, unterliegt sein fein organisirter Körper der Anspannung und versinkt auf einige Zeit in tiefe Ermattung und hierauf in einen traumartigen Zustand, in welchem die vorher erwogenen Mittel des Aberglaubens, der Herrschsucht, des Teufelsdienstes ihm visionär als redende und handelnde Gestalten entgentreten. Consequenter hat Venturini³ auch die Versuchungsgeschichte als einen äußern Vorgang festgehalten und sie dennoch natürlich zu erklären gewußt. Nach ihm haben die Pharisäer einen listigen Gesellen ihres Bundes ausgesendet, um Jesum auf die Probe zu stellen, ob er wirklich messianische Wunderkräfte besitze? Daß dem nicht so sei, wird

¹ Exeg. Handb. 368 f. — ² Leben Jesu I, a. 141, Exeg. Handb. I, a. 377. — ³ Natürl. Gesch. d. gr. Proph. von Naz. B. 1, 542 f.

dem Schläuen bei der ersten Probe offenbar, als Jesus trotz seines Hungers sich weigert, aus Steinen Brot zu schaffen. Nun versucht er es, Jesus zur herrschenden Partei schwören zu lassen, und als das mißlingt, möchte er ihm durch einen wahnwitzigen Sprung vom Tempel zu einem frühen Ende verhelfen. Auf gleicher Höhe mit dieser Deutung des Teufels steht die Paulus'sche Erklärung der nach der Versuchung herzutretenden Engel. Bildlich wird damit eine Karavane mit Lebensmitteln bezeichnet, die sich nähert und das gegen Abend sich erhebende frische Wehen des Windes, das die Stirne des siegreichen Kämpfers kühlt.

Nach dieser ganzen Fassung der Vorgeschichte muß dann auch die Wirksamkeit Jesu selbst sich als eine vollkommen natürliche gestalten. Wenn der auftretende Jesus sich den Sohn Gottes nennt, so ist dieser Ausdruck eine bildliche Bezeichnung seiner messianischen Würde, wie Hof. 11, 1 und 2 Mos. 4, 22 auch das Volk Israel der Sohn Jehova's heißt und 2 Sam. 7, 14 oder Ps. 2, 7 der König. Der Titel, der schon den frommen König ehrte, galt natürlich doppelt von dem eminenten König Israels, vom Messias, wobei doch nicht zu vergessen ist, daß Jesus zwar oft Sohn Gottes von seinen Anhängern genannt wird, sich selbst aber lieber des Menschen Sohn nennt. Den Plan Jesu begreift Paulus wesentlich als einen politischen¹. Zwar sei Jesu Hauptzweck von vorn herein sittliche Besserung und religiöse Erhebung seines Volkes gewesen, allein ungeschieden sei damit die Absicht Hand in Hand gegangen, auch die äußere Herrlichkeit der Theokratie zu erneuern, sobald die Nation ihn als Messias anerkannt und alle Gewalt in seine Hand würde gelegt haben. Erst als diese Hoffnung der Anerkennung gescheitert, erkennt Jesus die göttliche Verwerfung jeder politischen Gestaltung des messianischen Reichs und zieht sich darauf zurück, ein Gottesreich der reinen Herzen zu gründen. Gemäß jenen ursprünglichen

¹ Paulus, Leben Jesu, I, b S. 85. 94. 106 ff.

theokratischen Plänen ist darum Jesus keineswegs als Gegner des mosaischen Gesetzes, sondern nur als Gegner der rabbinischen Zusätze aufgetreten, wie denn auch die Hauptconflicte im Evangelium sich auf Aehrenpfücken, Händewaschen und dergleichen späteren rabbinischen Kleinigkeitsgram beziehen¹.

Von diesen Prämissen aus wird nun das gesammte Leben Jesu zurechtgelegt, wobei die johanneische und synoptische Relation nach den alten Künsten orthodoxer Harmonistik ineinandergeschoben wird. Mit Johannes werden zunächst die ersten Jüngerberufungen schon an den Jordan verlegt, aber die definitive Einberufung der Gewählten findet erst am See Tiberias, nach den Synoptikern, statt. Das prophetische Vorherwissen des Charakters des Simon, der von Jesu sofort der Fels genannt wird, deutet Paulus in fast scurriler Weise auf die Körpergestalt des stämmigen Fischers², der wohl schon früher diesen Beinamen getragen habe. Auf dem Weg nach Galiläa findet dann Jesus den Nathanael am Wege sitzen. Daß Jesus auch dessen Charakter kennt, erklärt sich damit, daß man ja auf dem Wege nach Kana ist, und da mochte unterwegs auch von Nathanael aus Kana die Rede gewesen sein. Als Nathanael sich nun von Jesu Urtheil betroffen zeigt, erwidert dieser „kunstlos und ohne alle Anmaßung: ehe Philippus dich rief, sah ich dich, da du unter dem Feigenbaum warst“. „Wie oft, setzt der natürliche Erklärer hinzu, sieht und beobachtet man einen, der das nicht selbst bemerkt?“³. Wenn ein württembergischer Prälat fand, Jesus wäre besser nicht auf die Hochzeit zu Kana gegangen, damit Vicare und Schulmeister ihr Tanzen und Trinken nicht immer mit ihm entschuldigen könnten, so war Paulus nicht dieser Ansicht. Er freut sich von Herzen, daß Jesu erster Gang in Galiläa der zu einer Hochzeit war, wo er Mutter und Brüder anzutreffen hoffte. „Jesus, sagt Paulus, war kein Bedant, der durch steife Verhüllungen seine Leerheit verschleierte“. Er erscheint

¹ Paulus, Exeg. Handb. 2, p. 273. 600 f. — ² Leben Jesu 1, a. p. 168. — ³ Leben Jesu I, a. p. 168.

beim fröhlichen Feste und bringt sogar fünf, durch lange Fußwanderung durstig gewordene Jünger mit. Darauf waren die Gastgeber nun freilich nicht eingerichtet. „Die Leutchen haben nicht Wein genug!“ sagt ihm Maria bedenklieh in der Stille, wie wenn sie die Uebersahl der hinzugekommenen Gäste fast lieber weggewünscht hätte. Aber auch daran hatte der Menschenfreundliche bereits gedacht¹. Bei jüdischen Hochzeiten, meint Paulus, waren Geschenke an Wein und Del an die Hochzeitsleute ganz gewöhnlich. Jesus nun, belustigt durch den Schrecken über das Erscheinen der neuen Gäste, beschließt, seine Gabe scherzhaft zu überreichen, und wenn der Evangelist sagt, mit der Weinverwandlung habe er seine Herrlichkeit offenbar gemacht, so meint er die Menschenfreundlichkeit und Sozialität, die Jesus dabei an's Licht stellte. Die Mutter kennt schon seine Weise und gibt nur den Aufwärtern einen Wink, genau zu thun, was er sage und wenn Johannes ihm hier schon das dunkle Wort in den Mund legt: Meine Stunde ist noch nicht gekommen, so heißt das, die Mutter möge ihm durch ihre Voreiligkeit den Spaß nicht verderben. Wie Jesus das Kunststück fertig gebracht, läßt Paulus dahingestellt. Woolston meinte bekanntlich, er habe Liqueure unter das Wasser gemischt, Venturini findet keine allzugroße Kunstfertigkeit nöthig, da nach des Evangelisten eigenem Zeugniß die Zeugen, den Referenten inbegriffen, betrunken gewesen seien². Aber während so die tief sinnige, symbolische Erzählung, die nach des Evangelisten Meinung darstellen will, wie Jesus an die Stelle des Wassers der Johannaestaufe den neuen Wein des Evangeliums setzte, sich für unser Gefühl in einen plumpen, unwürdigen Spaß auflöst, meint Paulus im Gegentheil, die Erzählung dem Gemüth erst recht nahe gebracht zu haben. „Daß die Allmacht allmächtig sei, sollte dies jemand erst glauben lernen durch ein Hochzeitgeschenk, wo sechs mit Wasser gefüllte Krüge bei der Probe guten Wein

¹ L. J. I a, 170. Comment. zu Joh. 4, S. 150 ff. — ² Natürl. Gesch. 2, S. 61 ff.

enthielten? Ist uns nicht ein Blick in Jesu wohlwollendes, heiteres Gemüth mehr werth, als das Erstaunen über das unbekanntes Herkommen einiger Wasserkrüge, in denen eine kräftigere Weinsmischung ist, als sie die Leutchen vorher gekostet hatten? „So, fährt das Evangelium fort, machte er, nämlich durch viele andere Zeichen seiner vortrefflichen Eigenschaften, seine Vorzüglichkeit so sehr bekannt, daß seine Lehrschüler immer inniger für ihn überzeugungstreu wurden¹. —

Mit dem vierten Evangelisten läßt nun Paulus Jesum den Tempel zu Jerusalem „zum ersten Mal“ reinigen und begleitet ihn dann nach Samarien, wo die Rede über die Gottesverehrung im Geiste und der Wahrheit sich der rationalistischen Sympathie im höchsten Maße erfreut. Leider mischt sich auch in diesen Freudenfeldch ein Tröpfchen Wunders, indem Jesus der Samariterin, zu der er redet, in prophetischem Wissen ihr gesamtes Vorleben enthüllt, doch getröstet sich Paulus, daß während Jesus am Brunnen saß und die Frau aus dem Städtchen nur erst gegangen kam, ihm rasch noch ein Vorübergehender einen Wink gegeben habe, er möge sich vor dem Weibe, das da komme, hüten, denn fünf Männer habe sie schon gehabt und habe nun bereits mit dem sechsten angebunden². Daß Jesus mit solcher Verwerthung zufälliger Mittheilungen zum Charlatan und Cagliostro herabsinkt, kommt neben dem felsenfesten Glauben an die Geschichtlichkeit der Erzählung und den natürlichen Lauf der Dinge nicht in Betracht.

Von Samarien führt dann der Weg aus dem vierten Evangelium nach dem synoptischen Schauplatz zum See Genesareth. Das Wunder an dem Sohne des Könighen von Kapernaum, den Jesus in der Ferne heilt, macht dem natürlichen Erklärer weniger Noth, als hätte die Heilung in Jesu Beisein sich zugetragen. „Es versteht sich von selbst, meint Paulus, daß Jesus den Vater des Kranken fragte, wie die Krankheit begonnen habe und durch welche Umstände sie so gefährlich scheine? Jesus be-

¹ L. J. I, a. p. 171. — ² Paulus, Leben Jesu I, a. pag. 187.

ruhigt den Vater, daß sein Sohn lebe, daß er hoffnungsvoll hingehen und seinen Sohn in der Besserung finden könne und die gegebene Voraussagung, welche die Aerzte Prognosis nennen, zeigte sich, als der Königsdiener sich wieder dem Städtchen Kapernaum näherte, bereits als richtig.“ So gelangen wir denn auf dem Johanneischen Weg, freilich etwas spät, nach dem See Tiberias. Jetzt erst trägt sich der wunderbare Fischzug zu, der, nach Lukas, Petrus zum Anschluß an Jesum bestimmt. Paulus hat dabei keine Ahnung von der Schwierigkeit des Berichtes, der Jesum mit einer Unwissenheit ausstattet, wie man sie bei Gott sich vorzustellen pflegt, so daß er jederzeit um alle Fische in allen Seen, Flüssen und Meeren gewußt und von dem Treiben derselben auch im Grunde dieses Binnenwassers Kenntniß hatte. Auch die supranaturalistische Analogie, daß Jesus dasselbe mit den Fischen gethan, was Gott alljährlich mit den Zugvögeln thue¹, verschmäht die natürliche Auslegung; sie läßt Jesum vielmehr, nachdem er genau in's Wasser geschaut, einen guten Rath erteilen², oder denselben richtig berechnen, daß bei heraufziehendem Sturm die Fische wahrscheinlich sich massenhaft nach der Mitte des Sees gezogen hätten³. Freilich bleibt auch so wunderbar genug, daß der Mann der Landstadt Nazareth den Fischern von Beruf in dieser Beziehung zu rathen mußte. Sofort nach der Vereinigung mit den fünf galiläischen Jüngern trägt sich in Kapernaum das Wunder an dem Dämonischen zu, d. h. an einem Gespenstischkranken, der sich einbildet, von einem bösen Geist befallen zu sein. Der Wahnsinnige hört in der Synagoge, daß Jesus der Messias sei. Sofort entsteht in ihm die Vorstellung, wie schlimm es seinem Dämon zu Muthe sein müsse, und so schreit er auf: „Du von Nazareth Hergekommener, was gehst Du uns an? Dein Kommen ist nur Verderben für uns!“ Jesus hält unter diesen Umständen für das Beste, auf den Wahn des Kranken einzugehen: „Es geschehe, was Du selber erwartest!“ — Das war

¹ Olshausen, Bibl. Comm. I, 283. — ² Exeg. Handb. I, b, pag. 449.
— ³ Natürl. Gesch. d. gr. Proph. v. Naz. 2, 159.

der Sinn von Jesu, ohne Zweifel ernster, erschütternder Anrede. Hierdurch entstand, was bei dergleichen Nervenkrankheiten durch heftige Erschütterungen der Einbildungskraft zu entstehen pflegt, ein gesteigerter Paroxysmus, welcher das, was wir Krisis zu nennen pflegen, für immer oder wenigstens für eine Zeit lang zur Folge hat. Die Umstehenden aber sprechen nach ihren Vorstellungen: Daimonien waren in ihm, Daimonien sind jetzt herausgegangen von ihm. Da nun aber eine Menge Kranker und Wundersuchtger herbeidrängt, verläßt Jesus die Stadt und nach kurzem Aufenthalt in der Landschaft setzt er eines Abends, über den See, wobei er ermüdet einschläft. Plötzlich fällt der Föhn über das Schiff, wofür Paulus auf Schiller's Tell verweist, und die Jünger wecken erschreckt den schlafenden Lehrer. Er steht ruhig auf, nennt sie Furchtsame, „dabei spricht er auch über den starken Wind und das Meer und daß sie bald wieder ruhig sein müßten“. Als dann in der That der Wind wieder aufhörte, nachdem er genug geblasen hatte, meinten die Jünger das den Worten Jesu zuschreiben zu sollen. Nichts desto weniger waren sie an einer andern Stelle angekommen, als wohin sie gewollt hatten, nämlich im Gebiet der Gerasener. Sie treffen dort wenig Erfreuliches: Gräber, einen Wahnsinnigen, eine Schweineherde. Mit Jesus waren aber noch andere Schiffe in diese Gegend getrieben worden, und die Insassen dieser lassen sich mit dem Wahnsinnigen in ein Gespräch ein. Sie hatten ihn in einer halb ruhigen Stimmung getroffen und ihm mitleidig angebeutet, daß in dem Schiffe mit den sechs Männern der Messias sei, vor dem seine Dämonen nicht lange Stand halten würden. In seinem lichten Augenblick macht der Kranke sich zu Jesus auf, aber noch ehe er dort ankommt, hat ihn sein Irrewahn schon wieder übermannt, und als Jesus ihn fragt, wie er heiße, schreit er: „Eine Legion, denn so viele sind wir“. Dabei sieht er die Schweineherde am Ufer weiden und als Jude meint er, diesen unreinen Thieren seine Dämonen gönnen zu können. Jesu heilende Klugheit gestattet es, gewiß aber nicht, um ein den Besitzern

der Schweine schädliches Wunder zu thun. „Alein wie scheu gerade von dieser Thierart eines dem andern nachrennt, ist bekannt. Wüthend stürzt sich der Halbtolle unter die schweiniſche Menge. Die ganze Heerde stürzt über den Abhang hinab in den See; und nun kommt der franke Mann, nach diesem auf's höchste getriebenen Paroxysmus, desto ruhiger zurück, weil er gewiß ist, daß alle seine Dämonen in den paar tausend Schweinen Platz gefunden hätten und jetzt sichtbarlich von ihm weggeschafft seien. Wohl ihm!¹“ Andere natürliche Erklärer wollten doch Jesu die große Rechnung für die 2000 Schweine (Mr. 5, 13) nicht aufbürden. Krug² deponirt als Entlastungszeuge, die Schweine seien zuvor schon durch den Sturm in den See getrieben worden und nur, um den Dämonischen zu heilen, habe man ihm eingeredet, seine Dämonen seien jeder in je ein ersoffenes Schwein gefahren. Schmidt³ legt das Unglück der Heerde vielmehr der Nachlässigkeit der Hirten zur Last, die die Schweine sich selbst überlassen, um Jesu nachzulaufen, und sich dann auf ihn ausreden, als ihre Nachlässigkeit schlimme Folgen gehabt hat. Daß die Bewohner der Dekapolis darauf Jesum ersuchen, ihr Gebiet zu verlassen, finden doch alle diese Exegeten in der Ordnung.

Wie Paulus sich weiterhin die Heilung des Paralytischen zu Kapernaum und die Erweckung von Jairi Töchterlein zu erklären wußte, liegt schon in den Titeln der betreffenden Abschnitte ausgesprochen: „Heilung eines Gelähmten gegen Vorurtheil“ und „Jesus hebt die schreckliche Gefahr, daß das Mädchen des Synagogenvorstehers Jairus nicht zu frühe begraben wird“, woran sich dann würdig das Kapitel anschließt: „Jesus rettet einen zu schnell Weggetragenen aus dem Sarge“. Alle diese, so doppelt wunderlichen Historien berichtet Paulus, als ob es sich um Alltagsvorgänge handele. „Bei der zwölfjährigen Tochter des Jairus war Jesus noch früher, ehe er selbst sie für todt hielt, herzuggerufen

¹ L. J. I; a, p. 233. — ² Henke's Mus. I, 3 p. 410 f. — ³ Exeg. Beiträge 2, 109 ff.

worden. Er hatte die Umstände der Krankheit erfahren und bestimmt geurtheilt, daß sie nicht wirklich todt sei, sondern nur in einem Schlummer liege. Dies bestätigt auch der Erfolg. Der Gedanke, ob nicht etwas Aehnliches bei dem unbekanntem Jüngling von Nain geschehen sein könnte, konnte wohl in Jesu theilnehmendem Gemüth entstehen. Er redet der Mutter zu, Thränen und Klagen zu mäßigen. Zum voraus sagt er nichts. Er tritt an den offenen Sarg und hält ihn, damit die Träger stehen. Jetzt konnte er hineinsehen; und was er sah oder auch befühlte, erfahren wir aus den Worten, die auch das umstehende Volk hörte. Er redet den Jüngling an, sah ihn also schon als einen solchen an, der angerebet werden konnte und rief ihm, sich aufzurichten. Dieser konnte es, fing an, etwas zu reden und Jesus giebt ihn ruhig und ohne Aufsehen machen zu wollen in die Umarmung seiner Mutter zurück.“ Da ganz dasselbe Stück am Grabe des Lazarus nochmals spielt, haben wir also anzunehmen, daß die Leute zur Zeit Jesu meistens lebendig begraben wurden. Paulus zieht sich darum auch zu dem Wunsche veranlaßt, daß das Volk durch Jesu Einschreiten zu der Einsicht gekommen sein möge: „Wir begraben wahrscheinlich zu frühe“. „Aber in jenen Zeiten war nicht nur unter den Juden, sondern überall noch kein Begriff von dieser wichtigen Frage“. Ist es doch Jesus selbst widerfahren, daß, nachdem er drei Scheintodte auferweckt, er schließlich selbst Scheintodt beigesezt wurde.

Eine Parallele zu dem „Gelähmten aus Vorurtheil“ bildet der Lahme von Bethesda¹, nur daß dieser seine Krankheit simulirt, während jener sie doch wenigstens eingebildet hatte. Der Lahme, von dem Joh. 5 erzählt wird, ist nämlich ein Scheinrunder, der bereits seit 38 Jahren an der Heilquelle faullenzte. „Der Mensch lag in seiner Trägheit da und gestand (V. 6), daß er schon eine ziemliche Zeit hier sei, und Jesus fragte ihn deswegen: willst Du gesund werden? Ohne sich dann an die Ausflüchte

¹ L. J. I, a. p. 298.

des Simulanten zu kehren, hieß er ihn mit dem Blick, der ihm zu Gebote stand, weggehen: „Erhebe Du Dich, nimm Dein Polster und gehe!“ Der Bettler, der die Wohlthätigkeitsanstalt lange genug belästigt hatte, schleicht in der That mit seinem Tragepolster davon, doch ist er niederträchtig genug, Jesum den Pharisäern als den zu zeigen, der ihn diese verbotene Sabbathhandlung geheißt habe.

Einige Abwechslung gegen diese Wiederholung derselben Auslegung bietet die Erzählung von der Speisung und dem Seewandel. Bei der ersten geht Jesus mit gutem Beispiel voran und packt seine Vorräthe aus, worauf die Reichen auch heraussrücker, so daß alle satt werden und in dieser befriedigten Stimmung ausrufen: „der ist wahrhaftig der in die Welt kommende Gottbegeisterte, der Mann, wie wir Einen nöthig haben“. Wie hier aus Unverstand der Ausleger ein Wunder in den Text hineingetragen worden ist, das dieser nicht erzählt, so auch bei der folgenden Erzählung, wo das Evangelium berichtet, Jesus ging herum über dem Meer, das heißt nach Paulus auf dem Ufer des Meeres, nicht auf demselben. Seine Jünger halten ihn im Zwielficht zuerst für ein Gespenst, doch ruft Petrus ihn an, um sich zu vergewissern, ob er zu ihm kommen solle? Als Jesus ruft „komm“, schwimmt er rasch entschlossen die kleine Strecke zum Ufer; wie er nun aber in die Brandung geräth, ergreift ihn auf's Neue die Gespensterfurcht und er wäre ertrunken, hätte ihm Jesus nicht vom Land her die Hand gereicht, darauf aber auch tüchtig gescholten, daß er durch seinen Kleinmuth fast sein Leben gefährdet hätte. So sauer dem natürlichen Erklärer sein Geschäft bei einigen Wundern des Evangeliums wird, so gibt es doch auch Lieblingswunder des Rationalismus. Es sind diejenigen, in denen Jesus, mit Paulus zu reden, „nicht durch ein bloßes Wort oder Wollen, sondern durch eine gewisse Behandlung die Heilung verrichtet“. So wenn Mr. 6, 13 erzählt, daß Jesu Jünger die Kranken mit Del salbten, so wenn Jesus (7, 33) den Schwerhörigen zur Seite nimmt und ihm mit dem Finger in's Ohr greift, oder wenn er

(Joh. 9, 6) einen Teig aus Speichel und Staub macht und damit des Kranken Auge bestreicht, unter der Vorschrift, eine Wäsche im Teiche Siloah folgen zu lassen. Die Beschreibung solcher Vorgänge bei Markus gehört zwar zur Detailmalerei dieses Evangelisten, während Joh. 9, 6 der vermittelnde Vorgang, dessen der Logos nicht bedürfte, eingeschoben wird, um den Thatbestand einer Sabbathschändung herzustellen, allein Paulus sind solche Beispiele unschätzbar, indem er schließt: wird in einigen Fällen erzählt, daß sich Jesus natürlicher Mittel bediente, um die Kranken zu heilen, so ist dasselbe auch in allen andern Fällen vorauszusetzen, ja er deutet diese Notiz noch weiter aus, indem er erklärt, ob Jesus den Finger, den er dem Tauben in's Ohr steckt, nicht zuvor in ein Arzneimittel getaucht, konnte der Taube nicht wissen, und daß der Blinde, der Jesus hatte ausgespiet hören, etwas wie einen Teig aus Speichel und Staub am Auge fühlte, beweist nicht, daß Jesus nicht vielleicht eine ganz andere Salbe mit Speichel angefeuchtet hatte, mit der er nun hantirte¹. Werden also die Dämonenaustreibungen erklärt durch die Uebermacht des gewaltigen Geistes Jesu über das schwache Seelenleben der Kranken, so werden die Heilungen von solchen Krankheiten, die der moralischen Einwirkung spotten, wie Taubheit, Blindheit und dergl. dadurch begreiflich gemacht, daß man Jesu Delfläschchen oder Salbentöpfe und Pflaster in die Hand drückt. Da, wo keine Salbe und kein Pflaster hilft, wie bei den Aussätzigen, hat Jesus nach Paulus sich auch lediglich auf eine richtige Diagnose beschränkt, welche die im Anzug befindliche Heilung früher als andere vorher sagte. Wenn Luk. 5, 12 einen Aussätzigen voll von Aussatz vorführt, so ist gerade dieses Vollsein für Paulus ein Symptom der Heilung, indem das Ausschlagen und Abblättern des Aussatzes auf der ganzen Haut die Reinigungsstufe bezeichne. Der Aussätzige weiß das auch wohl und sagt darum zu Jesus, um sich den Gang zum Priester zu ersparen: wenn Du willst, kannst Du mich für rein erklären. Jesus streckt die Hand

¹ L. J. I a, 424 f. Exeg. Handb. 2, S. 312. 391.

aus, um ihn zu befühlen, ohne daß doch der vielleicht noch ansteckende Kranke ihm zu nahe käme, und nach genauer Untersuchung spricht er als Ergebniß die Ueberzeugung aus, daß die Krankheit nicht mehr ansteckend sei, worauf sich denn wirklich bald und leicht der Ausatz vollends ganz verlor¹. Nicht einmal das macht Paulus Schwierigkeit, zehn hülfsuchende Patienten (Luk. 7, 12 f.) insgesamt bereits zufällig rein sein zu lassen, so daß der Priester sie für geheilt erklären kann, als sie auf Jesu Rath sich ihm vorstellen. Am schroffsten gespannt ist der Gegensatz zwischen Schriftsinn und Naturgesetz in dem am Schlusse des Lebens Jesu vom vierten Evangelisten berichteten Lazaruswunder. Wir verfolgen hier die Stadien von Lazarus Krankheit. Jesus selbst meldet seinen Tod, vier Tage liegt er im Grabe, der Geruchssinn bezeugt die eingetretene Verwesung, es ist als ob der Evangelist gegen zeitgenössische Zweifler die Wirklichkeit des eingetretenen Todes in jeder Weise hätte constatiren wollen, allein gegen die Exegese des deutschen Rationalismus war kein Kraut gewachsen. Der Evangelist beginnt 11, 1: Es lag aber Einer krank mit Namen Lazarus, da sandten seine Schwestern zu Jesu, Herr, siehe, den Du lieb hast, der liegt krank. „Wie sich von selbst versteht, setzt Paulus hinzu, erkundigte sich Jesus sorgfältig aller Umstände und gab die Vorhersagung: diese Krankheit ist nicht tödtlich.“ Nach zwei Tagen, berichtet der Evangelist weiter, sagte Jesus: Lazarus schläft, und als die Jünger das vom natürlichen Schlafe verstehen, sagt er ihnen frei heraus: Lazarus ist gestorben. Ungestört fährt aber Paulus fort: „Der plötzliche angebliche Tod des Lazarus war offenbar Jesu auffällig, da er die Krankheit desselben als eine ungefährliche kannte. Er erinnerte sich der Umstände bei Jairo Töchterlein und dem Jüngling zu Nain. Würden wir irgend etwas Bestimmtes von der Krankheitsart, an welcher jetzt Lazarus ent schlummert war, so würden wir wahrscheinlich auch einsehen, warum Jesus von einem Ent schlummerstein sprach, also, wie die Arzneikundigen sagen, einen soporösen Zustand voraus-

¹ Exog. Handb. I, b. S. 693 ff.

setzte, so daß er nicht säumen wollte, ihn aus diesem Schlafe zu erwecken.“ Weiter berichtet der Evangelist, daß bei Ankunft Jesu Lazarus schon vier Tage im Grabe lag. „Er mußte also, setzt Paulus hinzu, schon an dem Tage, an dem der Bote zu Jesus unterwegs war, in jenen (soporösen) Zustand gekommen sein, in dem man ihn, nach rabbinischer Unsitte begrub.“ Als Jesus das Grab öffnen läßt, sagt ihm Martha: Herr, er riechet schon, denn er liegt seit vier Tagen. Doch weiß das Paulus besser, nach ihm hat Martha das nicht gerochen, sondern nach der Zeit geschlossen, es war aber „glücklicher Weise“ eine Höhle, in der man Lazarus hineingelegt hatte, so daß der Scheintodte Luft genug gehabt hatte zum Athmen. Als der Stein vom Eingang genommen ist, spricht Jesus ein Gebet. „Er dankte also, unterbricht Paulus den Evangelisten, sobald er nur in die Gruft hinein hatte blicken können, und ehe er selbst ein Wort gesprochen hatte. Folgt nicht hieraus, daß Jesus, sobald er in die Gruft hineinsah, seinen Freund schon lebend, schon in Lebensregungen erblickte?“ Um das Wunder ganz unzweifelhaft zu machen, schildert der Evangelist den Vorgang folgendermaßen: den (nach Mumienweise) in Leichenbinden Eingeshnürten habe der Logos durch sein starkes Wort aufgerichtet, herausgeführt und dann erst den Befehl gegeben, durch Lösen der Binden ihm den Gebrauch der Glieder möglich zu machen. Paulus interpretirt das so: mit der lauten Stimme der Freude ruft Jesus ihm schon als einem, der kommen kann: Lazarus, komm heraus! Und so wie seine Füße und Hände noch mit Binden umwickelt waren, bewegt sich (kriecht) der gerettete Freund dem messianischen Freunde entgegen. Sein Haupt war noch mit dem Todtentuch umwunden. Machtet, daß er gehen kann, löset seine Verhüllungen¹.“ Ueber diese Leistung natürlicher Erklärungskunst hinaus ist keine stärkere Probe mehr denkbar und wir wenden uns denn gleich vom Leben zum Tode Jesu und der folgenden Auferstehung und Himmelfahrt. Vorgeschichte und

¹ L. J. I, b. 6.

Nachspiel des Lebens Jesu pflegte man doch auch schon zu Paulus Zeit als theilweise mythisch preiszugeben, so daß man, wie ein Zeitgenosse sich spöttisch ausdrückt, durch das Prachtthor der Mythe in die evangelische Geschichte hinein, und durch ein ähnliches wieder hinausfuhr, für das Dazwischenliegende aber begnügte man sich mit den mühseligen krummen Pfaden der natürlichen Erklärung¹. Paulus hatte beim Eintritt in das heilige Gebiet keine Mythen wahrgenommen, er fand auch zu Ausgang desselben nur vollkommen natürliche und begreifliche Vorgänge dargestellt. Im Garten Gethsemane findet er sogar für nöthig, sowohl den trivialen als den wundergläubigen Auffassungen entgegenzutreten. Wenn ein Herr Thies² Jesu in Gethsemane eine natürliche Schwäche und „Uebelkeit“ zustoßen ließ, so erklärt Paulus diese Deutung für eine unschickliche, was ihn freilich nicht abhält, die Hypothese zu billigen, daß zu dem innern Seelenschmerz eine leibliche Erkältung in dem kalten Kidronthal hinzugekommen sei. Ueber den Engel von Gethsemane geht Paulus in der einen Schrift einfach hinweg, da derselbe nur durch Lukas bezeugt ist³, während er in der andern einen menschlichen Tröster, ohne Zweifel wieder, wie in der Vorgeschichte, in weißem Gewande, vermuthet⁴. Daß Jesus die verhaftende Kohorte einfach durch sein Wort niederwirft, erklärt sich aus dem krassen Uberglauben der Zeit und der damaligen Soldaten⁵. Der Tod Jesu war begleitet — inconsequenter Weise gibt hier Paulus ein göttliches Eingreifen zu — von einem Erdbeben, das die ganze Gegend von Jerusalem erschütterte. „Auch der Tempelberg wurde so gerüttelt, daß der Vorhang, wahrscheinlich der zwischen dem Heiligen und Allerheiligsten, durchgerissen ward.“ Nicht ein Wunder also ist es, sondern die Wirkung des Erdstoßes, daß der Vorhang reißt, den der natürliche Erklärer straff angespannt hat. Auch das Erscheinen der Todten erklärt sich aus diesem Erdbeben. „In den Bergen und Hügeln

¹ Berthold's krit. Journ. 5, 248. — ² Thiess, Krit. Komm. S. 418 f.

³ L. J. I, b. 196. — ⁴ Exeg. Handb. 3, b. S. 561. — ⁵ L. J. I, b. 196.

um Jerusalem sind viele in Stein gehauene oder gemauerte Grufthöhlen. Auch manche solcher felsiger Ruhestätten, wo nach der Ueberlieferung Reichname ehemaliger Rechtschaffener niederlegt waren, wurde jetzt gespaltet oder verschüttet. Die Ueberreste der Todten waren also weg; und späterhin, nachdem Jesus selbst lebend wieder erstanden war und also gewiß häufig an Auferstehung gedacht wurde, sah Dieser oder Jener in der sogenannten heiligen Stadt Erscheinungen, die er sich als Wirkung auch wieder belebter Rechtschaffener des Alterthums andächtig auslegte. Denn wie leicht deutet sich der Mensch die Dinge so, wie jetzt der Hauptmann und die römischen Soldaten, die die schweflige Verfinsterung der Luft und die Erderschütterung sofort auf das beziehen, was ihnen seit etlichen Stunden das Nächste war¹." Eine so abergläubische Umgebung war natürlich auch nicht geeignet, die schwer zu erkennenden Unterschiede zwischen Starrkrampf und Tod zu beurtheilen, denn selbstverständlich löst sich das Wunder der Auferstehung auch hier in ein Erwachen aus dem Scheintod auf, wie schon die medizinisch klingende Ueberschrift pag. 256 andeutet: „Gefühloses Erstarrtsein als allgemeines Todeszeichen“. Es ist ein gerichtärztliches Gutachten, was Paulus hier zusammenschreibt, um zu erweisen, daß Jesus nur in einen 38 Stunden währenden Starrkrampf verfallen sei, da das Hängen an den unterbundenen Armen bei absoluter Bewegungslosigkeit und beharrlich ausgestrecktem Körper nothwendig einen Krampf erzeugen mußte, der von den äußeren Theilen anfangend bald auch die übrigen Theile ergriff. Dazu kam „die austrocknende Erdbebenluft“, die bald zu tiefer Ohnmacht führte. „Wie lange aber in manchen Fällen die Reizbarkeit des Herzens und der davon abhängigen Gefäße, ohne daß äußerlich irgend eine Bewegung bemerkt werden kann, fort dauert, das haben nach Jahrhunderten erst die Aerzte ganz zur Entschiedenheit gebracht.“ Der Stich in die Seite, den Jesus vor der Kreuzabnahme erhielt, hatte nur den Zweck, zu prüfen,

¹ L. J. I, b. S. 256.

ob der Körper noch Lebenszeichen gebe, er kann also nur ein oberflächlicher gewesen sein. Daß das Fließen des Bluts die Fortdauer der Circulation anzeige, war den römischen Soldaten unbekannt. Nachdem dann aber die veränderte Temperatur und der Reiz der Spezereien in der Grabhöhle, die Herzthätigkeit wieder anregte, hatte die offene Wunde die Bedeutung eines Aderlasses, den die Aerzte in analogem Fall heute sogar ausdrücklich anwenden würden. Nachdem der Körper Jesu nackt in der kalten Aprilnacht gehangen, wird er in Tücher eingeschlagen, mit starken Gewürzen umgeben und so in ein geschlossenes Höhlengrab gebracht, dessen Temperatur um diese Zeit, wie alle Kellerräume, gegen draußen eher warm als kalt genannt werden kann und bei dieser gelinden Erwärmung kommt der Gekreuzigte wieder zu sich. Nachdem so das Hauptdatum der Wiederbelebung Jesu sich natürlich gelöst hat, machen die übrigen Umstände nur noch geringe Schwierigkeit. Möglich, daß ein neuer Erdstoß den nur lose angelegten Stein vom Grabe entfernte, möglich, daß jene weißgekleideten Männer, die die evangelischen Personen, wie sie bei Paulus pflegen, für Engel ansehen, denselben beseitigt, möglich, daß der Wiedererwachende sich selbst half. Gewiß ist nach Paulus, daß Jesus sich körperlich wieder bei den Seinen einstellte, wenn auch durch die Qualen der Kreuzigung so entstellt, daß selbst die Nächsten ihn nur langsam wiedererkennen. Maria hält ihn, getäuscht freilich durch die Kleidung des Gärtners, die Jesus sich geborgt hatte, für diesen. Die Emmausjünger erkennen ihn erst, als er das Brot bricht und den Segen spricht. Rationell hat sich von ihnen überhaupt nur Thomas verhalten, dem es zu verdanken ist, daß an der Realität einer körperlichen Auferstehung gar nicht gezweifelt werden kann. Sehr mit Unrecht, meint darum Paulus, werde der Schluß des vierten Evangeliums als Tadel dieses redlichen Mannes geedeut. Vielmehr sagt Jesus lobend zu ihm: „Glücklich sind die, die jetzt oder künftig mich nicht sehen können, denn nunmehr können sie fest überzeugt werden, weil Du Dich auf eine solche Art überzeugt hast, daß Dir, dem

nalistische Anschauung die durchschnittliche der evangelischen Pastoren ward, auch die Orthodoxie wollte lieber Paulus als Strauß ertragen. Als Paulus bei dem Aufstand der Züricher gegen Strauß für diesen ein gutes Wort einlegte, da bedauerte einer seiner eifrigsten Gegner, daß dieser redliche Mann sich zum Protector eines Strauß hergeben möge. Für Paulus, sagt der fromme Schweizerische Pfarrer, habe er „eine aufrichtige Hochachtung“ wegen seiner redlichen Gesinnung und seines hohen sittlichen Ernstes. Sein „Leben Jesu“ fußt auf einem ganz andern Fundamente, als das Straußische, nämlich auf dem historischen. Er läßt alle Erzählungen der Evangelien als wirklich geschehene Thatfachen stehen, nur meint er, die Apostel haben sich im Urtheile darüber geirrt und den menschlichen Causalnexuſ übersehen¹. Trotz jener Mißhandlung des Inhalts der Schrift hatte also Paulus sich die „aufrichtige Hochachtung“ dieses Orthodoxen erhalten! So wird es immer Leute geben, denen das Gold am Tempel heiliger ist als der Tempel und das Opfer auf dem Altare heiliger als der Altar selbst.

Das Leben Jesu von Strauß.

Nachdem wir uns nunmehr vergegenwärtigt, welches die Behandlungsweise der evangelischen Geschichte in den beiden herrschenden Schulen vor Strauß gewesen, werden wir nicht mehr behaupten, daß er dem Glauben der übrigen Theologen, seinen Unglauben gegenüber gestellt habe, nur das Eine verlangte er

¹ Jacob Heer, „Einige Worte der Belehrung u. s. w. hinsichtlich der neusten kirchlichen Vorfälle“. Glarus. 1839. S. 57.

von ihnen, sie sollten entweder mit dem Glauben oder mit dem Denken Ernst machen. Das aber that weder der Supranaturalist noch der Rationalist. Keiner von beiden trat an die Schrift heran, um ihr seinen Glauben zu unterwerfen. Vielmehr hielt sich jeder schon bei der Auslegung die Frage vor, werde ich das Ausgelegte mit meinen schon feststehenden Ueberzeugungen reimen können? Beide strebten also schon bei der Auslegung alles zu beseitigen, was zu glauben ihnen irgendwie beschwerlich wäre. Der Unterschied war nur der, daß der Supranaturalismus Wunder im Princip zugab, also etwas weniger häufig zu gewaltsamen Kunstgriffen genöthigt war, als der jedes exegetischen Anstands spottende Rationalismus. Da aber auch er keineswegs alle biblischen Vorstellungen mehr vollziehen konnte, so betrafen wir häufig genug den Supranaturalisten über derselben Textverdrehung wie den Rationalisten. „Unsere verständigen Supranaturalisten, sagt darum Strauß, stellen sich so gern mit gekrümmtem Rücken dem Herrn dar, er solle auflegen, so viel er möge, sie wollen's tragen; unter der Hand jedoch wissen sie die schwersten Stücke bei Seite zu bringen, und doch den Schein der getreuen Diener und gläubigen Sackträger des Herrn zu behaupten“. Die Rationalisten aber unterschieden sich in dieser Beziehung nur durch die größere Offenheit, mit der sie den gewichtigen Inhalt ihrer Bürden auf die Straße leerten und behaupteten, zu nichts verpflichtet zu sein, als dazu, die leeren Kisten auf sich zu nehmen, in die nur aus Mißverständnis jener beschwerliche Inhalt hereingekommen sei.

So wenig aber als der Supranaturalist mit dem Glauben, machte der Rationalist mit dem Denken Ernst. Dieses nicht Verstehenwollen der wirklichen Meinung der heiligen Autoren, dieses systematische Entstellen des wirklichen exegetischen Thatbestands, dieses Vernünftigsfinden dessen, was man doch im Herzen für unvernünftig hielt, diese aus der Luft gegriffenen Mittelglieder, die das Unerklärliche erklären sollten, mußten im Gegentheil jeden wissenschaftlichen Ernst, ja die Wahrhaftigkeit des Theologen gegen sich selbst untergraben. Unter diesen Umständen that eine metho-

bische und genaue Untersuchung der Frage noth: was sagen unsere Quellen? Ist der Inhalt des Gesagten der Art, daß wir dasselbe überhaupt möglich finden können und wenn das Letztere, sind sie unter sich so einstimmig, daß wir von einem historischen Wissen zu reden vermögen? Das waren die sehr einfachen Fragen, die Strauß an beiläufig neunzig einzelnen evangelischen Erzählungen, und zwar mit unermüdblicher Geduld jedem einzelnen Stück gegenüber, erhob, und die er auf 1500 Seiten beantwortete mit dem Ergebnis, daß der größere Theil der evangelischen Erzählungen, geschichtlich betrachtet, theils an sich unglaublich, theils wegen der Beschaffenheit der Berichte unverbürgt sei. Es handelte sich dabei ganz wesentlich darum, den schlechten Künsten der Rationalisten gegenüber den wahren Sinn der Erzählung exegetisch festzustellen, die Unvollziehbarkeit der gegebenen Wundererzählung den Supranaturalisten gegenüber philosophisch zu erweisen und die Unvereinbarkeit der sich widersprechenden Berichte der Unwahrhaftigkeit der orthodoxen Harmonistik gegenüber kritisch darzuthun. Exegese, Dialektik und Kritik wurden dabei von Strauß gleich meisterhaft gehandhabt. Keine Möglichkeit war übersehen, dem Gegner jeder Ausweg verlegt, das Facit war nirgends vorweg genommen, es ergab sich mit Nothwendigkeit aus den mit unermüdblicher Geduld bis zu Ende durchgeführten Einzelrechnungen.

Man hat die inquisitorische Form dieser Untersuchungen pietätslos genannt und das Resümee parteiisch. Allein wie die theologische Debatte stand, mußte ein Mal ein Gesamtinventar aufgenommen werden, um festzustellen, was denn eigentlich übrig bleibe, sobald die Kritik, die der Eine hier, der Andere dort im Vorbeigehen übte, methodisch auf das Ganze angewendet würde? Nach all dem willkürlichen Annehmen und Lügen, Geltenlassen und Verwerfen, that vor Allem Klarheit noth. Auch die radicalste Antwort war wohlthätiger als die vollkommene Unsicherheit, die Schleiermacher mit seiner Kritik, Paulus mit seiner Unkritik heraufbeschworen. Ich begreife es, daß man Scheu trägt, einen noch unberührten Vorhang des Allerheiligsten zu lüften, aber haben

ein Mal so viele neugierigen Hände Löcher in denselben gebohrt, so viele kritischen Messer Risse in ihn geschnitten, dann ist es besser, man nimmt ihn ganz ab, um das Allerheiligste bei Nicht zu befehen, als daß jeder zu Markt bringe, was er wie ein Dieb am Guckloch im Vorbeihuschen erlauscht hat. Daß das Ergebnis, zu dem Strauß kam, ein unbefriedigendes war, ist richtig. Vor Allem wird heute niemand mehr, wie Strauß es that, über die Geschichtlichkeit von Berichten aburtheilen, ehe er die Untersuchung über ihr Alter, ihre Beschaffenheit und damit über ihre Glaubwürdigkeit zu Ende geführt hat, allein bei dem damaligen Stand der Frage entschuldigt sich diese feste Anticipation mit der Dringlichkeit des materiellen Interesses, das die Welt an diesem Inhalt nahm. Strauß that damit nur mit negativem Resultat, was die Andern fort und fort im bejahenden Sinn auch thaten. Zudem konnte an eine unbefangene kritische Behandlung der Quellenfrage erst gedacht werden, nachdem an dem Inhalt der Quellen zur absoluten Evidenz gebracht war, daß die überlieferten dogmatischen Vorstellungen von der Infallibilität der Schrift unhaltbar seien. Um einer historischen Behandlung die Wege zu ebnen, mußte mit einer Schärfe, die jeden Widerspruch zum Schweigen brachte, gezeigt werden, daß diese Berichte nicht übereinstimmen, darum nicht inspirirt sind, ja nicht ein Mal von Augenzeugen herrühren können. Die dogmatischen Voraussetzungen, die alle Exegese und Kritik brückten, waren vor allen Dingen zu sprengen, vorher konnte der kritische Arbeiter gar nicht sein Werk beginnen. Ueberhaupt ist es nicht die Art reformatorischer Köpfe, der Welt über Nacht das richtige Resultat zu bescheeren, sondern durch Sturz des bestehenden Falschen dem Geiste Luft zu schaffen, der dann in weit-
aussehender, langsamer Arbeit den neuen Bau gestaltet. —

So hat sich denn Strauß in Betreff der kritischen Vorfrage wesentlich bei dem Resultat beruhigt, das er in der früher besprochenen Recension verschiedener Schriften über das erste Evangelium im Jahre 1834 begründet hatte. Die Annahme, ein großer Theil der evangelischen Geschichte sei mythischer und sagenhafter

Natur, war ausgeschlossen, falls die herkömmliche Voraussetzung sich erprobte, daß das erste und vierte Evangelium von Augenzeugen herrühre. Auf diese Frage geht Strauß ein¹ und entscheidet sich gegen die Bejahung mit den Gründen, die wir bereits kennen gelernt haben. Die Abfassung des zweiten und dritten Evangeliums aber durch Apostelschüler zugegeben, würde doch immer zwischen den Ereignissen und ihren Berichten ein Zeitraum von drei Jahrzehnten liegen, innerhalb dessen ein Kranz von Sagen um eine so merkwürdige Persönlichkeit wie die des gekreuzigten Messias nicht nur entstehen konnte, sondern selbst entstehen mußte. Bei Profanschriftstellern tragen wir auch nicht das mindeste Bedenken, solche Mythen anzunehmen, selbst wenn die Berichte dem Berichteteten weit näher stehn. Wenn Herodot erzählt, daß das von den Barbaren bedrohte Delphi durch Erdbeben und kämpfende Heroen gerettet worden sei, daß der von den Persern verbrannte heilige Delbaum auf der athenischen Burg über Nacht wieder einen ellenhohen Sproß getrieben, daß zum Beginn der Salaminischen Schlacht die Stimme der Minerva vernehmlich zum Kampf angetrieben habe, wenn Tacitus und Sueton Prodigien aus ihren Lebzeiten und nächster Umgebung mittheilen, so nimmt dennoch niemand Anstand, dieselben für Gerüchte, Sagen und Mythen zu erklären. Die gleiche Anwendung vom Begriff des Mythos hatten seit Bauer's „Mythologie des alten und neuen Testaments“ (1802) die verschiedensten Forscher auf die alttestamentlichen Wundererzählungen angewendet, am ausführlichsten und wissenschaftlichsten de Wette. Nach heftigem Widerspruch, insbesondere des Lübinger Steudel, der die natürliche Wundererklärung Sichhorn's der Annahme vorzog, das Wort Gottes enthalte auch Sagen und Mythen, hatte sich schließlich dieser Standpunkt bei der wissenschaftlichen Behandlung des alten Testaments dennoch eingebürgert und war durch Gabler, Bretschneider, Schleiermacher u. A. auch auf einzelne Stücke des neuen angewendet worden,

¹ Leb. Jesu 1, 63 und 664 f.

nur daß man hier noch immer die natürliche Wundererklärung, wo irgend möglich beibehielt, da Schleiermacher wenigstens dem Augenzeugen Johannes die Mittheilung unverbürgter Erzählungen nicht aufladen wollte. Fiel nun aber auch diese Augenzeugenschaft dahin, so stellte sich für jede einzelne Erzählung die Frage einfach so: ist es wahrscheinlicher, daß dieses Wunderbare sich wirklich begeben habe, oder daß die Erzählung eine Sage ist, die in den dreißig Jahren vor Abfassung unserer ersten Berichte sich im Schooß der Gemeinde erzeugte? Für die letztere Annahme, meint Strauß, werden wir uns überall entscheiden, wo unglaubliche, d. h. wunderbare Dinge berichtet werden, worauf wir uns dann noch umzusehen haben nach den positiven Keimen, aus denen etwa die Erzählungen in der dichtenden religiösen Phantasie des Volks erwachsen sind. Denn wenn wir zahlreiche Erzählungen der evangelischen Geschichte Mythen nennen, so meinen wir damit nicht, daß sie absichtlich erjonnene Märchen, böswillige Lügengeschichten seien, sondern sie sind die poetische Einkleidung eines religiösen Gedankens als Geschichte, am häufigsten sinnvolle Beweise für die Messianität Jesu. Darum gibt sich der Verfasser der Hoffnung hin, daß niemand aus Erinnerung an das Zweideutige, was die heidnische Mythologie enthalte, vor dem Worte: Mythos erschrecken werde. Mit christlichen Mythen meine sein Buch nichts Anderes, als geschichtsartige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet von einer absichtslos dichtenden Sage. In einer ausführlichen geschichtlichen Darstellung weist er zudem nach, wie schon seit mehr als einem halben Jahrhundert der Begriff des Mythischen in immer größerem Umfang auf die biblischen Schriften sei angewendet worden, so daß das Neue seines Buches nur darin bestehe, ein Mal alle Erzählungen aus dem Leben Jesu darauf anzusehen, ob sie geschichtlich oder mythisch zu nehmen seien? In der That war das, was Strauß that, nicht an sich etwas neues; was die Leute erschreckte, war nur das schon nach dem ersten Bande vorauszu sehende Resultat, er werde den Inhalt der neutestamentlichen Erzählungen fast ohne Rest für mythisch erklären und damit schien

es ihnen mit dem Christenthum am Ende zu sein. Daß aber diese Untersuchung ein Mal im Zusammenhang vorzunehmen war, wird heute kein wissenschaftlicher Kopf mehr in Abrede ziehn. War die mythische Erklärung für einen Theil des evangelischen Erzählungsstoffs als nothwendig selbst von einem Manne wie Schleiermacher zugestanden, wer wollte einen muthigen, offenen Charakter, wie Strauß, abhalten, die gleiche Reaction: mythisch oder historisch? auch mit dem Rest der Erzählungen vorzunehmen? Daß dabei die Christenheit mit dem Verlust sehr werthvoller Vorstellungen bedroht war, und daß sie wider ein solches Ergebniß leidenschaftlich protestirte, begreifen wir völlig, aber andererseits sollte man nicht vergessen, daß das gleiche Verfahren die religiöse Vorstellung säuberte von den Unsauberkeiten und Abgeschmacktheiten der natürlichen Wundererklärung, die Dank den Bemühungen von Bahrnt, Venturini, Paulus, und, bedauerlich zu sagen, auch Schleiermacher in Deutschland nach und nach allgemeine Uebersetzung zu werden anfangen.

Diese natürliche Wundererklärung hatte sich an keinem Stück des Neuen Testaments so unheimlich versündigt wie an der Geburtsgeschichte. Indem Strauß auf diese Abschnitte eingeht, weist er zunächst nach, daß die Relation des Matthäus die des Lukas ausschließe, daß die Stammbäume unter sich unvereinbar sind, aber auch wieder der eigenen Voraussetzung der Evangelisten von einer Zeugung Jesu durch den heiligen Geist widersprechen. Er vernichtet alle Versuche, die Erscheinungen des Engels Gabriel anders zu deuten als auf den Führer des himmlischen Hoffstaats, mit dem die nachexilischen Juden ihren Himmelsheerrherrscher umgaben und eben das Widerstreben, Deuteln und Drehen der halbgläubigen Gläubigkeit nimmt er als Zugeständniß, daß die Erzählung wissenschaftlich nur als Mythos aufgefaßt werden könne, indem er zugleich die Willkür abwehrt, die gern den nicht convenirenden Theil der Erzählung als sagenhaft ausschneiden, die übrigen Bestandtheile aber als historisch retten möchte. Statt der schmutzigen Unterstellung einer gefallenen oder getäuschten Jungfrau behalten wir

vielmehr die Erzählung in ihrem vollen poetischen Duft, aber als Sage, deren tieferer Sinn dahin geht, die unmittelbare göttliche Sendung des Messias schon bei seinem ersten Erscheinen auf Erden über jeden Zweifel zu erheben. Für den Keim, aus dem die Sage herausgewachsen, hält Strauß mit Recht Jes. 7, 14, nach der falschen Uebersetzung der Septuaginta, nach der eine Jungfrau schwanger werden und einen Sohn gebären solle, welchen man Gottmituns nennen werde. War damit der Kern der Mythe gegeben, so schossen leicht noch andere dichterische Gebilde an diesen an und Strauß hat es sich angelegen sein lassen, zu zeigen, wie die dichterische Phantasie sich durchaus in Vorstellungen bewegte, die aus dem Schätze der alttestamentlichen Literatur geschöpft sind. Für die Geburt Jesu unter den Hirten erinnert er an Moses, der 2 Mos. 3, 1 f. bei den Heerden die himmlische Erscheinung hatte, an David, den Gott aus den Hürden bei Bethlehern genommen (Ps. 78, 7. 1 Sam. 16, 11), um sein Volk zu weiden, an die zahlreichen Sagen der alten Welt, nach denen die großen Männer häufig unter Hirten erzogen werden, aus welchem Geiste heraus auch die apokryphische Nachricht gedichtet ist, daß Jesus, wie Zeus, in einer Höhle geboren worden¹. Als Keim der Dichtung von den drei Weisen und ihrem Stern sieht Strauß die Weissagung Bileams 4. Mos. 24, 17 an, die einen Stern aus Jakob, d. h. den siegreichen messianischen König vorher sagte. Daß dieser richtige Sinn der Stelle den Juden bekannt war, beweist das Targum des Onkelos, das richtig dolmetscht: „Es wird aufstehen ein König aus Jakob“ und ein „Gesalbter aus Israel“. Nach gleicher Deutung hat auch der letzte jüdische Heerführer sich Bar Kochba, Sternensohn, genannt. Was also nach dem Sinne des Textes Bild des Messias sein sollte, hat die Sage eigentlich genommen, und von einem wirklichen Gestirn des Messias geträumt, das äußerlich sichtbar über dem Geburtsort des Messias gestanden. Erst nachträglich wohl wurde diese eigentliche Deutung

¹ Thilo, Cod. Apoor. 1, 383.

des Sterns auch von den Rabbinen adoptirt, wie sie denn der Vorstellung einer Zeit entsprach, die Meteore, astronomische Conjunctionen, Kometen u. dgl. als Boten großer Ereignisse zu nehmen gewohnt war. Wenn nun ferner nach Jes. 60 in der messianischen Zeit die fremden Völker eine Wallfahrt nach Jerusalem antreten sollen, die mit einem über der Stadt aufgegangenen Lichte in Verbindung gesetzt wird, und die den Zweck hat, dem Volke des Heils als Huldbigung alle köstlichen Gaben der Erde darzubringen, so sind die sämtlichen Elemente gegeben, aus denen die Sage von den Weisen des Morgenlands sich zusammenwebte. Die weitere Erzählung, wie nun Herodes dem Kinde nach dem Leben trachtet, hat zunächst ihre Analogie in ähnlichen Kindheitsgeschichten des Cyrus bei Herodot, des Romulus bei Livius, des Augustus bei Sueton, vor allem aber auch in der Erzählung vom ausgesetzten Moseskindelein. Diese letztere Sage hat auch der Christlichen die einzelnen Züge geliehen. Wie Pharao die sämtlichen Knäblein Aegyptens zu tödten gebietet, so läßt Herodes alle Kinder Bethlehems umbringen, die unter zwei Jahren sind. Insbesondere die von Josephus berichtete Relation, daß Pharao die Knäblein der Hebräer darum habe umbringen lassen, weil seine Schriftdeuter ihm eröffneten, es werde ein Kind geboren werden, das den Israeliten aufhelfen, die Aegypter aber demüthigen werde¹, ist das Schema, nach dem die Christliche Dichtung gearbeitet hat. Die Flucht nach Aegyptenland entspricht Moses Flucht nach Midian und die Worte des Engels, die Jesu Rückkehr nach Palästina gestatten, sind dieselben, die auch Moses Heimkehr aus Aegypten motiviren, so daß der Dichter sogar der Analogie sich vollkommen bewußt war. Gerade Aegypten aber wurde als Asyl Jesu bezeichnet im Hinblick auf Hos. 11, 1: aus Aegypten rief ich meinen Sohn, ähnlich wie kurz zuvor die Geburt des Nazarethaners mit Rücksicht auf Micha 5, 1 nach Bethlehem verlegt worden war. So ist von der Erzeugung bis zum ersten Tempelbesuch Jesu in

¹ Jos. Ant. II; 9, 2.

seinem zwölften Jahre, die nach Strauß den Urtheilspruch des zwölfjährigen Salomo (1 Kön. 3, 23) zum Vorbild hat, die ganze Jugendgeschichte Jesu als mythischer Reflex alttestamentlicher Vorbilder zu achten.

In Betreff des Verhältnisses Jesu zum Täufer wird ein ursprünglicher Zusammenhang Jesu mit der durch Josephus bezugten Taufbewegung angenommen, dagegen der Bericht, daß Johannes selbst sich als Vorläufer Jesu bezeichnet habe, mit der Thatsache widerlegt, daß auch nach seinem Tode die Johannesjünger als gesonderte Partei fortbestanden haben und sich mit nichten an Jesum angeschlossen.

In Betreff der Versuchungsgeschichte widerspricht Strauß sowohl der Visionshypothese als der Ansicht, daß Jesus die Versuchungen seines Amtes in Gestalt einer Parabel gebracht habe, es handle sich nicht um eine Dichtung Jesu, sondern um eine Dichtung über Jesus. Die gesammte christliche Uranschauung setzte Christus in ein persönliches Feindschaftsverhältniß zum Satan. Christus ist erschienen, um die Werke des Teufels zu zerstören (1 Joh. 3, 8). Der Teufel ist Jesu Feind und säet Unkraut zwischen den guten Samen, (Matth. 13, 39), er stellt Jesus nach (Joh. 14, 30) und ebenso den Frommen. (Eph. 6, 11). So lag es nahe, diesen Gedanken (Joh. 14, 30) „es kommt der Fürst der Welt und hat nichts an ihm“, symbolisch einzukleiden in die Geschichte einer Begegnung des Messias und des Satans, wobei der Letztere, wie im Buch Hiob, als Versucher erscheint. So war, nach rabbinischer Sage, dem Vater Abraham, vor der Opferung des Isaak, und dem Stammherrn David bei Zählung des Volks der Satan persönlich in den Weg getreten, so mußte auch der Messias in persönlichem Zwiegespräch sich mit dem Teufel auseinandersetzen. An den Anfang der Laufbahn wird diese Versuchung gestellt, damit Jesus, wie Herkules am Scheidewege noch wirklich die Macht habe, sich für das Böse zu entscheiden. In der Wüste findet sie statt, weil diese der Wohnsitz der Teufel ist, und weil Jesus dort, nach Moses und Elias Weise, in Beten

und Fasten sich auf sein Amt rüstet. Wie Israel 40 Jahre in der Wüste versucht ward, (1 Cor. 10, 6), so der Repräsentant Israels, der Messias, 40 Tage. Nach der gleichen Analogie mußte der Messias zuerst durch Hunger versucht werden, wie das Volk Israel in der Wüste hauptsächlich durch Hunger versucht worden war. Die zweite Versuchung war durch Ps. 91, 1 an die Hand gegeben, wo dem Frommen verheißen wird, die Engel würden ihn auf Händen tragen, was schwärmerisch erprobt werden konnte. Die dritte Versuchung ist, die Israel durch seine gesammte Urgeschichte begleitende der Abgötterei, die nichts anderes ist als ein Anbeten des Satans. Daß nach bestandener Versuchung Jesus aber von Engeln erquickt wird, ist theils der Geschichte des Propheten Elias nachgebildet, dem ein Engel Speise brachte, theils der Erzählung vom Mannah in der Wüste, das (Ps. 18, 24, LXX) ein Brot der Engel heißt.

Das folgende Capitel über den Schauplatz und die Chronologie des öffentlichen Lebens Jesu bietet zu mythischer Erklärung weniger Anlaß, um so schärfer geht Strauß hier mit den harmonistischen Künften der Ausleger in's Gericht, indem er jedes Evangelium in seine Meinung wieder einsetzt, während man sonst gewohnt war, dem einen Schriftsteller die Meinung des andern und allen zusammen die eigene aufzuzwingen. Auch die Abschnitte über den Plan Jesu haben eben darin ihren Schwerpunkt, daß sie zeigen, wie mit dem Matthäusverbot an die Jünger, die Grenzen Judäa's zu überschreiten, die Lukaspraxis nicht stimmt, in der Jesus selbst in Samarien wirkt, und wie die Geschichte von der Kanaanäerin, die als Fremde zurückgestoßen wird, die von der Samariterin am Brunnen, mit der Jesus selbst anknüpft, zum Räthsel macht. Springt in diesen Abschnitten die Unzulänglichkeit einer Sachkritik vor beendeter Quellenkritik vielleicht am deutlichsten in's Auge, so haben sie doch das große Verdienst, gezeigt zu haben, daß es mit dem alten harmonistischen Zueinanderchieben der Geschichten nicht gethan sei, da diese Erzählungen sich ihrem Inhalt nach einfach ausschließen. Das gleiche Scharfrichteramt

an der Harmonistik vollziehen auch die letzten Abschnitte über die Tempelreinigung und die Salbung, unter welchen insbesondere der zweite ein Musterstück einer umsichtigen Specialuntersuchung genannt werden muß.

Bis zu diesem Punkte war die Untersuchung mit dem Schlusse des ersten Bandes, der Ende Mai 1835 hinausgegeben wurde, gebiehn und schon diese Veröffentlichung reichte hin, Straußens Entlassung aus seiner Stelle am Stift zu bewirken. Die nächste Wirkung davon war, daß der stärkere zweite Band schon im Oktober desselben Jahres erscheinen konnte, datirt von Ludwigsburg, wohin man den kühnen Kritiker als Professoratsverweiser gemiesen hatte. Man hat es Strauß zur Ehre anzurechnen, daß er unverschüchtert durch den Schlag von außen die Untersuchung zu Ende führte, wie er sie begonnen.

Vielmehr bildet gerade die entscheidende Untersuchung, die über die Wunder Jesu, des neuen Bandes ersten Abschnitt. Gemäß seiner Hypothese über die Entstehung religiöser Mythen, stellt Strauß hier sofort den Beweis voraus, daß das jüdische Volk von seinem Messias Wunder erwartete, woraus die Disposition der Gemeinde sich erkläre, ihrem Messias auch Wunder zuzuschreiben. Umso mehr wird jede Erzählung als Dichtung, Sage, Mythos zu fassen sein, deren Entstehung sich so leicht erklärt, deren Geschichtlichkeit aber irgend schwereren Bedenken unterliegt. Das Verfahren ist also auch hier summarisch, wie das nach Lage der Acten und dem Stande der Untersuchung nicht anders sein konnte. Da in der That, wie Strauß nachwies, eine übereinstimmende Relation nirgends, sondern nur schwankende und widerspruchsvolle Berichte unerhörter Ereignisse vorlagen, mußte vorläufig allen Kategorien von Wundern, den Heilungen von Dämonischen, Aussätzigen, Blinden und Paralytischen, den unwillkürlichen Heilungen, wie denen in die Ferne, den Todtenerweckungen, wie den verschiedenen See- und Speisungsgeschichten der Glaube versagt werden, da sie alle nur als Specialisirungen dessen erschienen, was Jesaja 35, 5 von der messianischen Zeit vorher sagte: „dann

und Fasten sich auf sein Amt rüstet. Wie Israel 40 Jahre in der Wüste versucht ward, (1 Cor. 10, 6), so der Repräsentant Israels, der Messias, 40 Tage. Nach der gleichen Analogie mußte der Messias zuerst durch Hunger versucht werden, wie das Volk Israel in der Wüste hauptsächlich durch Hunger versucht worden war. Die zweite Versuchung war durch Ps. 91, 1 an die Hand gegeben, wo dem Frommen verheißten wird, die Engel würden ihn auf Händen tragen, was schwärmerisch erprobt werden konnte. Die dritte Versuchung ist, die Israel durch seine gesammte Urgeschichte begleitende der Abgötterei, die nichts anderes ist als ein Anbeten des Satans. Daß nach bestandener Versuchung Jesus aber von Engeln erquickt wird, ist theils der Geschichte des Propheten Elias nachgebildet, dem ein Engel Speise brachte, theils der Erzählung vom Mannah in der Wüste, das (Ps. 18, 24, LXX) ein Brot der Engel heißt.

Das folgende Capitel über den Schauplatz und die Chronologie des öffentlichen Lebens Jesu bietet zu mythischer Erklärung weniger Anlaß, um so schärfer geht Strauß hier mit den harmonistischen Künsten der Ausleger in's Gericht, indem er jedes Evangelium in seine Meinung wieder einsetzt, während man sonst gewohnt war, dem einen Schriftsteller die Meinung des andern und allen zusammen die eigene aufzuzwingen. Auch die Abschnitte über den Plan Jesu haben eben darin ihren Schwerpunkt, daß sie zeigen, wie mit dem Matthäusverbot an die Jünger, die Grenzen Judäa's zu überschreiten, die Lukaspraxis nicht stimmt, in der Jesus selbst in Samarien wirkt, und wie die Geschichte von der Kanaanäerin, die als Fremde zurückgestoßen wird, die von der Samariterin am Brunnen, mit der Jesus selbst anknüpft, zum Räthsel macht. Springt in diesen Abschnitten die Unzulänglichkeit einer Sachkritik vor beendeter Quellenkritik vielleicht am deutlichsten in's Auge, so haben sie doch das große Verdienst, gezeigt zu haben, daß es mit dem alten harmonistischen Zueinanderchieben der Geschichten nicht gethan sei, da diese Erzählungen sich ihrem Inhalt nach einfach ausschließen. Das gleiche Scharfrichteramt

an der Harmonistik vollziehen auch die letzten Abschnitte über die Tempelreinigung und die Salbung, unter welchen insbesondere der zweite ein Musterstück einer umsichtigen Specialuntersuchung genannt werden muß.

Bis zu diesem Punkte war die Untersuchung mit dem Schlusse des ersten Bandes, der Ende Mai 1835 hinausgegeben wurde, gebiehn und schon diese Veröffentlichung reichte hin, Straußens Entlassung aus seiner Stelle am Stift zu bewirken. Die nächste Wirkung davon war, daß der stärkere zweite Band schon im Oktober desselben Jahres erscheinen konnte, datirt von Ludwigsburg, wohin man den kühnen Kritiker als Professoratsverweser gewiesen hatte. Man hat es Strauß zur Ehre anzurechnen, daß er unverschüchtert durch den Schlag von außen die Untersuchung zu Ende führte, wie er sie begonnen.

Vielmehr bildet gerade die entscheidende Untersuchung, die über die Wunder Jesu, des neuen Bandes ersten Abschnitt. Gemäß seiner Hypothese über die Entstehung religiöser Mythen, stellt Strauß hier sofort den Beweis voraus, daß das jüdische Volk von seinem Messias Wunder erwartete, woraus die Disposition der Gemeinde sich erkläre, ihrem Messias auch Wunder zuzuschreiben. Umso mehr wird jede Erzählung als Dichtung, Sage, Mythos zu fassen sein, deren Entstehung sich so leicht erklärt, deren Geschichtlichkeit aber irgend schwereren Bedenken unterliegt. Das Verfahren ist also auch hier summarisch, wie das nach Lage der Acten und dem Stande der Untersuchung nicht anders sein konnte. Da in der That, wie Strauß nachwies, eine übereinstimmende Relation nirgends, sondern nur schwankende und widerspruchsvolle Berichte unerhörter Ereignisse vorlagen, mußte vorläufig allen Kategorien von Wundern, den Heilungen von Dämonischen, Aussätzigen, Blinden und Paralytischen, den unwillkürlichen Heilungen, wie denen in die Ferne, den Todtenerweckungen, wie den verschiedenen See- und Speisungsgeschichten der Glaube versagt werden, da sie alle nur als Specialisirungen dessen erschienen, was Jesaja 35, 5 von der messianischen Zeit vorher sagte: „dann

werden aufgethan werden die Augen der Blinden und die Ohren der Tauben werden hören, dann wird auffspringen wie ein Hirsch der Lahme, und es jubelt die Zunge des Stummen". Sowohl die Vergleichung der einzelnen Berichte, als die Prüfung des geschichtlichen Inhalts ist dabei von höchster Umsicht und Pünktlichkeit, wie denn gerade der Schwerpunkt der kritischen Untersuchungen in diese Abschnitte fällt, die mit ihrer Persiflage des Dr. Paulus der natürlichen Wundererklärung ein für alle Mal das Lebenslicht ausgeblasen haben.

Von den Wundern, die Jesus gethan, wendet sich der zweite Abschnitt zu den Wundern, die an Jesus geschehen sind, so zunächst zur Verklärungsgeschichte. Sowohl die Olshausensche Annahme eines inneren Läuterungsprocesses, vermöge dessen die künftige Herrlichkeit des verklärten himmlischen Christus, sei es transparent, sei es phosphorescirend, schon jetzt auf einen Moment hervorgeleuchtet habe, als die rationalistische Abendsonnenvergoldung erhalten ihren verdienten Bescheid; das Erscheinen sowohl des begrabenen Moses als des gegen Himmel gefahrenen Elias wird gegen den unerlaubten Rationalisirungsversuch, sie in Traumbilder der drei schlafenden Jünger umzusetzen, textgemäß festgehalten, schließlich aber auch dem angeblichen Glauben der Supra-naturalisten ein unerbitterliches *cui bono?* gegenübergestellt. Den Kern des Mythos findet Strauß in diesem Fall in der Mtth. 5, 11 berührten jüdischen Erwartung, daß ein Prophet wie Moses oder auch Elias das messianische Reich inauguriren werde. So sollten in der That die beiden großen Zeugen des alten Bundes zur Beglaubigung des Messias erschienen sein. Für das Einzelne hat dann die Geschichte von Mose Weilen auf dem Berge Sinai die Züge geliefert. Moses nimmt auf den Berg Aaron, Nadab und Abihu mit, so Jesus Simon, Johannes und Jakobus. Auch die Wolke 2 Mos. 24, 16 geht in die synoptische Erzählung über und ebenso wird das glänzende Angesicht Moses auf Jesum übertragen. Damit war der zweite Gesetzgeber dem ersten zur Seite gestellt und eben in diesem Interesse ist der Anlaß der Sagenbildung zu suchen.

Von da ab wird die mythische Erklärung der Geschichte Jesu wieder mit einer einfachen kritischen Prüfung der Berichte vertauscht, um auch an dem relativ bestbezeugten Abschnitt des Lebens Jesu, der Reise nach Jerusalem und der Passionsgeschichte darzutun, wie bei den steten Widersprüchen und Abweichungen der Referate von einem im strengen Sinn geschichtlichen Wissen nicht geredet werden könne. Ebenso kommt bei den Erzählungen von der Auferstehung Jesu die Untersuchung zu dem Resultat, daß wenn die einzelnen Referenten nur in wenigen Punkten zusammenstimmen, wenn die Localbezeichnung des Einen die von den Uebrigen berichtete ausschließt; die Zeitbestimmung eines Andern für die Erzählungen der Uebrigen keine Frist läßt; die Zählung eines Dritten ohne alle Rücksicht auf die andern angelegt ist; endlich unter mehreren von verschiedenen Referenten berichteten Erscheinungen jede die letzte sein will und doch mit den übrigen nichts gemein hat: so müsse man absichtlich blind sein wollen, wenn man nicht anerkenne, daß keiner der Berichterstatter das, was der andere berichtet, kannte und voraussetzte, daß jeder die Sache wieder anders gehört hatte, daß somit über die Erscheinungen des auferstandenen Jesus frühzeitig nur schwankende und vielfach variierte Gerüchte im Umlauf waren. Daß Strauß freilich die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung erst nach Galiläa verlegt und als ein Product der nachträglich wieder erstarkenden messianischen Hoffnungen betrachtet, dürfte heute niemanden mehr als eine psychologisch glückliche Hypothese einleuchten, sie hängt vielmehr mit der Neigung zusammen, dem Mythos eine längere Zeit zur Entstehung zu gönnen, während es sich hier offenbar nicht um langsam sich bildende Mythen, sondern um rasch eintretende Visionen der Gemüther handelte.

Glücklicher ist die mythische Interpretation der Himmelfahrt, deren erster Keim in dem Worte Jesu bei Matthäus gesucht wird, daß er fortan werde gesehen werden zur Rechten der göttlichen Kraft (26, 64), eine Aeußerung die ihm gemäß der messianischen Weissagung Ps. 110, 1 in den Mund gelegt wurde. Ursprünglich nun scheint der Hin-

gang zum Vater als mit der Auferstehung verknüpft gedacht worden zu sein, je mehr aber die einzelnen Erscheinungsgeschichten Consistenz gewannen, um so dringender regte sich das Bedürfnis, zu einem äußerlichen Abschluß zu gelangen. Erwartete man zudem nach Daniel den Menschensohn sichtbar auf den Wolken des Himmels, so ergab es sich von selbst, seinen Hingang zum Himmel als sichtbares Aufsteigen auf einer Wolke vorzustellen. Die alttestamentlichen Vorbilder waren in Henoch und Elias zur Hand, sowie insbesondere im Scheiden des Moses, der den Augen der Seinen nach Josephus gleichfalls in einer Wolke entzogen ward¹.

Damit wäre denn das Geschäft der mythischen Ableitung des Lebens Jesu vollbracht. Es liegt in der Art neuer Hypothesen, daß sie, weil sie Einiges in der That erklären, meinen, Alles erklären zu müssen. So hat auch hier der Versuch der mythischen Erklärung sehr viel mehr auf seine Schultern genommen, als er dauernd zu tragen vermochte. Die Evangelien erklären sich so wenig ausschließlich aus der mythenbildenden Thätigkeit der Gemeinde, eine Annahme, gegen die Strauß übrigens selbst protestirt, als sie sich aus irgend einer der andern Hypothesen ausschließlich erklären. Sie sind überhaupt nicht aus einer Formel zu deduciren, sondern nach speciellster Untersuchung alles Einzelnen, als sehr complicirte historische Producte zu verstehen. Doch lag es im Geiste der Zeit, ein religiöses Gegebenes einfach als Reflex der Idee zu begreifen. So kam Strauß auf die Lösung, die unter allen die radicalste und für das populäre Bewußtsein die unannehmbareste war. Der Verfasser gibt sich über den letzteren Umstand auch durchaus keiner Täuschung hin. „Durch die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen, so beginnt er seine Schlußabhandlung, ist, wie es scheint, alles, was der Christ von seinem Jesus glaubt, vernichtet, alle Ermunterungen, die er aus diesem Glauben schöpft, sind ihm entzogen, alle Tröstungen geraubt. Der unendliche Schatz von Wahrheit und Leben, an welchem seit

¹ Jos. Ant. IV; 4, 8.

achtzehn Jahrhunderten die Menschheit sich groß genährt, scheint hiermit verwüftet, das Erhabenste in den Staub gestürzt, Gott seine Gnade, dem Menschen seine Würde genommen, das Band zwischen Himmel und Erde zerrissen zu sein“. Die Antwort, die der Schüler Hegel's auf alle diese Einwürfe gibt, ist die, daß nicht Thatfachen des Lebens Jesu, die nach genauer Prüfung nie existirten, alle jene segensreichen Erfolge herbeigeführt, sondern daß diese Erfolge vielmehr Wirkungen der Idee von Christo seien, deren ewige Wahrheit auch der Philosoph nicht bestreite. Vielmehr ist derselbe mehr als jeder Andere sich bewußt, daß wie der Inhalt der Religion überhaupt, so insbesondere der der christlichen, identisch mit der höchsten Wahrheit sei. Nachdem er nun in einem dogmengeschichtlichen Abriß gezeigt, wie die Geschichte der Christologie die Geschichte ihrer Selbstauflösung sei, unternimmt er es, als ideale Wahrheit zu reconstruiren, was er als empirische Wirklichkeit verneint hat. Er geht dabei aus von dem Satze Kant's, daß das gute Princip nicht bloß zu einer gewissen Zeit, sondern vom Ursprung des menschlichen Geschlechts an unsichtbarerweise vom Himmel in die Menschheit herabgekommen, sowie von dem Schelling'schen Wort: die Menschwerdung Gottes ist eine Menschwerdung von Ewigkeit. Kant hatte unter jenem Satz die moralische Anlage verstanden, die dem menschlichen Geschlecht von Haus aus angeboren sei, Schelling verstand unter der ewigen Menschwerdung Gottes den Proceß, wie das Unendliche in Menschen als ein Endliches zu Bewußtsein gelangt. So erscheint das Endliche in seinem Unterschied von dem Unendlichen, mit dem es doch eins ist, als ein leidender und den Verhältnissen der Zeit unterworfenener Gott. Die neueste Philosophie, d. h. Hegel, Marheineke, Daub, Rosenkranz führten diesen Schelling'schen Gedanken weiter. Wenn Gott Geist ist, ist er vom Menschen, der auch Geist ist, nicht verschieden. Daraus folgt, daß Gott nicht als sprödes Unendliches außer und über dem Unendlichen verharret, sondern daß er in dasselbe eingeht. Endlichkeit, Natur und menschlicher Geist setzt Gott als seine Entäußerung, aus der er

eben so wieder in die Einheit mit sich selbst zurückkehrt. Dieser Proceß ist aber ein ewig nothwendiger. Wirklicher Geist ist der unendliche nur, wenn er zu endlichen Geistern sich erschließt, wie der endliche Geist nur dann wahrer ist, wenn er in den unendlichen sich vertieft. Das wahre und wirkliche Dasein des Geistes also ist nicht Gott für sich, sondern der Gottmensch (d. h. Gott in der Menschheit), weder allein seine Unendlichkeit, noch allein seine Endlichkeit, sondern die Bewegung des Sichhingebens und Zurücknehmens zwischen beiden, welche von göttlicher Seite Offenbarung, von menschlicher Religion ist.

Dieser ewige Proceß ist es, dessen Vorstellung den Inhalt der verschiedenen Religionen bildet und der am vollkommensten vorgestellt wird, in der christlichen Religion. So lange der Mensch sich selbst noch nicht als Geist weiß, kann er auch Gott noch nicht als Menschen wissen; ist er noch natürlicher Geist, so vergöttert er die Natur; als gesellschaftlicher Geist, der seine Natürlichkeit nur erst auf äußerliche Weise bemeistert, wird er Gott als Gesetzgeber sich gegenüberstellen. Allein die Natürlichkeit wird ihres Verderbens inne, die Gesetzmäßigkeit ihrer Unzulänglichkeit, und so erwacht das Bedürfnis, für die Natürlichkeit einen Gott zu haben, der sie über sich erhebe, und für die Gesetzmäßigkeit einen Gott zu haben, der sich zu ihr herunterlasse. Ist die Menschheit einmal dazu reif, die Wahrheit, daß Gott Mensch, der Mensch göttlichen Geschlechts, als ihre Religion zu haben: so muß, da die Religion die Form ist, in welcher die Wahrheit für das gemeine Bewußtsein wird, jene Wahrheit auf eine gemeinverständliche Weise, als sinnliche Gewißheit erscheinen, d. h. die Menschheit wird sich ein menschliches Individuum vorstellen, welches als der gegenwärtige Gott gewußt wird. Sofern dieser Gottmensch das jenseitige göttliche Wesen und das diesseitige menschliche Selbst in Eins zusammenschließt, kann von ihm gesagt werden, daß er den göttlichen Geist zum Vater und eine menschliche Mutter habe; sofern sein Selbst sich nicht in sich, sondern in die absolute Substanz reflectirt, nichts für sich, sondern nur für Gott sein will, ist er der Sünd-

lose und Vollkommene; als Mensch von göttlichem Wesen ist er die Macht über die Natur und Wunderthäter; aber als Gott in menschlicher Erscheinung ist er von der Natur abhängig, ihren Bedürfnissen und Leiden unterworfen, befindet sich im Stande der Erniedrigung. Der Tod des Gottmenschen endlich ist die Aufhebung seiner Entäußerung und Niedrigkeit, positiv gewendet die Erhöhung und Rückkehr zu Gott, und so folgt auf den Tod die Auferstehung und Himmelfahrt.

Die Lehre von Christus ist mithin nichts als die vorstellungsmäßige Anschauung des göttlichen Weltprocesses, in dem das Unendliche endlich, der absolute Geist bewußter menschlicher Geist wird und zu seinem reinen Sein zurückkehrt. Was von dem Wissenden als ewiger Weltproceß begriffen wird, das wird von dem Gläubigen als einmaliger äußerer Vorgang, der sich aber stets in jedem Gemüth wiederholen soll, vorgestellt. Beide aber haben dieselbe Wahrheit, der Eine begrifflich, der Andere vorstellungsmäßig, und eben jene Wahrheit hat diese Vorstellung erzeugt, die als einzelne Geschichte, wie dieses Buch gezeigt, niemals wirklich gewesen ist, aber täglich wahr ist in der ewigen Menschwerdung Gottes und Rückkehr zu sich selbst. So ist aus dem Begriff Gottes und des Menschen in ihrem gegenseitigen Verhältnis die Wahrheit der kirchlichen Vorstellung bestätigt.

Die mythische Erklärung läßt mithin die ideale Wahrheit unangetastet, denn eben die Einkleidung der Idee als einzelne Geschichte nennen wir Mythos. Wenn dagegen die orthodoxe Hegel'sche Schule noch einen Schritt weiter gehend die Realität der Idee in Christo behauptet und den Gläubigen zugestehen will, daß in einem Individuum die Gottheit selbst, voll und spezifisch, Mensch geworden und ihr göttliches Wesen menschlich realisiert habe, so bemerkt Strauß hiegegen: das das nicht die Art sei, wie die Idee sich verwirkliche, daß sie in ein Exemplar ihre ganze Fülle ausschütte und gegen alle andern geize, sondern in einer Mannfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, im Wechsel sich setzender und wieder aufhebender Individuen, liebt sie

ihren Reichthum auszubreiten. Also eben, weil eine zum Individuum gewordene Idee ein dreieckiges Viereck wäre, bleibt es dabei, daß die Menschwerdung Gottes täglich wahr ist in der Menschheit, aber niemals wirklich gewesen ist als individuelle Geschichte. Als Subject der Prädicate, die die Kirche Christus beilegt, ist vielmehr die Idee der Menschheit zu setzen. In einem Individuum, einem Gottmenschen, gedacht, widersprechen sich die Eigenschaften und Functionen, welche die Kirchenlehre Christo zuschreibt: in der Idee, der Gattung, stimmen sie zusammen. Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott; sie ist der Unschuldige: sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und gegen Himmel Fahrende, sofern aus der Negation ihrer Natürllichkeit ihre Rückkehr zu Gott entspringt. Wie das Leiden der Isis und des Osiris die Geschichte Aegyptens symbolisirt, so das Leiden Christi die Geschichte der Menschheit.

Nun aber handelte es sich bei der Erklärung des Christenthums nicht um eine geschichtliche, sondern um eine lebende Religion. Wenn der christliche Prediger die heilige Geschichte reproducirt, mit dem Bewußtsein des Wissenden, einen Mythos vorzutragen, der den Weltproceß symbolisirt, so muß er sich selbst wie einer jener betrügerischen Hierophanten vorkommen, die das Volk verehren lassen, was sie selbst ganz anders deuten. Daß eine so zweideutige Stellung eines Mannes nicht würdig sei, fühlt auch Strauß und so läuft die Schlußabhandlung auf die Frage hinaus, sind heute noch wissenschaftlich gebildete Prediger möglich, nachdem die Wissenschaft erkannt hat, daß die Beziehung der Prädicate der Menschwerdung Gottes auf ein geschichtliches Individuum nur zur volksmäßigen Form dieser Lehre gehört? Die Gemeinde bezieht die kirchliche Christologie auf einen Einzelnen, ihr wissenschaftlich gebildeter Prediger auf die Idee der Menschheit; der Gemeinde gelten die evangelischen Erzählungen als Geschichte,

dem kritischen Theologen guten Theils als Mythe. Bei dieser Sachlage stehen nun nach Strauß vier Wege für den Prediger offen. Erstlich, er theilt sich der Gemeinde mit und sucht auch ihr das Geschichtliche in Ideen aufzulösen, ein Versuch, der nothwendig fehlschlagen muß, weil der Gemeinde alle Prämissen fehlen und den deswegen nur ein fanatisch gewordener Aufklärungstrieb machen könnte. Der zweite Ausweg wäre der, daß der Prediger sich auf den Standpunkt der Gemeinde herabläßt, indem er gemäß der sachlichen Identität von Begriff und Vorstellung, die ideellen Vorgänge als concret historische darstellt. Er denkt dabei an die Idee, die Gemeinde an das Individuum. Sobald nun aber die Gemeinde dahinter kommt, daß er z. B. von der Auferstehung Christi predige, damit aber die Erhebung des Geistes zum Unendlichen meine, wird sie ihn für einen Lügner erklären, da sie von einer Identität von Begriff und Vorstellung weder einen Begriff, noch eine Vorstellung hat. Wird man ihn im ersten Fall aus der Kirche weisen, so wird in diesem ihm selbst das Reden in der Sprache der Gemeinde, die doch seine wahre Meinung durchschaut hat, schließlich unerträglich werden, und er wird von sich aus gehn. Der dritte Weg wäre die Vertauschung der geistlichen Praxis mit der wissenschaftlichen Thätigkeit. Daß der kritische Theologe dabei immer mehr solche heranzieht, die in jenen Conflict hereingerathen, macht freilich für die Kirche das Uebel nur ärger. Andererseits aber wird derjenige, der glaubt, er sei nun hinter die Wahrheit gekommen, er sei in das innerste Mystorium der Theologie eingedrungen, nicht geneigt sein, noch sich verpflichtet fühlen, nun gerade die Theologie zu quittiren. Vielmehr wäre das geradezu eine unnatürliche Zumuthung an einen solchen und für ihn selbst unmöglich. Ist dieser dritte Weg der, den sich Strauß für sich offen hält, so ist der vierte als *via Märklin* zu bezeichnen. Der Prediger wird sich in seiner Mittheilung an die Gemeinde zwar in den Formen der populären Vorstellung halten, aber er wird bei jeder Gelegenheit den geistigen Inhalt, die Wahrheit der Sache durchscheinen lassen und so die

Auflösung jener Formen auch im Bewußtsein der Gemeinde vorbereiten. Thut er das, so wird die Gemeinde von vornherein wissen, daß er nur auf jene Seite Werth lege, was freilich nicht verhindert, daß sie ihn eben wegen dieses Bekenntnisses, je nachdem sie ist, der Unwahrheit bezüchtigt, worauf er entweder sich vorsichtiger an ihren Glauben anstümpfen oder aber am Ende doch aus der Geistlichkeit austreten wird, wie denn in der That der Mann, auf den diese Worte zielen, nach zehnjährigem Laviren schließlich dennoch als Gymnasiallehrer, nicht als Pfarrer geendet hat. Ernstlich also hält Strauß doch nur einen Weg offen und zwar jüst den, den er für sich braucht, den Andern bleibt einfach der Austritt empfohlen.

6. Unhaltbarkeit des Strauß'schen Standpuncts.

Daß die Aufgabe, die sich Strauß gesetzt, eine nach dem Gang der theologischen Discussion gebotene war, haben wir ausdrücklich anerkannt. Nachdem sich ein Theil der evangelischen Geschichte als Mythe erwiesen, war dieser ganze Geschichtsstoff darauf anzusehen, ob er sich besser mythisch oder historisch erklären lasse? Wenn die Antwort zwar die Geschichtlichkeit der Person Jesu nicht bestritt, dennoch aber auch nicht einmal einen Versuch machte, das Historische von Jesu, gegenüber dem Mythischen, festzustellen, so konnte das mit dem Hinweis auf den damaligen Stand der kritischen Frage entschuldigt werden, aber auch dieser Hinweis fehlte. Im Gegentheil ging aus der ganzen Darstellung hervor, daß Strauß zwar die Umrisse des Lebens Jesu und den größeren Theil seiner Reden für historisch halte, aber es fehlte ihm jeder Antrieb, daraus ein Bild des geschichtlichen Christus zu

gewinnen. Ihm war es um die Ermittlung des Geschichtlichen von Jesus überhaupt nicht zu thun, da er als Schüler Hegel's ein größeres Interesse hatte, alles Wesentliche aus der geschichtlichen Entfaltung der Idee herzuleiten, die einzelnen mithandelnden Persönlichkeiten aber zu gleichgültigen dienenden Gliedern herabzusetzen. So ist bei aller sachlichen Berechtigung auch sein Zorn gegen die natürliche Wundererklärung zum Theil doch der Zorn des Hegelianers gegen diejenigen, die zur Erklärung dieser Erzählungen geschichtlicher Veranlassungen bedürfen. Es ist ihm das nichts anderes als „Mangel an Zutrauen zum Geist und zur Idee, als ob diese nicht im Stande wäre, rein aus sich heraus Erzählungen zu erzeugen, sondern es hierzu durchaus einer äußeren, wenn auch noch so zufälligen Begebenheit als Veranlassung bedürfte¹.“ Aus diesem Hegel'schen Schulinteresse, dem die Idee alles, die Person nichts ist, hat Strauß die Frage nach der Person Jesu dahingestellt gelassen und auch nicht einmal einen Versuch gemacht, die Reste geschichtlichen Wissens, die auch ihm übrig geblieben waren, zu sammeln. Natürlich hat er dadurch den Gegensatz gegen sein Buch in ganz überflüssiger Weise verschärft, denn eben das war den Gläubigen das Erschreckende an seinem Unternehmen, daß hier nicht einzelne Bestandtheile der evangelischen Geschichte, sondern das Leben Jesu selbst als Mythos interpretirt ward. Aber das war der Zug der gesammten damaligen Wissenschaft, alles Individuelle in der allgemeineren Vorstellung einer unmittelbaren Thätigkeit des Geistes einzuschmelzen. Herder hatte zuerst die Losung ausgegeben, daß alles Große nicht durch die Kraft eines geschulten Dichters gemacht werde, sondern bewußtlos aus der Seele des Volks quelle, in welcher das Göttliche spricht². Auch in Schleiermacher war die Frömmigkeit ganz allgemein und nicht der einzelne geschichtliche Fromme Producent des Dogma's. Während Hegel das Denken Gottes, die immanente Logik der

¹ L. Jesu. I, 45. — ² Vgl. Julian Schmidt, Charakterbilder aus der Zeitg. Lit. 1875 p. 6 f.

ritäten zu bestreiten, hatte Strauß vollkommen Recht, aber statt nun die zurückgestellten Instanzen wieder in ihre Rechte einzusetzen, läßt er überhaupt keine mehr gelten. Ein Bericht wird durch den andern widerlegt, Matthäus an Johannes, Johannes an Matthäus zerrieben, wobei sich der Kritiker schließlich von der Entscheidung dispensirt, da ihm jeder Bericht durch drei entgegengesetzte aufgehoben erscheint. Und diese Entsagung geht nicht nur auf Einzelnes, sondern auf das Ganze. Da er die einzelnen Facta als unerweisbar betrachtet, abstrahirt er auch von der Geschichtlichkeit dessen, worin die Berichte zusammenstimmen. Während wir argumentiren, da die Substanz aller Berichte von Jesu die Wunderthätigkeit ist, so müssen von Jesu Wirkungen ausgegangen sein, die von den Zeitgenossen als Wunder angesehen werden konnten, sagt Strauß vielmehr, da alle einzelnen berichteten Wunder unmöglich, folglich unhistorisch sind, ist auch die Vorstellung, Jesus habe Wunder gewirkt, lediglich aus der Meinung der Juden zu erklären, der Messias müsse ein Wunderthäter sein. Während wir genöthigt sind, aus der gleichmäßigen Bezeugung einer Thatsache in allen Berichten zu schließen, daß sie schon in den ältesten Quellen erzählt war und darum uns gedrungen fühlen, nach einem geschichtlichen Kern zu suchen, erkennt Strauß keine derartigen Unterschiede der Bezeugung an, ihm genügt zur Verwerfung der eine oder andere unhistorische Zug oder selbst der gar nichts beweisende Umstand, daß das erste kanonische Evangelium die Erzählung anders berichtet als dreißig Jahre später der dritte, oder fünfzig Jahre später der vierte Evangelist, eine Argumentation, die heute kein Historiker zulassen würde. Nicht als ob dasjenige, was in der ältesten Quelle stand, nun sofort als historisch zu achten wäre — auch erste Quellen sind immer nur Berichte über die Thatsachen und nicht die Thatsachen selbst —, aber wenn schon die Grundschrift eine Erzählung wie die Speisung in der Wüste hatte, dagegen die Erzählung von der Himmelfahrt erst in dem überarbeiteten Markus und bei Lukas auftritt, so werden wir dort nach einem historischen Kerne

suchen, hier nicht. Der einfache dogmatische Schluß: in beiden Erzählungen wird Unglaubliches berichtet, es ist also die eine so mythisch wie die andere, trifft keineswegs zu. Auch wenn wir uns bei jener Speisung in den Schluchten von Gadara nur an die messianischen Versammlungen in der Wüste, von denen Josephus berichtet, erinnert finden, die gleichfalls die Erfüllung irgend eines Zuges aus der Wanderzeit Israels zum Programm nahmen, so rückt die Erzählung damit schon in einen ganz anderen historischen Zusammenhang ein als die zweite, die wesentlich dem Bedürfnis eines literarischen Abschlusses und der Lectüre des Buches Daniel ihren Ursprung verdankt.

Gegenüber der durch Strauß herbeigeführten neuen Sachlage war mithin der Wissenschaft ihre Aufgabe sehr bestimmt vorgezeichnet. Strauß selbst präcisirte sie in der dritten Auflage dahin: „In dem Dunkel, welches die Kritik durch Auslösen aller bisher dafür gehaltenen historischen Lichter angerichtet, muß das Auge erst durch allmähliche Gewöhnung wieder Einzelnes unterscheiden lernen¹.“ Es galt, im Dunkeln weiter tastend, zunächst sichere Orientirungspunkte über den Stand der einzelnen Quellen zu den Thatfachen, über ihre Richtung, ihr Alter, ihre Glaubwürdigkeit zu gewinnen, das Primäre von dem Secundären und Tertiären zu sondern und dann, wie Keim in seinem, diese Entwicklung abschließenden Werke, sich ausdrückt: die Geschichte Jesu mit Entschlossenheit und mit Abweisen alles Schillerns und Vermittelns auf die ältesten Quellen zu stellen².

Die neuere Theologie hat denn auch, nachdem der erste mühevolle Kampf sich gelegt hatte, diese Aufgabe mit Energie in Angriff genommen, freilich nicht in dem orthodoxen Lager, wo man durch Aufwärmen längst veralteter Hypothesen und Illusionen, durch Charlatanerie und Chikanen, durch apologetische Weherufe, Verdächtigen und Absetzen den Krieg fortführte, sondern in der kritischen Schule, deren tapfere Männer mit Strauß die Fackel bezahlten, aber auch den angerichteten Schaden, wenn man von

¹ S. 124. — ² Keim, Jes. v. Naz. III, Vorrede. 3.

einem solchen reden will, wieder gut machten. Wir nennen mit Ehrfurcht die Namen Baur, Zeller, Schwegler und Köstlin, die ihre Kniee nicht gebeugt haben in den Tagen des allgemeinen Abfalls, als es wieder einmal, wie so oft in der christlichen Kirche, hieß: und es heuchelten mit ihnen auch die übrigen Juden, also daß auch Barnabas mitgerissen wurde von ihrer Heuchelei. (Gal. 2, 13.) So wurde denn jetzt die Frage nach den Quellen mit verdoppelter Energie in die Hand genommen und daß das geschah, hat schließlich auch zu positiven Resultaten geführt¹. Das Ergebnis, in wenig Sätze zusammengefaßt, war folgendes. Johannes, der seinen ganzen geschichtlichen Stoff aus Lukas schöpft, bleibt für die Frage nach den Thatsachen überhaupt außer Betracht. Die drei Synoptiker, näher geprüft, ergeben in jedem Fall eine gemeinsame historische Quelle, die über den allgemeinen Verlauf der Lehrthätigkeit und des Lebens Jesu einen in sich geschlossenen Bericht erstattet, der auf erste Zeugen zurückgeht, und in seinen Umrißen durchaus glaubhaft erscheint². Vor Allem aber ist über diese historische Quelle hinaus in den unbezweifelbaren Worten und Gleichnissen Jesu noch ein Schatz historischen Materials enthalten, dem durch einfache Analyse und rein wissenschaftliche Interpretation der ermöglichenden Bedingungen eine Menge thatfächlicher Aussagen abgefragt werden konnten. Man brauchte nur diese Aussagen als Momente eines individuellen Lebens, subjectiven Empfindens, einer privaten Erfahrung in's Auge zu fassen, an dem gegebenen Wort die Spuren vorangegangener Gemüthszustände und Einwirkungen literarischer, zeitgeschichtlicher Verhältnisse zu studiren, so war es nicht nur möglich, von dem Selbstbewußtsein Jesu ein durchaus geschichtliches Bild zu geben, sondern auch in diesen Worten die innere Geschichte dieses Selbstbewußtseins zu verfolgen und an ihnen die Geschichtlichkeit des aus der historischen Quelle erhobenen LebensabrisSES zu prüfen³. Gibt

¹ Vgl. Baur, Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien. Tübingen 1847. — ² Vgl. Holtzmann, Synopt. Evang. Das Lebensbild Jesu nach der Quelle A. Leipzig 1863. S. 468 f. —

³ Vgl. Keim, Die menschliche Entwicklung Jesu. Zürich 1861.

die innere Entwicklungsgeschichte Jesu an sich schon Aufschlüsse genug auch über seinen äußeren Lebensgang, sind einzelne Thatfachen auch durch ächteste Worte, Sprüche und Parabeln bezeugt, so tritt dann als weiteres ergänzendes Material die Zeitgeschichte hinzu, die die Bildungsmomente aufzählt, die an der Geburtsstätte Jesu auf seine Entwicklung einwirken konnten und mußten und die alle bedeutendsten Ereignisse der Zeit Jesu prüft, ob wohl das eine oder andere seine Schatten über seinen Weg geworfen und einen Reflex in seinem Bewußtsein hinterlassen habe¹. An Stelle der rohen Mosaikbilder der Harmonistik und der plumphen natürlichen Wundererklärungen des alten Lebens Jesu ist so eine unendlich feinere Form der mikroskopischen Untersuchung getreten, die jedes kleinste Bruchstück auf seine ursprünglichen Lagerungsverhältnisse untersucht und die, im Fall dasselbe sich als ächt ausweist, mit Vorsicht und Umsicht alle Schlüsse daraus zieht, die aus demselben für den Entwicklungsgang und die Geschichte Jesu gezogen werden können. Allerdings, das alte nicänische Götterbild auf Goldgrund ist aus diesen Processen nicht wieder erstanden, aber, um mit den Worten eines der verdienstvollsten Forscher auf diesem Gebiete zu reden, „ein an wahrhafter Geistesgröße, an positiver Heiligkeit, an in Kampf und Schmerz bewährter Hoheit jenem Heiligenbild ungleich überlegenes, jeder gereiften Religiosität verständlicheres und entsprechenderes Christusbild².“

Daß es dahin kam und kommen konnte, ist aber ganz wesentlich das Verdienst jenes revolutionären Buchs, das denen, die sehen wollten, die Augen dafür aufriß, daß es schlechterdings nicht mehr angehe, in der alten harmonistischen Weise fort zu wirtschaften, sich ausschließende Berichte ineinander zu schieben, Widersprüche zu verschleiern, Ungeheuerlichkeiten zu beschönigen, und das mit klaren Worten heraus sagte, daß das Leben Jesu, wie die ererbte Theo-

¹ Keim, Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volkes. Zürich 1867. — ² Holtzmann, Synopt. 514. Vgl. die Vorrede von Keim, Jesus v. Naz. III, 3 f.

logie es vortrage, weder die wirkliche Meinung der Evangelisten, noch die mögliche Meinung des neunzehnten Jahrhunderts sei, sondern eine Summe exegetischer Gewaltthaten, philosophischer Ungeheuerlichkeiten und halb bewußter, halb unbewußter Selbsttäuschungen.

Ist diese That das eigenste Verdienst von Straußens energischem Wahrheitsfinn und persönlicher Tapferkeit, so fällt dagegen ein letzte Hauptschwäche seines Buchs wesentlich seiner Schule zur Last. Es ist das die grundverkehrte Stellung, die er sich zur Kirche gab. Weil er mit Hegel den Glauben als ein Denken, das Dogma als eine Vorstellung faßte, kam er zu der schiefen Frage, kann der, der diese Vorstellung nicht mehr theilt, ihr Prediger sein? Da nach Strauß selbst niemand mehr die Vorstellungswelt des Evangeliums theilt, wie er das den Supranaturalisten an jeder einzelnen Erzählung schlagend nachwies, hätte überhaupt niemand mehr ein Recht der Predigt, denn das, ob einer meint oder vorgibt, jene Vorstellungswelt zu theilen, kann ihm ein Recht nicht geben, das er an sich nicht hätte. Aber die Religion ist kein Denken und darum handelt es sich hier gar nicht um das Theilen oder Verwerfen von Vorstellungen. Die Religion ist Empfindung. Deshalb sind die Frauen religiöser als die Männer, gerade wie die Männer religiöser als die Frauen sein müßten, wenn sie, wie Hegel behauptet, ein Denken wäre. Unmöglich kann darum das Theilen oder Verwerfen von Vorstellungen, unmöglich können rein logische Operationen darüber entscheiden, ob wir die Religion der Christen haben oder nicht. Ist Religion Empfindung des Absoluten und das Christenthum eine besondere Art der Empfindungsweise, so kann die Probe unseres Christenthums unmöglich darin bestehen, ob wir Jesum mit dem vierten Evangelisten als den Logos der alexandrinischen Religionsphilosophie begreifen oder diese oder jene Erzählung für eine Thatfache halten, sondern darin, ob unsere religiösen Empfindungen harmonisch mit der Bibel zusammenklingen oder mit dem Talmud, dem Koran oder der materialistischen Literatur unserer Zeit? Fühlen wir uns abhängig von einem Gott, der als seine

Ehre eine bestimmte äußere Lebensform von uns verlangt, von einem tyrannischen Willen, in den wir uns fatalistisch zu ergeben haben, von einer Constellation materieller Bedingungen oder von einem Gott, der unser Heil will, dessen ewige Liebe und erlösende Barmherzigkeit wir in unserem Leben, in der Menschengeschichte und in der Einrichtung der Welt fühlend erfahren? Das sind die Empfindungsweisen, die sich nach Moses, nach Muhammed, nach Christus oder nach der nackten Natur benennen und nur danach wird es sich entscheiden lassen, welcher Form der Religion wir angehören. Auf die Frage: kann ein modern gebildeter Theologe noch mit gutem Gewissen Prediger der Gemeinde sein? wüßten wir also keine andere Antwort als die, wenn er christlich empfindet und sein Leben mit dieser Empfindungsweise stimmt: ja, wenn nicht: nein, und wenn er hundert Mal alle Vorstellungen der Gemeinde theilte. Dieser Maßstab ist aber auch darum vollkommen unbedenklich, weil eine der christlichen entgegengesetzte Weltanschauung auch eine andere Empfindungsweise erzeugen wird, die dem Ungläubigen das Predigen und den Gläubigen seine Predigt von selbst entleidet. Gottvertrauende Atheisten, bußfertige Materialisten, wiedergeborene Epikuräer wird es nicht geben, eben darum aber wollen wir die Frömmigkeit zum Maß der kirchlichen Berechtigung machen und nicht die Vorstellung.

Aber es sei, daß zur Zugehörigkeit zur Kirche Christi die Religion Christi, d. h. seine Art, das Absolute aufzunehmen im Gefühl, nicht hinreiche, sondern daß auch eine specifische Stellung zu seiner Person hinzukommen müsse, so ist dennoch der Strauß'sche Verzicht weder speculativ noch geschichtlich begründet. Wenn Strauß läugnet, daß es die Art der Idee sei, ihre Vollkommenheit in einem Wesen zu realisiren und darum meint, es könne von einem Glauben an Jesum bei einem philosophisch Gebildeten nicht mehr die Rede sein, so läuft auch hier wieder der Irrthum mit unter, daß das Object des religiösen Glaubens philosophisch construirt werden will. Nur darum handelt es sich, ob unser religiöses Bewußtsein, wie es einen liebenden Gott als Harmonie,

einen auf seine Ehre eifersüchtigen Gott als Dissonanz empfindet, und darum die Existenz des einen läugnet, die des andern nach seinen Gesetzen voraussetzen muß, ob dieses religiöse Bewußtsein nicht ebenso die Realität des Ideals nach den Nothwendigkeiten seiner Organisation setzen müsse 'als eine unmittelbare Thatsache seines Gefühls, als religiöse Grundanschauung? Wir behaupten das eben so fest, als wir es zu der Normalität des religiösen Bewußtseins rechnen, sich von Gott abhängig zu fühlen. Der Glaube an die Realität des Ideals gehört uns ebenso zu den normalen Functionen eines entwickelten religiösen Bewußtseins als der Gottesglaube. Alle unsere Freundschaft, alle unsere Liebe lebt von dem Glauben, daß das Ideale auf Erden wirklich werden könne und dieser Glaube, religiös gewendet, spricht sich im alten Testamente als messianische Hoffnung, in dem neuen als Glaube an Jesum, als den Messias aus. Es ist also durchaus nicht lediglich Inconsequenz von Schleiermacher gewesen, den Glauben an einen geschichtlichen Erlöser aufzunehmen in den Zusammenhang eines Systems, das doch nur Aussagen des religiösen Selbstbewußtseins zu seiner Glaubenslehre verwenden wollte. Wir rechnen den Glauben an die Wirklichkeit des Ideals in der That zu den nothwendigen Aussagen unseres frommen Abhängigkeitsgefühls. Der That nach ist dieser Glaube auch in allen Religionen mitgesetzt, sei es in dem Verhältniß derselben zu ihren Göttern oder zu ihrem Stifter, sei es in der Form der messianischen Hoffnung, sei es in der eschatologischen Erwartung, die auf die bessern Wesen der andern Welt diese Forderung bezieht.

Gehen wir nun aber geschichtlich zu Werk, in welchem Falle es sich nicht um die Bedeutung Jesu für unsere Frömmigkeit, sondern um das Wissen von seinem irdischen Leben handelt, so gelangt selbst die rein historische Untersuchung, wie schon angedeutet, zu einem Ergebnis, das keineswegs der kirchlichen Bedürfnisse in der Weise spottet, wie Strauß meint. Es ist nicht der rationalistische Menschenfreund, auch nicht der „in den Hochgeschmack der Wehmuth getauchte Genius des Romantikers Schleiermacher“, der

uns als Ergebnis unseres historischen Forschens übrig bleibt, sondern der historische Messias, dessen Ahnung ein Jahrtausend durch die Geschichte des religiös begabtesten Volkes wandelte, der als der Erschienene mit der festesten Ueberzeugung von denen ergriffen ward, die ihn allein wirklich kannten und den die Folgezeit als solchen erwiesen hat, durch eine religiöse Umwälzung, gegen die alle andern ein Kinderspiel heißen müssen. Jesus historisch, im Zusammenhang seiner Volksgeschichte, das heißt eben als Messias begriffen, schließt jene religiöse Betrachtungsweise seiner Person nicht aus, sondern verlangt sie, obwohl wir uns hüten, unserem Glauben an die Wirklichkeit des Ideals auf die historische Prüfung des Lebens Jesu Einfluß zu verstaten, wie anderseits eine geschichtliche Widerlegung der Idealität Jesu zwar unseren Glauben an diesen, nicht aber die an die Realität des Ideals zerstören würde. Weder historisch, noch philosophisch, noch religiös finden wir darum die Resultate von Strauß haltbar, und wenn die neuere Theologie gänzlich abgekommen ist von der Hegel'schen Construction des Dogma's und sich durchweg auf den Boden Schleiermacher's stellt, so ist es eben darum, weil die Hegel'sche Fassung des Glaubens als eines Denkens consequent auch zur kritischen Auflösung jedes positiven Glaubens führt und damit die Theologie selbst verneint.



Drittes Buch.

Der Leben-Jesu-Streit.



1. Abgesetzt und versetzt.

Als die württembergische Regierung gegen Strauß einschritt, lag der zweite Band des Lebens Jesu noch nicht vor. Allerdings ließ sich voraussehen, daß ein Buch, das die Rechnung so angelegt hatte wie dieses, zu einem ausschließlich negativen Ergebnis gelangen werde. Die radicalen Rathschläge des jungen Schriftstellers in Betreff des geistlichen Amtes waren dagegen keineswegs vorherzuberechnen, im Gegentheil führte Strauß noch im Juli der Behörde gegenüber den Beweis, daß Anhänger seines Buchs im Kirchendienst eben so gut eine segensreiche Wirksamkeit finden könnten als anderweite Rationalisten. Erst unter dem Eindruck der erfahrenen Mißhandlung schrieb er jene Schlußworte seines zweiten Bandes, die eine indirecte Aufforderung zum Austritt aus dem Kirchendienst sind und der Behörde die Worte in's Angesicht werfen, daß es derer bereits genug gebe, die ihre wahre Meinung verbergen, so daß man sich nicht zu bemühen brauchte ihrer mehrere zu machen. „Aber auch deren gibt es noch, schließt er mit edlem Stolze, welche unerachtet solcher Anfechtungen doch frei bekennen, was nicht mehr verborgen werden kann — und die Zeit wird lehren, ob mit diesen oder jenen der Kirche, der Menschheit, der Wahrheit besser gedient ist“.

In der That war das Verfahren, das von Seiten der Vorgesetzten gegen Strauß eingeschlagen wurde, ganz geeignet, ihn mit bitterster Menschenverachtung zu erfüllen. Bei der großen Beliebtheit, deren sich Strauß im Stift als ältester Repetent und bester Lehrer erfreute, ging sein Buch natürlich nicht unbeachtet an den Tübinger Studenten vorüber. So wurden die Meinungen der Freunde von Strauß der Welt zuerst durch eine rühmende Anzeige des großen literarischen Ereignisses im Schwäbischen Merkur kund, die auch den Anlaß abgeben sollte, daß der mit Steudel befreundete¹, unter die Häupter des schwäbischen Supernaturalismus zählende, Studien-Director Flatt gegen Strauß einschritt. Die Vorrede des Buchs datirt vom 24. Mai 1835, das Buch wird also zu Anfang Juni in den Buchhandel gekommen sein und bereits am 11. Juni 1835 unterzeichnete Flatt einen Erlaß, der das Absetzungsverfahren gegen Strauß einleitete. Uebereilter und kopfloser ist mithin kaum je eine Behörde in einen großen Handel hineingefallen als hier der württembergische Studienrath². Kaum hatten die Blätter die Kunde von dem Inhalt des Buchs gebracht, so lief ein Erlaß des Königl. Studienraths ein des Inhalts: schon die Ankündigung der Schrift des Repetenten Strauß „das Leben Jesu“ in dem schwäbischen Merkur³ habe die Aufmerksamkeit des Königl. Studienraths vorzüglich darum erregen müssen, weil man von derselben nur einen ungünstigen Eindruck auf einen großen Theil des Publicums habe erwarten können. Es könne nicht fehlen, daß sich Vielen die Frage aufdränge: ob ein Repetent, der den größten Theil der evangelischen Geschichte für unächte und mythische Darstellung erkläre, und somit die geschichtliche Grundlage des Christenthums untergrabe, geeignet sei, die theologischen Studien der künftigen Christ-

¹ Tüb. Zeitschr. für Theol. 1838. S. 17. — ² Die obige actenmäßige Darstellung des Vorgangs durch Baur findet sich bei Klüpfel, Univ. Tüb. 1849. S. 410 f. — ³ Der Artikel findet sich im Schw. Merkur 1835, Nr. 153, Schwaben, S. 682, enthält aber nur die aus einigen Sätzen des Buchs zusammengestellte Mittheilung, daß die Evangelien nicht auf historischem Boden ständen.

lichen Religionslehrer des Volkes zu leiten und zu beaufsichtigen. Dieser Anstoß lasse sich nicht hinwegräumen, wenn gleich der Inhalt der Schrift selbst, (welcher abgesehen von ihrer Tendenz in der That unter der Erwartung stehe, wozu die Talente und Kenntnisse des Verfassers zu berechtigen schienen,) so beschaffen sei, daß es keinem wahrheitsliebenden und wahrheitsuchenden Seminaristen schwer werden könne, seine besseren Ansichten und Uebersetzungen gegenüber von den unhaltbaren, oft beinahe aus der Luft gegriffenen Ideen dieser Schrift zu sichern und festzuhalten. Indessen komme hier auch noch der Umstand in Betrachtung, daß es als anstößig und unzulässig erscheine, wenn der Verfasser dieser Schrift bei seinen öffentlichen Prüfungen und bei seinen Aeußerungen über die Aufsätze der Seminaristen, die in seiner Schrift niedergelegten Ansichten, welche er nicht werde verläugnen können und wollen, wiederholt ausspreche. Dabei würde es sich doch nicht verhüten lassen, daß einzelne unwissendere und trägere, zum eigenen Prüfen nicht geneigte und gern auf Auctoritäts-Glauben sich stützende Seminaristen, sich die Ideen dieser Darstellung des Lebens Jesu aneignen, somit in ihren künftigen Beruf als Volks- und besonders auch als Jugendlehrer mit einer Befangenheit eintreten, welche sie mehr oder weniger unfähig mache, den geschichtlichen Stoff der evangelischen Geschichte auf eine anregende und fruchtbare Weise in ihren Vorträgen und Katechisationen zu benützen.

Wenn auf solche Erwägungen ein Verfahren gegen Strauß eingeleitet wurde, so mußte jeder billig Denkende doch fragen, ob es denn auch nur möglich war, sich über eine Frage wie diese, die zudem die ganze Zukunft eines Mannes, ja einer Richtung präjudicirte, in so kurzer Frist ein wohlwogenes Urtheil zu bilden? Das 46 Bogen starke Buch, hatte der Referent höchstens acht Tage in Händen. Von einer wirklichen Würdigung desselben konnte nach so flüchtiger Einsicht gar nicht die Rede sein und so ist dem großen Supranaturalisten die Albernheit zugestoßen, daß er die Beschaffenheit eines Werks, das die theologische Welt umgekehrt hat, tief unter der Erwartung findet, zu der die Talente und Kenntnisse des

Verfassers zu berechtigten Schienen. Um nun aber nicht zuzugestehen, daß man doch von dem unbedeutenden Buche großen Schaden fürchte, bezieht sich der hohe Erlaß auf seine Pflicht, auch trägere, zum eigenen Prüfen nicht geneigte Seminaristen vor Nachtheil zu hüten. Es ist fast, als sollte damit die Eitelkeit der jungen Leute im Interesse der Kirche in's Spiel gezogen werden! Wer zu Strauß hält, der gehört unter die Trägen, der Prüfung Abgeneigten, Auctoritätsgläubigen! Wer das Buch verwirft, erhält es dagegen hier in hohem Erlaß schriftlich, daß er zu den wahrheitsliebenden und wahrheitsuchenden Besseren zähle. Indem so der Erlaß pädagogisch die Klippe zu umschiffen meint, Strauß durch Maßregelung den jungen Leuten noch interessanter zu machen, geschieht ihm Eines, was einem amtlichen Actenstücke niemals zu stoßen sollte — er wird beleidigend, und was noch schlimmer ist, er wird lächerlich. Beleidigend, denn keine amtliche Aeußerung ist befugt, die literarische Arbeit eines Untergebenen als ein Machwerk für Unwissende und Träge zu bezeichnen, da dieser Untergebene nicht in der Lage ist, auf solche herabsetzende Urtheile entsprechend zu antworten; lächerlich, insofern nach wenigen Monaten schon ganz Europa von der Schrift sprach, die ein Herr von Flatt so tief unter höchst seiner Erwartung findet. Am Schlusse dieses monumentalen Actenstücks wurde denn das Inspectorat des Stifts zu einer, mit Zuziehung der außerordentlichen Mitglieder Baur und Schmid anzustellenden, Berichterstattung aufgefordert.

Der Bericht wurde unter dem 20. Juni eingereicht und macht im Ganzen dem Charakter des Lehrercollegiums alle Ehre. Er erkennt zunächst vollkommen an, daß die Frage, um die es sich in dem Buche von Strauß handle, aus dem Entwicklungsgang der protestantischen Theologie hervorgegangen sei. Man müsse darum wünschen, daß derjenige, der diese nun ein Mal vorliegende Frage bearbeite, wie Repetent Strauß das gethan, darum eben so wenig angefochten werde, wie bisher die Vertreter der rationalistischen Ansicht. Man wünsche desgleichen, daß auf die Kirche

in dieser Frage sich keine andere Stellung geben möge, als eine solche, die ihre Zuversicht zu ihrer guten Sache bewähre. Auf der andern Seite — und hier beginnt Steudel zu reden — könne man sich nicht bergen, daß eine Wirksamkeit im Sinne der Strauß'schen Schrift auch ihr Bedenkliches habe, indem sie die Seminaristen zu Ansichten herüberziehe, die mit der Ueberzeugung der Gemeinden im Widerspruch stehen und einen Sinn erzeugen, der sich gestatte „gegen die unumwundene Darlegung der eigenen Ueberzeugung nachsichtiger zu sein“. Allein trotzdeß — nimmt Baur das Wort — müßte jede auffallende Form der Versekung des Repetenten Strauß, auch wenn sie seinen Talenten und seiner seitherigen Laufbahn gerecht werde, bedenklich erscheinen. Jedenfalls aber scheine die Sache so lang noch nicht zur Entscheidung reif, als die Schrift nicht vollständig vorliege. Baur selbst macht zu diesem merkwürdigen Facultätsbericht die Bemerkung: „Das Gutachten ließ deutlich genug durchblicken, daß ziemlich weit auseinanderliegende Ansichten nur mit Mühe zusammengebracht, und in dieser Fassung zu ihrem endlichen Abschluß gekommen waren“. In Wirklichkeit darf man sich den Verlauf wohl so vorstellen, daß Sigwart und die drei Theologen Herrn Steudel niederstimmten, daß dann aber Schmid und Kern ihm dazu verhalfen, durch ein paar lamentable Zwischensätze den versöhnlichen Tenor des Ganzen unterbrechen zu dürfen. Allein trotzdem war Steudel äußerst erbittert, daß man ihn in dem Berichte verhindert hatte, „die eigene Individualität in ihrer Bestimmtheit hervortreten zu lassen“. So beschloß er diesen jungen Mann, der es als Repetent am Seminar gewagt hatte, „aus seinem Kabinete heraus“, die Ansicht des Supranaturalismus, zu der sein Vorgesetzter sich bekannte, als eine veraltete zu bezeichnen, öffentlich abzutrafen. Der Aermste hatte keine Ahnung davon, in welche Hände er damit gerieth. Dieser bescheidene blonde Repetent mit dem Johanneskopf ward jetzt plötzlich ihm gegenüber zum furchtbaren Apoll, der ihn unbarmherzig zum Marsyas machte.

Strauß schrieb es Steudels Einfluß zu, daß das gemäßigte

Gutachten des Inspectorats keine Wirkung übte. Er selbst wurde vom Studienrath zu einer Erklärung über folgende Fragen aufgefordert: Fürs Erste, wie seine Ansichten sich mit dem Berufe eines Religionslehrers, Predigt und Unterricht auf die geschichtliche Grundlage der Evangelien zu gründen, vereinigen ließen? Zum Zweiten, wie sonach sein amtliches Verhältniß zu den Candidaten des Predigtamts mit solchen Ansichten vereinbar sei? Der so in Anfrage Gestellte, setzte in seiner Antwort auseinander¹, seine Schrift sei nicht, wie der Studienrath zu meinen scheine, Folge einer jugendlichen Uebereilung, sondern sie sei der nothwendig gewordene Versuch, eine Frage zu lösen, die der gesammte Entwicklungsgang der Theologie vorgelegt habe. Sowohl die Tendenz der Philosophie, in der evangelischen Geschichte allgemeinere Ideen nachzuweisen, als die Zweifel der Kritik an der Aechtheit der beiden Hauptevangelien, führten auf das Resultat, das er in seinem Buche gegeben habe. Eine so wesentliche Richtung der jetzigen Theologie meine er, dürfe auch an einem Seminar wohl vertreten sein, jedenfalls werde seine Lehrthätigkeit keinen Schaden stiften, der nicht eben so durch das doch nun ein Mal vorhandene Buch gestiftet werden könne. Was die Berechtigung seines Standpunkts im Kirchendienste betreffe, so stehe es damit genau so, wie mit der jener Kantischen Rationalisten, die vom Evangelium auch nichts übrig behielten als den vorbildlichen Jesus von Nazareth, dagegen alles Wunderbare läugneten; nichts desto weniger ständen die Männer dieser Schule in allen Ländern im kirchlichen Amte, davon nicht wenige in anerkannt gesegneter Wirksamkeit. Daß der Rationalist das caput mortuum der Geschichten stehen lasse, nachdem er das Wunder beseitigt, könne unmöglich einen Unterschied begründen, vielmehr scheine ihm ersprißlicher, in manchen Theilen der Evangelien geschichtsartige Einkleidung von Ideen als ideenlose Geschichten zu finden. Allerdings werde der Prediger seiner Richtung, manches als Idee fassen, was sich die Gemeinde als

¹ Siehe Beilage III, S. 10.

äußere Geschichte vorstelle, aber sei es denn nicht schon jetzt eben so bestellt, sobald der Prediger von der Welterschöpfung in sechs Tagen, von dieser und jener alttestamentlichen Geschichte, oder der Rationalist von wunderbarer Erzeugung, Auferstehung und Himmelfahrt rede? Daß also eine wesentlich neue Lage durch sein Buch geschaffen werde, läugne er, wohl aber mache er darauf aufmerksam, welche nachtheiligen Folgen die Ausschließung der freien Kritik aus dem geistlichen Stande der Kirche bringe und glaubt darum hoffen zu dürfen, daß der königliche Studienrath in seiner Sache nicht anders entscheiden werde, als es das vereinigte Wohl der Kirche und der Wissenschaft erfordere.

Auf den, in den Vorurtheilen seiner theologischen Schule befangenen Studiendirector konnten diese Vorstellungen nur einen ungünstigen Eindruck machen. Hätte es sich darum gehandelt, ob ein Unterricht im Sinn des Strauß'schen Buchs am Stifte fortzubestehen habe oder nicht, so könnte man die Stellung des Studienraths verstehen. Eine Anstalt wie das Stift, die jeder Württemberger, der Theologe werden will, passiren muß, der die Pfarrerverdiene, so zu sagen, wie der Kaserne durch Conscriptio verfallen, hat Ursache, nach beiden Seiten hin Extreme fern zu halten. Allein die Uebungen, die ein Repetent zu leiten hatte, konnten an sich keine sonderliche Beunruhigung hervorrufen, vor Allem aber erlebte sich das Bedenken von selbst, denn Strauß war der älteste Repetent und sein ordnungsmäßiger Austritt stand ohnehin bevor. Diese Frist aber noch verstreichen zu lassen, hatte man, falls man nur wollte, den sehr triftigen Grund, daß das Buch doch noch immer nicht vollständig vorlag, und der erste Band Materien behandelte, über die auch schon andere sich in ähnlichem Sinn geäußert hatten. Herr von Platt ließ sich darauf nicht ein. Die Entlassung hatte also nicht den Charakter einer Vorsichtsmaßregel, sondern einer Bestrafung. Man wollte an dem jungen Repetenten, der „aus seinem Cabinet heraus“ ein solches Buch geschrieben, ein Exempel statuiren. Eine verständige Regierung hätte auf die Probe von Begabung und Gelehrsamkeit,

die hier vorlag und, den Lehrerfolgen entsprechend, die der Verfasser in seinen philosophischen Collegien errungen, den begabten Mann zum Extraordinarius in der philosophischen Facultät ernannt und damit alle Theile verpflichtet, allein die fromme Bureaucratie, die verkehrte Steudelsche Eitelkeit, die theologische Entrüstung der Kirchenregenten wollte ihr Mütchen kühlen. So mußte Strauß noch vor Thorschluß entlassen werden, während bei ruhigem Abwarten der Vollendung des Werks, die schon der Anstand gebot, man überhaupt der ganzen Personalfrage überhoben gewesen wäre.

Am 20. Juli, acht Tage nach dem Datum der Strauß'schen Rechtfertigungsschrift, erstattete Director von Flatt seinen Bericht an das Ministerium des Innern, welchem damals das Kirchen- und Schulwesen noch zugetheilt war. Diese Aeußerung des Mannes, in dem der schwäbische Supranaturalismus mehr als in dem unbedeutenden Steudel sein Haupt verehrte, trägt durchweg den Stempel dieser Schule, politische Weisheit und amtliche Besonnenheit läßt sie um so mehr vermessen. Zunächst findet Flatt, daß Strauß bei aller Offenheit und Deutlichkeit doch Manches in ein zweideutiges Licht gestellt habe und insbesondere das Dogmatische des Christenthums vom Historischen nicht gehörig scheide¹. An der Meinung, Strauß dürfe in seiner Stellung nicht belassen werden, hält Flatt auch jetzt fest, da den Seminaristen die Kenntniß der Strauß'schen Ansichten nicht werde entzogen werden können, und sich dann, nach dem eigenen Geständnisse von Strauß, die traurige Aussicht ergebe, daß die meisten Candidaten des Predigtamtes unter dem Einflusse solcher Lehren in die Lage geführt würden, im kirchlichen Amte unwahr zu sein. Auch sei die mythische Auffassung noch nie in dieser Ausdehnung auf das neue Testament angewendet worden und insbesondere stehe Strauß darin allein, daß er die so wichtigen und inhaltsreichen Neben-Jesu im Johannesevangelium zu späteren Dichtungen mache. Aus diesem Allem sei in den weitesten Kreisen ein widriger Eindruck

¹ Bgl. Jahrbücher für deutsche Theolog. 1875. Viertes Heft. S. 664.

auf das Publicum hervorgegangen, und habe die Ansicht sich verbreitet, daß ein theologisches Seminar mit ihm als Lehrer und Aufseher schlecht berathen sei. Aus Rücksicht also auf das öffentliche Zutrauen zu dem theologischen Seminar sei die Entfernung des Repetenten Strauß von seiner Stelle rätlich. In Uebereinstimmung mit den Bedenken, die das Inspectorat andeute, wünscht aber der Studienrath gleichfalls keine inquisitorische Maßregel, doch müsse dem Publicum die Beruhigung gegeben werden, daß Strauß von einer Stelle entfernt werde, auf welcher man ihn nicht mehr gern sehe. So wurde denn der Antrag gestellt, Strauß sofort eine Professoratsverweserei an dem Lyceum in Ludwigsburg mit dem Lehrauftrag für klassische Sprachen zu übertragen. Eine weitere Eröffnung sei zur Zeit an ihn nicht nöthig, da man abwarten könne, ob er seinerseits sich um ein Kirchenamt bewerben werde, nur das sei ihm zu bedeuten, daß er am Stift, auch falls er die Berufung nach Ludwigsburg ausschlage, wegen des großen und allgemeinen Anstoßes, den er durch seine Schrift gegeben, nicht länger als Repetent verbleiben könne, und ebenso wenig sich Hoffnung machen dürfe, sich mit Erfolg um eine kirchliche Anstellung zu bewerben.

So prompt der Antrag des Studienraths gestellt war, so rasch erfolgte die Entscheidung des Ministers. Vom 20. Juli datirt der Antrag, vom 23. die Entscheidung. Herr von Schlager „berief“ den Repetenten Strauß als Professoratsverweser nach Ludwigsburg, zugleich aber mit dem Bemerken, daß er bei dem Anstoße, den er gegeben, nicht länger als Repetent am Stift heissen werden könne. Ist schon hier eine mildere Form des Ausdrucks gewählt als der, den der theologische Eifer des Supranaturalisten Klatt an die Hand gegeben hatte, so bedeutete überdies der Minister den Studienrath, es liege nicht in seiner Competenz, an Strauß Eröffnungen über den Erfolg seiner etwaigen künftigen Bewerbungen um Kirchendienste zu machen, sondern es bleibe das für den eintretenden Fall dem Consistorium überlassen.

Nach dem günstigen Bericht, den das Inspectorat in seiner

Sache erstattet, mußte die Verfügung Strauß doppelt hart treffen. Aber aus dem Staatsdienst auszuscheiden, zu dem ihn seine Eltern mit großen und ihnen doppelt bittern Opfern erzogen hatten, brachte er nicht über sich. Er unterwarf sich. Nur um Frist bat er, um seine angefangene Arbeit in der Nähe der Universitätsbibliothek zu Ende führen zu können. Der Studienrath ging darauf ein, ihm bis zum Herbst die Ludwigsburger Stelle offen zu halten, aber damit das Publicum des Herrn Platt zufrieden gestellt werde, verließ Strauß sofort das Seminar und nahm in der Stadt seine Wohnung. In ernster Zusammenfassung des Geistes, aber auch in tiefer Verstimmung des Gemüths, die aus dem Schluß seines Buches spricht, vollendete er hier den zweiten Band, der im Oktober erschien. Dann trat Strauß sein neues Schulamt in Ludwigsburg an, doch wie die Schlußabhandlung des zweiten Bandes zeigt, keineswegs mit der Absicht, die Theologie zu quittiren, sondern, wie seine Briefe aus dieser Zeit beweisen¹, mit sehnüchtigem Auge nach einer theologischen Professur ausschauend. Der Unterricht von unreifen Knaben, den er in drei Stunden täglich zu ertheilen hatte, konnte ihn unmöglich befriedigen, da er ringsum einer Welt von Gegnern Rede stehen sollte und alle Parteien auf ihn hinein schrien.

Dazu kam ein ganz persönliches Leid. Schon nach Tübingen hatte ihm die Mutter geschrieben, wie der mit den Jahren immer mehr verbüßerte alte Strauß über den ungerathenen Sohn erbittert sei. Daß der alte Mann, der unter schwierigen Vermögensverhältnissen die Doctorpromotion und die Ausgaben der Berliner Reise noch unlängst bestritten hatte, über diese Wendung verstimmt und bei seinem religiösen Standpunkt auf den Sohn sogar ungehalten sein mußte, begreift sich. Dennoch hatte dieser, wie es der Anstand erforderte, im elterlichen Hause Wohnung genommen. „Es gab peinliche Scenen, berichtet Strauß selbst, zumal auch ein Aufseher nicht fehlte, der Del in das Feuer goß, indem er jeden

¹ Siehe die Beilage IV, S. 15.

Schmähartikel, jedes Libell gegen mich, deren damals jede Woche etliche brachte, dem Vater zuſteckte; peinlich für mich, peinlich noch mehr für die Mutter, gegen welche der Vater, der ſich gegen mich mehr zurüchhielt, ſeinen vollen Unwillen herausließ, ſo daß ſie jeden Augenblick einen häßlichen Bruch zwiſchen Vater und Sohn befürchten mußte. Die Mutter hat mir ſpäter geſtanden, daß die Gemüthspein jenes Jahres ihrer Geſundheit einen harten Stoß gegeben habe“. Selbſt über Ludwigſburg hinaus mußte die gute Frau entgelten, was ihr Sohn verübt. Als ſie im Sommer 1836 das Bad Neustadt beſuchte, um Erleichterung ihres ſchweren Leidens zu ſuchen, ließ ein großer Theil der Badgäſte ſie den Haß empfinden, den ſie gegen den Antichriſt von Ludwigſburg fühlten. „Daß ein Beamter, ſchreibt Strauß, der ſich hierin beſonders hervorgethan, bald nachher wegen Betrugs in das Zucht- haus kam, gereichte mir, ich bekenne meine Sünde, zu nicht geringer Befriedigung¹“. Das Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn war rührend und komiſch zugleich. Die Mutter war ſehr betrübt, daß der Sohn ſo ſchöne Ausſichten verſcherzt habe. Die Wundergeſchichten in der Bibel waren ihr höchſt gleichgültig, allein was man nicht glauben könne, das laſſe man eben dahingeſtellt und dabei hätte es David Friedrich auch bewenden laſſen können, das war das ächt weibliche Gutachten, das ſie doch ſelbſt nicht ohne Lächeln auſſprechen konnte. Dennoch fühlte ſie das Unrecht, das man ihrem Erſtgeborenen angethan, ſehr heftig mit. Als ſie im März 1839 ſtarb, empfand Strauß den Verluſt tief. „Ich habe mit meiner Mutter viel verloren, ſchreibt er an Hitzig. Sie war mir beſonders in den Bedrängniſſen der letzten Jahre zehnfach theuer geworden; denn die Frauen ſind rar, die an einem Sohn wie ich nicht irre werden²“.

Dagegen hatte das Verhältniß mit dem Vater ſich immer unerträglich geſtaltet. Schließlich hielt Strauß den doppelten

¹ Zum Andenken an m. Mutter. Kl. Schr. S. 267. — ² Siehe die Beilagen S. 23.

Verdruß des aufgedrungenen Schulamts und der häuslichen Gemitterchwüle nicht mehr aus. Als das Jahr zu Ende war, legte er seine Stelle nieder und zog nach Stuttgart, um da von der Kunst zu leben, die er verstand, vom deutschen Stil.

2. Der literarische Aufstand.

Ein Mitlebender, Karl Schwarz in Gotha, hat in seiner klassischen Geschichte der neuesten Theologie¹ den Eindruck gezeichnet, den die Schrift von Strauß auf die damalige Welt gemacht hat. „In der Nothwendigkeit des Verfahrens, sagt er, daß sich hier wie ein Naturproceß vollzog, in dieser affectlosen Objectivität, mit der der Verfasser gleichsam zurücktritt vor seinem Werk und nur der Rechenmeister ist, welcher die einzelnen Posten aufführt und zusammenzählt, lag das Imponirende oder vielleicht richtiger das Erschreckende des Buchs. Es stand mit der harten Gleichgültigkeit des Schicksals da, es war die Schlussrechnung gezogen in der Kritik der evangelischen Geschichte und die Inventur lautete auf: Bankrott. Darum war die Wirkung dieses Werks eine so ungeheure. Ein elektrischer Schlag durchzuckte die ganze deutsche Theologie. Seit den „Wolfenbüttler Fragmenten“ und den Streitschriften ihres berühmten Herausgebers war die theologische Welt nicht in ähnliche Aufregung versetzt worden. Das Aufsehen, welches dieses Werk vor allem in Tübingen und Württemberg erregt, verbreitete sich bald, lavinenartig anschwellend, durch ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus“. Hase pflegte im Colleg zu erzählen, wie das Buch als eine Art

¹ Vierte Auflage S. 97.

neuer Entscheidung, ob man mit gutem Gewissen im Amte bleiben dürfe, an jeden ernst denkenden Theologen herangetreten sei und wie er es mit Herzklopfen fast zur Hand genommen, als er es eines Abends, vom gewohnten Spaziergang zurückkehrend, endlich auf seinem Schreibtisch vorfand. In ähnlichem Sinn berichtet Baur: „Es war, als ob den Theologen insgesammt in diesem Buche ein Spiegel ihres Innern vorgehalten würde¹. Sie hatten nur die Wahl, entweder anzuerkennen, daß auch sie schon auf den Wegen des so übel berufenen Kritikers gewandelt seien, und darum kaum umhin könnten, auch den weiteren Weg mit ihm zu gehen, oder mit Verläugnung ihrer bisherigen freieren Ueberzeugungen der kirchlichen Orthodoxy, welche solchen Neuerungen gegenüber um so mehr als die beste Stütze des Staats und der Kirche galt, sich unbedingt in die Arme zu werfen. Das leidenschaftliche Geschrei, das sich alsbald von so vielen Seiten erhob, die rohe tumultuarische Polemik, mit welcher man nicht schnell genug zu Widerlegungen schreiten zu können glaubte, die unruhige Hast, mit welcher beinahe jeder, der sich irgend eine literarische Bedeutung beilegte, oder bei dieser Gelegenheit erlangen zu können meinte, dem Publicum den urkundlichen Beweis schuldig zu sein glaubte, daß er solche Grundsätze und Ansichten als die seinigen nicht anzuerkennen vermöge, die bedenklichen Folgen derselben gar wohl zu würdigen wisse, und sich nichts ernstlicher angelegen sein lasse, als denselben entgegenzuwirken, solche und ähnliche Züge zeigten deutlich, wie die Entscheidung bei weitaus den Meisten gefallen“. Aber nicht nur auf die Theologen beschränkte sich die Wirkung. „Getaufte und ungetaufte Juden, klagt die Evangelische Kirchenzeitung², haben es bis in die politischen Blätter hinab als eines der herrlichsten Erzeugnisse des Weltgeists selbst gepriesen. Man hat bei sogenannten Gebildeten Exemplare als Andachtsbücher eingebunden gesehen. In Kassel ließ man das

¹ Krit. Unters. über die kanon. Evang. S. 49. — ² Jahrg. 1836 am 13. Aug.

Buch in Hefte zertheilen, um die schnelle Circulation und allgemeine Verbreitung zu befördern. In Hamburg ist das auf der Börsehalle ausgelegte Exemplar schon ganz zerlesen“. Auch Zeller meint, daß bis auf den heutigen Tag keine literarische Erscheinung je wieder zu einer so allgemeinen und lebhaften Erregung der Geister Anstoß gegeben habe. Aber der Schwere des Schlags entsprach auch das Echo.

Noch während Strauß mit der Beendigung des zweiten Bandes beschäftigt war und sich sodann an seinen Schuldienst in Ludwigsburg gefesselt fand, war ein Sturm von wissenschaftlichen Gegenschriften und frommen Tractätchen, von Recensionen und Journalartikeln, bewundernden Zustimmungen und verläumderischen Denunciationen gegen ihn losgebrochen. Den Reigen hatte als Erster Dr. Steudel eröffnet, der sich nicht enthalten konnte, die erbaulichen Betrachtungen, die ihm seine Collegen aus dem gutachtlichen Berichte an den Studienrath weggestrichen hatten, nun um so ausführlicher dem Publicum vorzusetzen. Da man ihm, wie er sich ausdrückte, nicht gestattet habe, in dem Berichte, „die eigene Individualität in ihrer Bestimmtheit hervortreten zu lassen“; entfaltete er diese Individualität nunmehr in ihrer vollen Langweiligkeit in einem Aufsatze seiner „Zeitschrift für Theologie“, der dann auch separat ausgegeben wurde unter dem langathmigen Titel: „Vorläufig zu Beherzigendes bei der Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie die kanonischen Evangelien dieses darstellen, vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Gläubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird, zur Beruhigung der Gemüther“. Da der „Gläubige, der den Supranaturalisten beigezählt wird“, in diesem Vorläufigen mit den religiösen Wehklagen nach seiner Weise auch sittliche Anklagen gegen Strauß verband, der Christum „nicht gelebt habe“, nicht „innerlich mit seinem Leben vertraut geworden“, „seinem Leben fremd sei“, der „Erprobung ermangle u. dgl.¹, Strauß

¹ S. 84.

ihn aber zudem als den eigentlichen Urheber seiner Entlassung betrachtete, enthielt schon das Vorwort des zweiten Bands einige scharfe Worte gegen den zum Feinde gewordenen alten Lehrer. „Wie von seiner Wachsamkeit nicht anders erwartet werden konnte, schreibt Strauß, hat sofort auch Herr Dr. Steudel geglaubt, den verderblichen Wirkungen meiner Schrift durch ein „Vorläufig zu Beherzigendes“ zuvorkommen zu sollen. Man hat diesem Mann schon so oft gesagt, daß es unschicklich ist, wissenschaftliche Verhandlungen auf das moralische Gebiet hinüberzuspielen, dem Gegner seine Ansichten in's Gewissen zu schieben, und den Nichtorthodoxen als Irreligiösen zu brandmarken. Dennoch hat er auch diesmal wieder den gewohnten Ton angestimmt. Es ist freilich das Leichteste, statt in die Sache einzugehen, vielmehr vorläufig um sie herum zu reden, und beiläufig den Gegner mit gehässigen Insinuationen zu verwunden, zumal wenn einem dergleichen Praktiken von sonst her schon geläufig sind. Daß aber damit nichts ausgerichtet ist, liegt am Tage. Oder ja, man richtet etwas aus damit, nämlich den Gegner beim größeren Publicum, das die Sache nicht versteht, recht schwarz zu machen. Dazu brauchte es dann aber keinen Doctor der Theologie, sondern man könnte es ruhig dem Gerede der Conventikel und dem Geschreibe der Traktatengesellschaften überlassen“.

Auch die zweite, gleichfalls vor Vollendung des Buchs erscheinende Gegenschrift kam aus Straußens nächster Umgebung und war — so menschlich ging es bei diesen großen religiösen Rettungsthaten zu — gleichfalls der Ausdruck einer persönlichen Verstimmung. Professor Eschenmayer war mit Strauß vertraut gewesen, so lang dieser gläubig auf die Offenbarungen der Seherin von Weinsperg lauschte und den „Geist Anton“ in Kerner's Hinterhaus für ein neues delphisches Orakel hielt. Bald aber stellten sich Differenzen ein. Strauß, in dem auch damals schon die kritische Ader sich regte, unterschied genau zwischen den Vorgängen an den Weinsperger Kranken und der phantastischen Erklärung dieser Vorgänge durch die abergläubische Umgebung

und vollends durch die abstrusen mystischen Theorien aus Eschenmayer's Naturphilosophie. Bald sah er, wie Eschenmayer die Thatsachen vollkommen nach seinem System modelte und, wie Kerner, dem alle mystische Theorie imponirte, sich diese Ideen aufreden ließ. Er warnte Kerner deshalb, doch vergeblich¹. Schon dadurch mochte er sich die Abneigung des Philosophen zugezogen haben. Als dann Kerner's, ganz mit Eschenmayer's Ideen versehenes Buch über die Seherin von Prevorst erschien, versuchte Strauß in der oben erwähnten Recension die Thatsachen wieder aus der Einwickelung in die Eschenmayer'sche Dämonologie herauszuschälen, was dieser bitter übel nahm. Wie er aber damals Kerner nicht dauernd gegen Strauß hatte aufbringen können, so hatte er bei dem Doctorexamen Straußens sich eine Niederlage zugezogen, indem er mit dem Antrag auf Abweisung von Straußens Dissertation nicht durchdrang. So war allerlei trübes Wasser zwischen Strauß und dem Tübinger Philosophen, das sich jetzt wieder regte, und so entsprang Eschenmayer's Schrift gegen Strauß, die den fanatischen Titel trägt: „Der Ischariotismus unserer Tage“. Strauß sagt von ihr in seiner Vorrede zum zweiten Band: „Diese Ausgeburt der legitimen Ehe zwischen theologischer Ignoranz und religiöser Intoleranz, eingeseget von einer schlafwandelnden Philosophie, fällt so sehr durch sich selbst in's Lächerliche, daß sie jedes Wort der Vertheidigung überflüssig macht. Ihr Titel überdieß ist mir zu einer fast gar zu stolzen Erinnerung Anlaß geworden. An Lessing nämlich, den auch einmal Wiener Blätter als zweiten Judas Ischariot verflatschten, weil er — freilich eine noch massivere Beschuldigung, als sie Herr Eschenmayer gegen mich erhebt — für die Herausgabe der Fragmente seines Ungenannten sich von der Amsterdamer Judenschaft 1000 Dukaten sollte haben bezahlen lassen. An ihn hätte mich übrigens schon Herrn Dr. Steubels Vorläufig zu Beherzigendes erinnern können, wenn ich es mit Vorbildern und Weisagungen

¹ Friedl. Bl. 21,

leichter nähme, denn auch gegen Lessing war „Etwas Vorläufiges“ erschienen vom Hauptpastor Göze, gottseligen Andenkens, was der heitere Mann, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das „vorläufige Etwas“ nannte.

Als Dritter hatte sich zu diesen vorläufigen Stimmen, die in ihrem Eifer den Schluß des Buchs nicht abwarten konnten, Dr. Paulus gesellt. Er freilich hatte Ursache, sich seiner Haut gegen Strauß zu wehren und je bitterer der Spott war, mit dem Strauß seine natürlichen Wundererklärungen übergossen hatte, um so ehrenwerther ist der anerkennende Ton, in dem Paulus seine Recension im Literaturblatt der allgemeinen Kirchenzeitung abfaßte, wobei er den Gesichtspunkt voranstellte, daß aus dem Vorkommen einzelner Mythen nicht auf den mythischen Charakter der gesammten evangelischen Erzählung geschlossen werden könne. Wenn Paulus dabei seine Freude darüber aussprach, daß die Lehrfreiheit in seiner Heimath solche Fortschritte gemacht, daß man Bücher, wie das von Strauß, jetzt ungefährdet in Württemberg schreiben könne, mußte das den Verfasser freilich eigenthümlich berühren, der dieses Elogium der schwäbischen Lehrfreiheit zu lesen bekam, als er eben seine Entlassung vom Stift erhalten hatte.

Die drei vorläufigen Gegner waren nun in der That nur der Bortrab, dem die theologische Armee und der pietistische Landsturm sofort in Massen nachrückte. Das Schuljahr Straußens in Ludwigsburg war noch nicht abgelaufen, so hatten bereits alle Richtungen sich gegen ihn vernehmen lassen. „Viel Feind, viel Ehr“ konnte der junge Schulverweser sagen, dem sein oberster Chef noch eben bezeugt hatte, daß seine Schrift tief unter den berechtigten Erwartungen geblieben sei. Aus Schwaben waren Barth¹, Klaiber²,

¹ Die Mythen des Lebens Jesu. Auszüge aus Halat ul Kulub von Muhammed Bachir nebst Anhang von M. Chr. G. Barth. Stuttgart. 1857. — ² Bemerkungen über das Leben Jesu v. Strauss, von Dr. Chr. B. Klaiber. Stuttgart 1856.

Vaihinger¹, Hoffmann², Kern³, Beck⁴, Dsiander⁵, den beiden Vorläufern auf dem Fuße gefolgt und insbesondere der höhniſche Ton ſeines Studiengenossen Hoffmann und ſeines alten Lehrers Kern hatte Strauß ſehr erbittert⁶. Dann hatte in ganz Deutschland die gläubige Richtung in Sack⁷, Harleß⁸, Lange⁹, Grulich¹⁰, Gelpke¹¹, Neander¹², Tholuck¹³, Leo¹⁴, Ullmann¹⁵, Müller¹⁶ u. A. mobil gemacht; von Seiten der kritiſchen Schule hatte Paulus durch de Wette¹⁷, Wilke¹⁸, Weiße¹⁹, Credner, Baumgarten-Kruſius²⁰, Röhr²¹, Krug²², Bretſchneider²³ u. A. Zuzug erhalten. Sogar die päpſtlichen Truppen ſtießen unter Hug's Führung in den Pfälziſchen freien Blättern für katholiſche Theologie zu den Allirten. Die Hegel'sche Schule verſicherte ihre Unſchuld an dem Friedensbruch zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft durch Rosenkranz

¹ Sendschreiben an Herrn D. F. Strauss. Dr. philos. von J. G. Vaihinger, Stadtpfarrer in Grötzingen. Stuttgart 1836. — ² Wilh. Hoffmann, das Leben Jesu nach Strauss. Stuttgart 1836. — ³ Die Hauptthatſachen der evang. Geſchichte erörtert von Dr. Kern. Tübingen 1836. — ⁴ Bemerkungen z. L. Jesu n Str. Tübinger Zeitschr. 1835. — ⁵ Tübinger Zeitschr. 1837. — ⁶ Vorrede zur zweiten Aufl. VI. — ⁷ K. H. Sack Prof. in Bonn: Bemerkungen über den Standp. der Schrift: d. L. J. n. Strauss. Bonn 1836. — ⁸ Harless, Prof. in Erlangen. Die krit. Bearbeitg. d. L. J. v. Str. nach ihrem wiſſenſch. Werthe. Erlangen 1836. — ⁹ J. P. Lange, Ueber den geſch. Charakter der kanon. Ev. insbesondere der Kindheitsgeſchichte Jesu. Duisburg 1836. — ¹⁰ Grulich, Archidiaconus zu Torgau. Beruhigende Betrachtung u. s. w. 1836. — ¹¹ Gelpke, Pfarrer zu Wermsdorf. Das Unhaltbare der Ansicht des Lebens Jesu nach Dr. Strauss. Grimma 1836. — ¹² Allg. Ztg. 1836 Nr. 10. — ¹³ Tholuck, Ueber die Glaubwürdigk. der ev. Geſch. mit Bez. auf Strauss. Bgl. Liter. Anzeiger für christl. Theol. und Wiſſenſch. 1836. — ¹⁴ Leo, Auch ein Wort über die neuesten Erscheinungen der theol. Literatur. Ebenba. — ¹⁵ Ullmann in d. Stud. u. Krit. 1836, S. 770 f. — ¹⁶ Jul. Müller, ebenba 816 f. — ¹⁷ De Wette, Erklärg. d. Ev. Matth. 1836. — ¹⁸ Wilke, Pastor zu Rothenb. a. d. Saale. Tradition und Mythe. Leipz. 1837. — ¹⁹ Weiße, Blätter für lit. Unterhaltg. 1836 Nr. 62—65. — ²⁰ Baumg. Crus. Opuse. theol. Jenae, 1836. — ²¹ Röhr, Pred. Bibl. 1836, 262. — ²² ibid. — ²³ Allg. K. Ztg. 1836.

und Baur¹. Um so eifriger betheuerte dagegen Hengstenberg in seiner Neujahrsbetrachtung von 1836, daß es mit der deutschen Wissenschaft nothwendig dahin habe kommen müssen, wobei er sich und den Seinen im Stillen zu einem so glücklichen Neujahr gratuliren mochte. In der That durfte nach Ablauf eines halben Jahres einer seiner Correspondenten schreiben: „Das Leben Jesu von Strauß ist eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur².“ Zu diesen Profitlichen kam noch eine letzte Kategorie, die die Angst witzig gemacht hatte, so wie die Kinder im Dunkeln sich durch pfeifen trösten. Ein Herr von Reysersling³ wies nach, daß Doctor Strauß eine Sage aus dem 19. Jahrhundert sei, ein Scherz, so sehr nach dem Geschmack der Herren Pastöre, daß alsbald einige ähnliche Schriften, wie „das Leben Luthers ein Mythos, von Casuar“, das „Leben Napoleons kritisch geprüft“, den matten Witz vollends zu Tode ritten. Strauß, in die Schulstube gebannt, mußte das ganze Sturzbad über sich ergehen lassen³. Das Einzige, was er thun konnte, war, daß er bei der sofort nöthig gewordenen zweiten Auflage, diejenigen Einwendungen berücksichtigte, die einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Die Mehrzahl der Erwiederungen erweckten ihm aber nur das Gefühl unendlicher Veringschätzung. „Diese Art von Gegenschriften, sagt er in der Vorrede zu der zweiten Auflage (September 1836), ist nicht höher anzuschlagen, als jenes Schreien, welches bei dem plötzlichen Fallen eines nahen Schusses oft von Weibern zu vernehmen ist: ein solcher Schrei gilt nicht dem Umstande, daß der Schuß etwa gefehlt, oder ein falsches Ziel getroffen hat, sondern nur dem, daß überhaupt ein Schuß gefallen ist. Wenn auf solches Zeterschreien wohl auch eine sorgsame Obrigkeit sich einen Augenblick bewogen finden kann,

¹ Jahrbüch. für wissensch. Krit. Decbr. 1835. — ² Ev. K. Z. 1836. Nr. 48. — ³ Ein Verzeichniß der gegen Strauß erschienenen Schriften findet man bei Grimm: Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. Jena. 1845 S. 128 - 131.

gegen die Gefahr jenes Schießens Vorkehr treffen zu wollen: so tritt sofort etwa ein verständiger Mann dazwischen mit der Erklärung, daß hier ein blinder Lärm obwalte, und keine wirkliche Gefahr vorhanden sei". Als diesen verständigen Mann betrachtet ✓ Strauß in seiner Sache Neander. In der That hatte der eben so ruhige als fromme Theologe einen weiteren Schlag von Strauß, aber auch eine sichere spätere Beschämung von seiner Regierung abzuwenden gewußt. Die am Hofe Friedrich Wilhelm III. mehr und mehr erstarkende pietistische Partei, die damals gerade das Verbot der neuesten Heine'schen Schriften und die Polizeimaßregeln gegen das junge Deutschland in Preußen durchgesetzt hatte, suchte ein ähnliches Einschreiten gegen Strauß herbeizuführen. Der Minister fand doch für gut, vorher Neander's Meinung einzuholen, der seit Schleiermacher's Tod der unbestritten populärste Mann der Berliner Facultät war. Dieses Gutachten wurde am 15. November 1835 erstattet und rieth, wie man bald erfuhr, von dem Verbote des Buches ab. Allerdings meinte Neander, „wenn die Auffassungsweise der christlichen Urgeschichte, wie sie in diesem Leben Jesu vorliege, zur allgemeinen werde, so sei es um das jetzige Christenthum gethan. Das Werk selbst aber sei mit solchem wissenschaftlichen Ernste geschrieben, daß ein Verbot von Seiten des Staats unstatthaft erscheine, und daß es nur auf dem Gebiete der Wissenschaft widerlegt werden könne und dürfe¹". Als nun freilich Straußens Freunde sich auf diese Meinung stützen wollten, ließ Neander dasselbe drucken, indem er erklärte, das Gutachten wolle nur den Standpunkt bezeichnen, den der Gläubige gegenüber solchen Zeitercheinungen einzunehmen habe, es habe daher eine Bedeutung nur für Diejenigen, die seine Betrachtungsweise göttlicher und menschlicher Dinge theilten. Doch fehlte auch eine geharnischte Nachschrift gegen das neue Papstthum der Evangelischen Kirchenzeitung nicht, die Hengsten-

¹ Allgem. Ztg. 1836. Nr. 10. Corresp. Berlin vom 3. Jan. Variirt in Leipz. Ztg. v. 8. März 1836.

berg namentlich durch die Bemerkung bitter traf, es sei leicht consequent zu sein, wenn man schnell abschließe und fertig sei, schwer, wenn man das Gewissen der Wahrheit offen halte. In einer langen Reihe von Artikeln kam die Kirchenzeitung auf diesen Vorwurf zurück, der ihr wie ein Stein im Magen lag. Zur Sache selbst erklärte Hengstenberg, von einem staatlichen Verbot verspreche auch er sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen wenig, aber zur Kirchenzucht gehöre es, daß die Kirchenbehörden das Lesen eines solchen Buches verböten. „Die Besorgniß, ein Verbot könne hindern, daß das Buch in die Hände der Theologen komme, die es widerlegen sollen, lasse sich, durch eine diesen erteilte Erlaubniß, wie sie auch in der Römischen Kirche in solchen Fällen vorkommt, leicht beseitigen¹“. Dieses Aeußerste hätte gerade noch gefehlt, daß die Berliner Hoftheologen sich zu den übrigen Mitteln der Gegenreformation auch noch das des Index prohibitorum zugelegt hätten. Es war an dem Prohibitivsystem gegen die Autoren gerade genug. Katholisirende Bücherverbote konnte man den Münchener Staatsmännern überlassen, die in der That den öffentlichen Bibliotheken das Ausleihen des Buches untersagten².

Auf der andern Seite trat nun aber im Gegentheil auch wieder die unverkennbare Abicht der pietistischen Partei immer klarer zu Tag, die negativen Ergebnisse des Buchs möglichst auszusprechen, die Aufregung der kirchlichen Kreise, ja der Bevölkerung im Ganzen zu schüren, die Beunruhigung zu vermehren, um so durch Druck von unten die Gewaltschritte gegen die Vertreter der Wissenschaft zu ertrogen, die man von oben fürerst nicht hatte erlangen können. Strauß protestirt darum mit Entrüstung gegen das Gebahren der dunkeln Ehrenmänner, die an allen Ecken und Enden Schriftchen „zur Beruhigung“ verbreiteten und dadurch erst die Leute auf sein Buch aufmerksam machten, indem sie denselben

¹ Ev. K. Ztg. 1836, S. 278. — ² Vgl. Allg. Kirchenzeitung 1839, S. 584.

zuriefen: „Leute, es ist ein Skandal zu sehen, ein Teufelskandal! ihr werdet ihn doch auch schon gesehen haben!“ Damit erst sei eingetreten, wovor er in seiner Vorrede zum ersten Bande ausdrücklich gewarnt habe, daß Leute sich mit seinem Buch bekannt machten, die für die Sache nicht vorbereitet seien. Von wirklich wissenschaftlichem Eingehen auf die einzelnen Fragen war dagegen in der großen Masse der Gegenschriften nur ausnahmsweise die Rede. So war es denn auch nur die 1836 erschienene Erklärung des Evangeliums Matthäi von de Wette, die auf die neue Ausgabe einen tiefer gehenden Einfluß ausübte. Außerdem war ihm ein von Hitzig mitgetheiltes Heft seiner Vorlesung über das Leben Jesu bei der neuen Bearbeitung, wie er diesem schreibt, förderlich gewesen, obwohl er den Freund durch Erwähnung seiner Unterstützung in der Vorrede, die Hitzig übrigens gewünscht, nicht compromittiren wollte¹.

Der wichtigste Zusatz der zweiten Auflage ist die ausführliche Rechtfertigung der Annahme von Mythen im Neuen Testament². Zwar war mit Leuten, denen ihre philosophische Bildung und ihr guter Wille erlaubte, Mythos und Betrug für identische Begriffe zu nehmen, überhaupt nicht zu verhandeln. Doch schloß Strauß jetzt durch die genaueste Definition des Begriffs jedes Mißverständniß aus, und füllte nachträglich die fühlbarste Lücke der ersten Arbeit, indem er nachweist, daß erst zu Ende des zweiten Jahrhunderts von einer kirchlichen Reception unserer vier Evangelien geredet werden könne, daß also für die Mythenbildung, wenn man für sie nicht ähnlich lange Fristen wie für die von Steinkohlenlagern ansetzte, Spielraum genug gegeben sei. Könne man die Möglichkeit der Entstehung christlicher Mythen danach nicht läugnen, so falle die Thatfrage eben einfach der Einzel-

¹ Vgl. Anlage IV, S. 15. Hitzig selbst hatte den Plan zu einer kritischen Geschichte Jesu bereits entworfen, als das Buch von Strauß erschien. „Dieser Arbeit bin ich nun enthoben, schrieb er im Sommer 35 an August Haustrath nach Karlsruhe, Straußens Buch hat kleine Fehler und große Vorzüge, die das meine nicht gehabt hätte“. — ² § 13—15. S. 62—111.

untersuchung anheim. Zur Entscheidung dieser macht Strauß folgende Kriterien geltend, nach welchen eine Erzählung als Mythos zu gelten habe. Ein Bericht ist nicht historisch, falls er mit den bekannten und sonst geltenden philosophischen, historischen physiologischen Gesetzen des Geschehens unvereinbar ist, oder wenn er mit sich oder andern Berichten in Widerspruch steht, sei es in Betreff der Zeit (Tempelreinigung), des Orts (Bethlehem), der Zahl (Sabarener, Engel am Grab, die Blinden von Jericho), der Namen (Matthäus, Levi, Nathanael) oder der Materie der Begebenheiten selbst (Täufer, Berufung der Jünger u. dgl.). Positiv als Sage und Dichtung ist eine Erzählung theils an der poetischen Form, theils am Inhalte zu erkennen, wenn dessen Bestandtheile sich anderwärts nachweisen lassen. Ueber diese Aufstellung von allgemeinen Grundsätzen zur Beurtheilung der Glaubwürdigkeit der einzelnen Erzählungen ist Strauß auch hier nicht vorgeschritten; seine Kritik bleibt Kritik der evangelischen Geschichte und vertieft sich nicht zur Kritik ihrer Quellen, allein wer wollte auch von einer nach Jahresfrist erscheinenden neuen Auflage die Lösung dieses viel tiefer liegenden Problems erwarten?

Das mochte Strauß auch selbst fühlen, daß er bei seinem Schuldienst weder Zeit noch Kraft übrig behalte, um diesen Fragen gewachsen zu bleiben. Es waren das keine Themata für Ferienchriften und der württembergische Schuldienst war kein Nebengeschäft. Er beschloß darum, nöthigenfalls lieber den Staatsdienst als seine Zukunft zu opfern. Den Gedanken an eine Habilitation als Privatdocent der Philosophie in Tübingen mußte ihm die mehrfach erprobte Abneigung der dortigen Ordinarien fernhalten. Auch wollte er damals den Schuldienst keineswegs definitiv quittiren¹, falls er sich aber habilitire, war es sein Entschluß, bei der Theologie zu verbleiben, da er fest überzeugt war, das Räthsel dieser Sphinx gelöst zu haben².

¹ Noch unter dem 10. Oct. 1836 schreibt er an Hitzig: „Für die nächste Zeit habe ich mich von meinem hiesigen Schulmeisterleben losgemacht.“ —

² Leben Jesu 2, 742.

Noch sah er die Dinge so optimistisch, daß er meinte, auf eine Berufung nach Heidelberg, wo Paulus ihm geneigt war, oder nach Zürich, Aussicht zu haben. In Karlsruhe hatte ein Freund Hitzig's, durch Nebenius, seine Berufung betrieben¹. Eine Weile schien Geneigtheit vorhanden zu sein, aber schließlich war doch die Meinung, es sei nicht Sache der badischen Regierung, zuerst den Bann zu brechen. Ergrimmt vermeldete unter dem 19. April 1836 Hitzig's Correspondent aus Karlsruhe: „Man ist hier Orts bedeutend vernagelt. Wenn sie ihm einmal 3000 fl. geben müssen, dann werden sie ihn haben wollen, vorher nicht.“ Schließlich erhielt Ullmann die Stelle.

Gleichfalls noch in der Zeit des Aufenthalts in Ludwigsburg hatte sich eine ähnliche Aussicht auf Berufung nach Zürich gezeigt. Der Erziehungsrath hatte ihn erst für Rettig's, dann für Schultze's Lehrstuhl in's Auge gefaßt². Der Plan war jedoch beide Mal gescheitert, aber Strauß war seines schließlichen Erfolges so sicher, daß er meinte, es eine Weile ohne Amt versuchen zu können.

Dennoch verfuhr er auch hier mit jener persönlichen Vorsicht, die die Kleinbürgerlichen Verhältnisse mit sich brachten, aus denen er hervorgegangen war. Die Eltern hatten das viele Geld aufgewendet, um ihm diese Aunwartschaft auf den Staatsdienst zu verschaffen und der Vater, der es als das Unglück seines Lebens ansah, daß er hinter dem Ladentisch stehen mußte, wo er gern, das Buch in der Hand, gelehrt oder gepredigt hätte, mochte über das Scheitern aller seiner Hoffnungen vollends erbittert sein. So richtete Strauß, ehe er sich entschied, am 20. September 1836 eine Eingabe an den König, um „veranlaßt durch die eigenthümliche Wendung, welche seine Stellung im evangelischen Kirchendienste genommen, um allergnädigsten Aufschluß über die Aussichten allerunthänigst zu bitten, welche sich in den Diensten Sr. Königlichem Majestät ihm noch eröffnenen“³.

¹ Siehe auch Beilage VIII, S. 32. — ² Vgl. Beilage IV, S. 15: Briefe vom 13. April und 10. Oct. 1836. — ³ Jahrb. für deutsche Theol. 1875; 4. S. 655.

Die Function in Ludwigsburg, trägt er seinem Könige vor, befriedige ihn nicht; sie entziehe ihm die Zeit für zusammenhängende wissenschaftliche Arbeiten, halte ihn an einem Orte fest, wo schon die literarischen Hilfsmittel zu solchen nicht zu finden seien und sei anderseits nicht danach angethan, ihn durch pädagogische Erfolge für diese Opfer zu entschädigen. So beschäftige ihn seit längerer Zeit der Gedanke, ob es nicht das Gerathenste für ihn sei, dem öffentlichen Dienste zu entsagen und die Lebensweise eines Privatgelehrten zu erwählen, von welcher ihm gerade im jetzigen Zeitpunkte die reichlichste Versorgung gewiß wäre. Was ihn vorerst davon zurückhalte, sei theils der bisher befolgte Grundsatz, der Bestimmung, welche seine Oberen ihm zu geben für gut fänden, wo nur immer möglich, zu folgen, theils der Wunsch, vor dem entscheidenden Schritte klar zu sehen, was er auf der andern Seite noch zu hoffen hätte. So bittet er den König, ihm darüber allergnädigsten Aufschluß zukommen lassen zu wollen, ob er die Aussicht auf Kirchenstellen, für welche er eigentlich gebildet und geprüft sei, als nunmehr ihm verschlossen zu betrachten habe, und ob ihm statt dessen die Concurrrenz um andere Stellen und zu welchen eröffnet sei?

Was Strauß mit dieser Eingabe bezweckte, ist leicht zu sehen. Um einen Kirchendienst konnte es sich für ihn, nach den eben abgegebenen Erklärungen in der Schlußabhandlung des Lebens Jesu nicht mehr ernstlich handeln, zumal ein solcher seinen literarischen Bedürfnissen noch weniger entsprochen haben würde als die Stelle in Ludwigsburg. Aber auf's Unbestimmte hin wollte er auch nicht an der Lateinschule seine besten Jahre verlieren. Er wollte wissen, woran er sei, wie er denn auch zum Schluß seiner Eingabe den König bittet, dieselbe nicht als Ausfluß der Begehrlichkeit, sondern einer pflichtmäßigen Sorge um die eigene Zukunft ansehen zu wollen. Seine Meinung war dabei wohl, man werde so billig sein, ihm entweder eine philosophische Lehrstelle an der Universität, oder einen angemessenen anderweitigen Platz in Tübingen oder Stuttgart zuzuweisen, der eine weitere

wissenschaftliche Entwicklung möglich mache. Aber auch dieses Mal hatte er die Stärke der gegen ihn arbeitenden Einflüsse unterschätzt. Da Platt einflussreiches Mitglied auch des Consistoriums war, ließ sich das Botum dieser Behörde voraussehen. Das Consistorium erklärte, die Frage über eine Aussicht von Strauß im Kirchendienste für jetzt geradezu verneinen zu müssen. Die öffentliche Meinung wäre Angesichts seiner Schrift jeder Anstellung desselben im Kirchendienste entschieden entgegen. Jede Dorfgemeinde würde es sogleich erfahren, daß er in einer gedruckten Schrift die Wahrheit der evangelischen Geschichte bestritten habe, und würde Einsprache gegen seine Anstellung machen. Öffentliche Blätter würden es als eine merkwürdige Neuigkeit bekannt geben, daß der ungläubige Verfasser des Lebens Jesu im Kirchendienste angestellt worden sei. Außerdem konnte das Consistorium nunmehr, nachdem Strauß am Schluß seines zweiten Bandes selbst ausgeführt hatte, daß seine Ansichten mit dem kirchlichen Amte für die Dauer unverträglich seien, einfach auf dessen eigene Erklärung verweisen, wobei dasselbe aber befremdlich fand, daß der Verfasser nach solchen Geständnissen sich noch an die Behörden wegen seiner Anstellung im Kirchendienste wende. Seinerseits könne das Consistorium nur erklären, daß es unthunlich sei, ihn im Kirchendienste anzustellen, so lange er den in seiner Schrift entwickelten Ansichten über die evangelische Geschichte treu bleibe und sie nicht öffentlich widerrufen.

Gegen diesen Bescheid des Consistoriums ist lediglich nichts einzuwenden. Ohnehin würde Strauß sich weder seinerseits um eine Pfarrstelle beworben, noch eine solche angenommen haben, hätte man ihm eine solche angetragen; schon die ganze Motivirung seines Versetzungsgesuchs hätte das Consistorium darüber beruhigen können. Anders verhält es sich mit dem Bescheide des Studienraths.

So weit freilich hatte Herr von Platt in sich geschlagen, daß er das Buch von Strauß nicht mehr so unter allen Erwartungen findet wie im vorigen Jahre. Das europäische Echo hatte den

großen schwäbischen Theologen darüber aufgeklärt, daß das in Frage stehende Buch doch mehr sei als die Jugendsünde eines vorlauten Repetenten. So erklärt der Studienrath in seinem Berichte, daß er seinerseits kein Bedenken finde, Strauß eine Professur an höheren Gymnasialklassen zu übertragen, selbstverständlich mit Ausschluß des Religionsunterrichts. Auch den philosophischen Unterricht könne man ihm übertragen, da er selbst einsichtig genug sein werde, die Schüler des Gymnasiums nicht über die Fähigkeit ihres Alters in speculative Theorien zum Nachtheil des Christenthums einweihen zu wollen. Ebenso findet Flatt es unbedenklich, ihm den Unterricht in der Geschichte zu überlassen. Ja so sehr haben sich die Meinungen der Studienbehörde umgewendet, daß Herr von Flatt, der noch vor einem Jahre Strauß nicht eilig genug von seiner Repetentenstelle am Stift entfernen konnte, jetzt der Meinung ist: „von dem Eintritt von Strauß in die theologische Facultät, dürften so große Nachtheile nicht zu befürchten sein. Die Zöglinge (des Stifts) seien ja fähig selbst zu prüfen, sie hören auch anderweitige Vorlesungen und lesen daneben Schriften anderer Richtung. Widerrathen werde eine solche Anstellung freilich durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, welche ihr ebenso wie beim Kirchenamte entgegen sein würde. Keine andere Universität in Deutschland würde eine solche Ernennung wagen, auch in Zürich könne sie nach glaubhaften Nachrichten nicht durchgeführt werden. Anders liege es mit einer philosophischen Lehrstelle. Zwar greife das Hegel'sche System tief in die Theologie ein, aber der Natur der Sache und der Erfahrung gemäß lasse sich der Eingang an einer Universität keinem philosophischen System verschließen, und es sei eben Sache der andern philosophischen und theologischen Lehrer, die Jugend vor Einseitigkeit zu bewahren. Andererseits liege für den Augenblick eine Anstellung von Strauß nicht im Interesse von Staat und Kirche und es würde wohl das Gerathenste sein, wenn derselbe zunächst eine Zeit lang den von ihm selbst bezeichneten Lebensweg eines Privatgelehrten einschläge.

Hätte der Director des Studienraths vor Jahresfrist alle die Erwägungen angestellt, die er jetzt Herrn von Schlayer, der deren nicht bedurfte, vorträgt, so würde das Geschick von Strauß wohl eine andere Wendung genommen haben. Jetzt war es zum Einlenken zu spät. Alle Vermittlungen mußten schon am Widerstand des Königs scheitern. „Von einer freien, keinem Reglement, nur dem eigenen Gesetze gehorchenden Forschung hat man wohl überhaupt keine Vorstellung, wenn man ein König ist“, sagt Strauß später über König Wilhelm von Württemberg¹. Demgemäß entschied derselbe auch hier. Der Erlaß des Ministers vom 27. October 1836, der nach einem höchsten Orts erstatteten Vortrag Schlayers in Straußens Sache an den Studienrath erging, schloß Strauß bis zu geleistetem Widerruf seiner „anstößigen und die Grundlagen der christlichen Religion umstoßenden Ansichten“ vom Kirchenamt aus, „indem er ein solches Amt nicht nach den Vorschriften und dem Lehrbegriff der Kirche, ohne vor sich selbst als Lügner zu erscheinen, verwalten könnte“. Dagegen sei ihm die Anstellung an einem obern Gymnasium offen gehalten. Unzulässig aber sei nicht nur seine Anstellung an der theologischen Facultät, sondern auch das erscheine bedenklich, diesen Mann in der nächsten Zukunft in der philosophischen Facultät anzustellen, weil das Eigenthümliche seiner Ansichten zu auffallend und noch zu neu sei, als daß sein Wiederauftreten an der Univerſität (und zwar in einem Wirkungskreise, in welchem er, wie es bei dem Lehrer philosophischer Fächer der Fall ist, mit den Studirenden der Theologie in beständigem Verkehr stände), ohne nachtheiligen Einfluß bleiben könnte. — Dieser letzte, schlimmste Theil der Verfügung wurde übrigens Strauß nicht eröffnet. Der Studienrath begnügte sich, ihm seine Fragen dahin zu beantworten, daß er auf Anstellung im Kirchendienst nicht zu rechnen habe, daß man ihm aber eine Anstellung an einem Gymnasium offen halte. Strauß wird doch erfahren haben, wie es mit seinen Ausichten

¹ Kl. Schriften. 1866. S. 282.

stehe, wenigstens ließ er sich nicht länger hinhalten. Er legte seine Stelle nieder und zog nach Stuttgart.

Für's Erste hatte er so dringende Aufgaben vor sich, daß ihm eine zeitweilige Mußezeit sogar erwünscht kam, um mit seinen Gegnern Abrechnung zu halten. Zugleich war er froh, daß mit dem Mangel an Erholung und Zerstreuung in dem menschenleeren und melancholischen Ludwigsburg auch das Reizgefühl von ihm genommen ward, das sich ihm dort immer tiefer einbohrte¹. Er warf sich nun hastig in die Arbeit und bereits zu Anfang des neuen Jahres war seine erste Streitschrift druckfertig.

Ueber ein Jahr hindurch hatten die Gegner den an die Schulbank Gefesselten umschwärmt und den Schild des tapferen Schwaben mit Pfeilen gespickt. Als nun aber im Herbst 1836 die Nachricht kam, Strauß ziehe nach Stuttgart, um Streitschriften zu schreiben, waren auch die Gemäßigten voll Mißbilligung. Nun werde die Sache in Persönlichkeiten ausarten, hieß es². Das Hinschießen hätte den Herren schon gefallen, aber das Herschießen fanden sie sehr tabelnswerth. Es war damals bei dem theologischen Waffenspiel wie bei dem wirklichen. Wie die süddeutschen Generalstabsoffiziere hauptsächlich eine Aufgabe studirten, nämlich den Rückzug auf Ulm, während die Franzosen mit Erlaubniß der hohen deutschen Militärbehörden das Brückenschlagen über den Rhein einübten, so hielten sich auch die liberalen Theologen stets den Rückzug offen, während den orthodoxen von Rechtswegen die Offensive zukam. So hatten Schleiermacher, so Bretschneider, so hatte selbst de Wette operirt, das aber war ganz gegen die Abrede, daß ein so allgemein angegriffener Reiz sich stellte, die Gegner bei der Kehle nahm und sie dem Gelächter der Nation hinwarf. Daß Strauß aus der Defensiv heraustrat, daran that er recht. Die Gemäßigten, die diese persönliche Wendung mißbilligten, hätten ihn ruhig verkümmern und von den Behörden

¹ Vischer a. a. O. — ² Vischer, Krit. Gänge I, 122

zu Grunde maßregeln lassen, wie sie immer thun, und hätten dann schließlich noch weise gefunden, daß seine Ader sich doch nicht so ausgiebig erwiesen habe, als man gedacht. Wer auf das Schütteln ihrer weisen Häupter achten, auf ihre Unterstützung sich verlassen will, wird bald genug verlassen sein. Erst in diesem Uebergang zur Offensive kam an den Tag, worin Straußens eigentliche Stärke liege. Es war das jene Ueberlegenheit in der Polemik, gegen die geradezu nichts aufkam. Man hat die Streitschriften von Strauß vielfach denen von Lessing verglichen und es mag sein, daß sie in directem Hinblick auf diese verfaßt wurden, aber einer der geschicktesten Schwaben dieses Säculums, Gustav Rümelin, mit dessen Urtheil über Strauß wir überhaupt am meisten stimmen, hat ganz richtig bemerkt, daß sie dieses Vorbild nicht nur erreichen, sondern übertreffen¹, weil die Lust an der Mensur, die Freude an der eigenen Fechterstellung, die dramatische Behandlung wissenschaftlicher Fragen bei Strauß weit weniger hervortritt, so daß man über den Hagel von Hieben den Fechter vergißt, und nur noch die Empfindung hat, wie geschlagen der Andere sei. Eine Ahnung davon, daß der Verfasser des Lebens Jesu kein bequemer Gegner sein werde, warf schon bei der ersten Nachricht von den kommenden Streitschriften einen Schatten über viele theologische Gemüther. Als vollends verlautete, der Titel des Buches heiße: „Galerie meiner Gegner²“ war keiner unter den zahllosen Apologeten so unbedeutend, daß er nicht gefürchtet hätte, in dieser Sammlung aufgehängt zu werden³. Diese Befürchtung nun war unbegründet. Der Titel, den Strauß für seine in Heften erscheinenden Repliken wählte, hieß einfach „Streitschriften“. Mit souveräner Verachtung äußerte er sich in der Vorrede über den ganzen Zeitungs- und Tractatenkrieg, der gegen ihn geführt worden war und erklärt, für das große Publicum schreibe er überhaupt nicht, denn diesem sei es nie um Belehrung, sondern

¹ Rümelin, Reden und Aufsätze. Tübingen 1875. S. 403. — ² Allg. K.-Ztg. 1836, S. 1600. — ³ Ebenda 1837, S. 185

immer nur um den Spectakel bei solchen Fehden zu thun. Auch zur Bekehrung seiner Gegner schreibe er nicht. „Nein, so einbildlich bin ich nicht, ruft er, um mich der Hoffnung hinzugeben, diese frommen und gelehrten Männer werden ihre reiflich erwogenen Ueberzeugungen, bei welchen sie sich so wohl befinden, auf mein Zureden hin nun eiligst aufzugeben geneigt sein.“ Seine Absicht bei seinen Streitschriften sei vielmehr die allgemeinere, an der Stellung der einzelnen Schulen zu seinem Buch die gegenwärtige Theologie überhaupt zu charakterisiren. In den einzelnen Vertretern wolle er die Meinungen, Methode und Taktik ihrer Schule kennzeichnen, doch aber jeden für sich und an sich betrachten, damit man ihm nicht vorwerfe, er habe ihre Gedanken aus dem Zusammenhang gerissen oder über einen allgemeinen Leisten gespannt. Wenn die Gegner nun zum voraus schon aus der Sage von diesen Gegenschriften geweisst hätten, er werde persönlich sein, sei das wahr und falsch. „Ich werde es, sofern ich mir angelegen sein lasse, die wissenschaftliche Persönlichkeit meiner Gegner zu zeichnen. Wenn ihnen diese Art von Persönlichkeit als unerlaubt, dagegen, wie ihre Schriften zum großen Theil zeigen, die Verdächtigung der religiösen und moralischen Persönlichkeit des Gegners als erlaubt erscheint, so erkläre ich ihnen, daß ich umgekehrter Ansicht bin, und dieser gemäß sowohl ihr Verfahren beurtheile, als das meinige einrichten werde.“ Es war am 15. März 1837, daß Strauß so schrieb und sein erstes Libell gegen Steudel schleuderte.

2. Die Supranaturalisten.

Wir sahen, daß Strauß seine Entlassung wesentlich Steudel's Einfluß zuschrieb. So lange er im Schuldienste stand, hatte er seinen Grimm gegen Platt's Vetter niederschlucken müssen, immer jedoch mit

Catull's Vorbehalt: *At non effugies meos jambos!* Die Schrift, die er nun gegen ihn veröffentlichte, ist das Bitterste, was Strauß überhaupt geschrieben hat und ist ihm von den zahlreichen Schülern Steudel's sehr verdacht worden. In der That war Steudel ein würdiger Mann und hätte gar nicht nöthig gehabt, ein hochwürdiger zu werden. Aber in einer Stellung, für die seine Gaben nicht ausreichten, suchte er durch den Eifer und die Unermüdblichkeit, mit der er sich zum Worte drängte, das Gehör zu erzwingen, das seiner Stellung gebührte und das ihm die harthörige Welt doch nicht gewähren wollte. Für seine Theologie nahm er ein religiös sittliches Interesse in Anspruch, da ihr das wissenschaftliche abging. Wem seine Person nicht imponirte, der sollte doch in ihm den Repräsentanten der ehrwürdigen Tübinger Schule, den legitimen Nachfolger der Bengel, Storr, des ältern Flatt, und den Superintendanten des berühmten theologischen Stifts verehren. So war er wohl selbst eine unscheinbare Persönlichkeit, aber er führte den Schatten seines Urgroßvater Bengel, seines Schwiegervaters Flatt und seines Lehrers Storr mit sich, die ihm Respect vor sich selbst einflößten. Gingelebt in die Einbildung, seit des jüngeren Bengel's Tod die alte Tübinger Schule und damit das Christenthum in Person zu vertreten, fing er in aller Demuth an, sich auch als eine Art von Rüstzeug zu betrachten in jener bescheidenen Unbescheidenheit und dem demüthigen Selbstgefühl, das zu einem solchen Gottesmann gehört. Schon zu seinen Lebzeiten ließ er eine Charakteristik seiner werthen Person durch einen Freund aufsetzen, die sich verjüngelt bei seinen Papieren fand. Bei Flatt's Tod legte er eine ähnliche Beichte seiner Unwürdigkeit und seines guten Willens zu seinen Acten — als Material ohne Zweifel für seinen Biographen¹. Es war wohl so eitel nicht gemeint, als Strauß es ihm auslegt, aber geschmackvoll wenigstens war es nicht, wenn er in seinen Vorreden dem Publicum erzählte, wie er, ein Urenkel des seligen Johann Bengel, Achtung vor Gottes

¹ Vgl. s. Biogr. in der Tüb. Zeitschr. 1838.

Wort schon mit der Muttermilch eingefogen, wie er aus dem Munde erleuchteter Lehrer in den Tagen seiner Bildung die rechte Lehre vernahmen und im innigen Umgang mit den Edelsten und Besten sie im Leben erprobt¹. So weiß er, daß seine Bücher im Dienste des allein irrthumslosen göttlichen Geistes stehen², er vergleicht sich und seine dissentirenden Parteigenossen niemanden Geringerem als den Aposteln Petrus und Paulus und seine Bescheidenheit erlaubt ihm, den Bestand seiner Gesundheit während der Abfassung einer Schrift als Zeichen des göttlichen Wohlgefallens an derselben auszulegen. Ja so sehr weiß er sich als Steuermann jenes Schiffes, dessen Capitän Christus ist, daß er als seine Aufgabe gegenüber von Männern wie Schleiermacher u. A. bezeichnet, „unverrückt auf das Wort Gottes als den Kompaß hinzuweisen, und dieses zur Anerkennung zu bringen“. Da er nun aber neben dem großen Theologen in Berlin, und in Tübingen selbst neben Baur, mehr und mehr übersehen wurde, pflegte er sich damit zu trösten, daß dieses das Schicksal derer sei, die in stiller Treue und ohne Ansehen wirken³. Man braucht sich nur in das Innere einer so construirten theologischen Persönlichkeit zu versetzen, um die tiefe moralische Entrüstung zu begreifen, mit der es den ersten Lehrer und Superintendenten des Stifts erfüllen mußte, daß ein Repetent seiner Anstalt es gewagt hatte, „aus seinem Cabinet heraus“⁴ ein solches Buch wie das in Rede stehende zu schreiben und dabei die Ansicht als eine veraltete zu bezeichnen, die, wie er wissen mußte, Dr. Steudel selbst vertrat, zudem dieser Repetent einer jener unempfindlichen Menschen war, der als Student Steudel's Collegien nach wenigen Wochen aufgegeben und während seiner Predigten ein philosophisches Kränzchen gehalten hatte. Aus diesem Gefühl tiefinnerster Indignation heraus hatte er sein vorläufiges Etwas geschrieben, dem nun Strauß sein nachträgliches Etwas hinzufügte. In demselben

¹ Stellen bei Strauss, Streitschr. 1, 96. — ² Glaubensl. Vorr. X.

³ Nach Baur bei Klüpfel a. a. O. 418. — ⁴ Vorläufiges S. 18.

erfuhr der Lübinger Kirchenvater, der sich selbst bei aller Demuth doch höchst ehrwürdig erschien, eine so unehrerbietige Behandlung, daß er für das große Publicum fast als theologischer Malvollio dastand, was der an sich redliche Mann doch wirklich nicht gewesen ist. Die Verwunderung, mit der der gute Steudel um sich blickte und hülfesuchend in seiner Erwiederung das Publicum fragte, „ob es wirklich erforderlich gewesen, jenen Vorrath von Verhöhnungen über ihn auszugießen,“ macht geradezu einen tragikomischen Eindruck. In der That ist selten eine Schrift mit so schneidender Schärfe vom ersten Worte ihres Titels bis zum letzten Worte ihres Textes analysirt, mit solcher Strenge ihrer Mißverständnisse, Denkfehler und Hohlheiten überführt worden, wie hier Steudel's „Vorläufiges“, wobei noch zudem die kalte Ruhe und gewandte Darstellung auf Seiten des Repetenten, der schwerfällige, unbeholfene Ausdruck auf Seiten des Superattendenten den dramatischen Eindruck vervollständigen.

Schon auf den ersten Anlauf streckt der jugendliche David den Vorkämpfer der theologischen Philister zur Erde, indem er mit dem Nachweis beginnt, daß der zwar große aber gedankenarme Kirchenvater alle die Gründe, die er gegen das Vorkommen von Mythen in den Evangelien vorbringe, bereits vor zwanzig Jahren gerade so de Wette entgegengestellt habe, als dieser die mythische Erklärung in's Alte Testament einführte. Dieser ganze Streit, ob mythisch, ob historisch, hatte ja zu Anfang des Jahrhunderts schon ein Mal gespielt, als Eichhorn mit den Künsten der natürlichen Wundererklärung den historischen Charakter der alttestamentlichen Urgeschichte hatte retten wollen und selbst vor der Abgeschmacktheit nicht zurückgeschreckt war, die Erzählung vom Sündenfall auf das Essen einer giftigen Frucht und deren schädliche Folgen zu deuten. Schon im Verlaufe jenes Streits, den de Wette siegreich beendete, war Herr Steudel den „Historikern“ mit seinen Gründen eifrig beigeprungen, ohne daß er damit den Sieg der „Mythiker“ auch nur verzögert hätte. Um so wunderbarer erscheint es, wenn Dr. Steudel dieselben Argumente auch

jetzt wieder gegen das Vorkommen von Mythen im Neuen Testament hervorholt. Strauß will aber damit nichts bewiesen haben. „Denn wenn auch die Waffen ihrerseits im Kasten nicht schärfer werden, so ist doch vielleicht der zweite Feind schwächer als der erste.“ So geht er denn zunächst den Titel der Schrift mit jener exegetischen Genauigkeit durch, die man einer Offenbarung des sichtbaren Hauptes der Tübinger Schule schuldet. Die Schrift ist nach ihrem Titel zunächst etwas Vorläufiges, d. h. sie ist nicht nur allen andern Gegenschriften, sondern auch dem Schluß des Buchs, das sie widerlegt, mit erstaunlicher Behendigkeit vorangelaufen. Hatte Steudel es in einem ähnlichen Falle an Schleiermacher als Unhöflichkeit bitter gerügt, daß er bei seiner Entgegnung den Schluß von Steudel's Rede nicht abgewartet, so findet Strauß darin, daß Steudel nun diese Eigenheit selbst annehme, einen erfreulichen Beweis dafür, daß derselbe sich dem Einflusse des großen Theologen unserer Zeit doch nicht ganz verschlossen habe. Das Vorläufige ist dann ein zu Beherzigendes, wie immer bei Herrn Steudel, der rein wissenschaftliche Fragen des Kopfes mit dem Herzen für die Herzen zu entscheiden pflegt. Das Vorläufige soll beherzigt werden bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie dieses die kanonischen Evangelien uns darstellen, d. h. es will die falsche Vorstellung erwecken, als ob das in Rede stehende Buch jede historische Grundlage des Evangeliums läugne. Das vorläufig zu Beherzigende u. s. f. wird vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Gläubigen, womit angedeutet werden will, daß sein Gegner ein Ungläubiger sei. Der Gläubige ist ein solcher, der den Supranaturalisten beigezählt wird, d. h. trotz des Spotts der Welt rühmt er sich in seiner Demuth, dieser verschollenen Weltansicht zugehören. Das Vorläufige ist endlich noch bestimmt zur Beruhigung der Gemüther, d. h. die Gemüther, die von dem Buche noch gar nichts wußten und ohne Herrn Steudel nichts davon erfahren hätten, müssen erst beun-

erfuhr der Tübinger Kirchenvater, der sich selbst bei aller Demuth doch höchst ehrwürdig erschien, eine so unehrerbietige Behandlung, daß er für das große Publicum fast als theologischer Malvolio dastand, was der an sich redliche Mann doch wirklich nicht gewesen ist. Die Verwunderung, mit der der gute Steudel um sich blickte und hülfesuchend in seiner Erwiederung das Publicum fragte, „ob es wirklich erforderlich gewesen, jenen Vorrath von Verhöhnungen über ihn auszugießen,“ macht geradezu einen tragikomischen Eindruck. In der That ist selten eine Schrift mit so schneidender Schärfe vom ersten Worte ihres Titels bis zum letzten Worte ihres Textes analysirt, mit solcher Strenge ihrer Mißverständnisse, Denkfehler und Hohlheiten überführt worden, wie hier Steudel's „Vorläufiges“, wobei noch zudem die kalte Ruhe und gewandte Darstellung auf Seiten des Repetenten, der schwerfällige, unbeholfene Ausdruck auf Seiten des Superattendenten den dramatischen Eindruck vervollständigen.

Schon auf den ersten Anlauf streckt der jugendliche David den Vorkämpfer der theologischen Philister zur Erde, indem er mit dem Nachweis beginnt, daß der zwar große aber gedankenarme Kirchenvater alle die Gründe, die er gegen das Vorkommen von Mythen in den Evangelien vorbringe, bereits vor zwanzig Jahren gerade so de Wette entgegengestellt habe, als dieser die mythische Erklärung in's Alte Testament einführte. Dieser ganze Streit, ob mythisch, ob historisch, hatte ja zu Anfang des Jahrhunderts schon ein Mal gespielt, als Eichhorn mit den Künsten der natürlichen Wundererklärung den historischen Charakter der alttestamentlichen Urgeschichte retten wollen und selbst vor der Abgeschmacktheit nicht zurückgeschreckt war, die Erzählung vom Sündenfall auf das Essen einer giftigen Frucht und deren schädliche Folgen zu deuten. Schon im Verlaufe jenes Streits, den de Wette siegreich beendete, war Herr Steudel den „Historikern“ mit seinen Gründen eifrig beigeprungen, ohne daß er damit den Sieg der „Mythiker“ auch nur verzögert hätte. Um so wunderbarer erscheint es, wenn Dr. Steudel dieselben Argumente auch

jetzt wieder gegen das Vorkommen von Mythen im Neuen Testament hervorholt. Strauß will aber damit nichts bewiesen haben. „Denn wenn auch die Waffen ihrerseits im Kasten nicht schärfer werden, so ist doch vielleicht der zweite Feind schwächer als der erste.“ So geht er denn zunächst den Titel der Schrift mit jener exegetischen Genauigkeit durch, die man einer Offenbarung des sichtbaren Hauptes der Tübinger Schule schuldet. Die Schrift ist nach ihrem Titel zunächst etwas Vorläufiges, d. h. sie ist nicht nur allen andern Gegenschriften, sondern auch dem Schluß des Buchs, das sie widerlegt, mit erstaunlicher Behendigkeit vorangelaufen. Hatte Steudel es in einem ähnlichen Falle an Schleiermacher als Unhöflichkeit bitter gerügt, daß er bei seiner Entgegnung den Schluß von Steudel's Rede nicht abgewartet, so findet Strauß darin, daß Steudel nun diese Eigenheit selbst annehme, einen erfreulichen Beweis dafür, daß derselbe sich dem Einflusse des großen Theologen unserer Zeit doch nicht ganz verschlossen habe. Das Vorläufige ist dann ein zu Beherzigendes, wie immer bei Herrn Steudel, der rein wissenschaftliche Fragen des Kopfes mit dem Herzen für die Herzen zu entscheiden pflegt. Das Vorläufige soll beherzigt werden bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie dieses die kanonischen Evangelien uns darstellen, d. h. es will die falsche Vorstellung erwecken, als ob das in Rede stehende Buch jede historische Grundlage des Evangeliums läugne. Das vorläufig zu Beherzigende u. s. f. wird vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Gläubigen, womit angedeutet werden will, daß sein Gegner ein Ungläubiger sei. Der Gläubige ist ein solcher, der den Supranaturalisten beigezählt wird, d. h. trotz des Spotts der Welt rühmt er sich in seiner Demuth, dieser verschollenen Weltansicht zugehören. Das Vorläufige ist endlich noch bestimmt zur Beruhigung der Gemüther, d. h. die Gemüther, die von dem Buche noch gar nichts wußten und ohne Herrn Steudel nichts davon erfahren hätten, müssen erst beun-

ruhigt werden, damit der fromme Mann sie dann wieder durch sein vorläufig zu Beherzigendes beruhigen kann.

Das wäre denn der Titel und nun erst kommt die Einleitung. Strauß destillirt aus ihr das heitere Geständniß der Empfindlichkeit des Herrn Steudel darüber, daß es einer „gewissen Seite fort und fort gefalle, seine Bemühungen um die Vermittlung des Glaubens mit der Wissenschaft ganz zu übersehen.“ Dessen ungeachtet aber betrachtet er den Vorwurf, daß der Supranaturalismus sich unfähig erwiesen habe, den Rationalismus zu bewältigen, als eine ihm persönlich erwiesene Insolenz, als ob unter Supranaturalismus immer er gemeint sein müsse. Im ersten Theile seiner Schrift nimmt nun Strauß die Beweisstücke Steudel's gegen das Vorkommen von Mythen in der Bibel durch, wobei immer in der Note verzeichnet steht, wie dasselbe Beweisstück vor zwanzig Jahren gegen de Wette gelautet hat. Wir können hier nicht Punct für Punct der Rede und Gegenrede nachgehen, das Hauptsächliche aber ist Folgendes: wenn Steudel die große Umwälzung, welche das Christenthum hervorbrachte, nicht will begreifen können ohne Wunder, so führt ihm Strauß zu Gemüth, daß die größte geschichtliche Umwälzung, als eine Wirkung des Geistes auf Geister, sich immer leichter erklärt, als eine Wirkung des Geistes auf Körper, als eine Brotvermehrung durch ein Wort, Wasserverwandlung durch einen Willensact u. dgl., daß also, was Steudel für eine Erklärung halte, vielmehr eine Vermehrung der Räthsel sei. Wenn Steudel zum zweiten meint, es sei unbegreiflich, daß ein gekreuzigter Jude die christliche Kirche gestiftet habe, so erwidert Strauß, es sei noch viel unbegreiflicher, wie die Juden einen Mann, der in der Hauptstadt so ungeheure Wunder that, kreuzigen konnten, wobei nebenher auch für Doctor Ullmann die Bemerkung abfällt, da er ewig von dem „weltgeschichtlichen Paradoxon“ rede, daß das Christenthum durch einen gekreuzigten Juden gestiftet sei, scheine er die Stiftung des Christenthums durch einen lebendigen Heiden weniger merkwürdig zu finden. Wenn Steudel ihm vorwirft, daß er den Gläubigen

ihren Glauben raube, so bestreitet Strauß, daß, was er für mythisch erkläre, an sich Kraft und Trost für die Gemüther gehabt habe. Daß Petrus im Munde des Fisches eine Münze fand, hätte schwerlich irgend jemanden erbaut, wenn es nicht Christus gewesen, auf den diese Geschichte bezogen wurde. Ueberhaupt nicht die einzelnen Anekdoten machen die Person Christi bedeutsam, sondern seine Person ist es, die unbedeutende Erzählungen bedeutend machte. Das, was z. B. der Apostel Paulus das Evangelium nenne, sei nicht eine Summe einzelner Erzählungen. Er erwähnt weder der Speisung der 5000, noch des Wandels auf dem Meer, noch der andern Wunder, sie können dem Apostel also auch nicht zum Wesen des Christenthums gehört haben, denn der Glaube an die Person Jesu sei unabhängig von jenen einzelnen Erzählungen. Hat Steudel ihm siegesgewiß entgegengehalten, daß der weltumwandelnde Christus doch auch bestimmte, scharf ausgeprägte Züge getragen haben müsse, so erhält er die verblüffende Antwort: Gewiß, nur wissen wir nicht, welche? Auch das argumentum a terribili will Strauß nicht gelten lassen: „es wäre ja schrecklich, wenn es so wäre“, und hat ihm der ehemalige Vorleser den Verweis zugebracht, er hätte solche die Gemeinde verwirrenden Gedanken doch wenigstens in einer wissenschaftlichen Form vortragen müssen, die dem größeren Publicum unzugänglich geblieben, so ist Strauß mit der maliciösen Entschuldigung bei der Hand: Herrn Steudel's Stil stehe eben nicht jedermann zur Verfügung. Schließlich hatte Steudel auch gerügt, daß keine Silbe des Buches den geringsten Schmerz bei dieser Zerstörung der Heiligthümer seiner Brüder verrathe, Strauß dagegen meint, auch für die Brüder werde am Ende Wahrheit das Förderlichste sein. „Ja ich hasse, ruft er zornig aus, jenes andächtige, zerknirschte und angstvolle Reden in wissenschaftlichen Untersuchungen, welches auf jedem Schritte sich und dem Leser mit dem Verluste der Seligkeit droht, und ich weiß, warum ich es hasse und verachte. In wissenschaftlichen Dingen verhält der Geist sich frei: soll also auch freimüthig das Haupt erheben, nicht knechtisch es

senken; für die Wissenschaft existirt unmittelbar kein Heiliges, sondern nur Wahres: dieses aber verlangt keine Weihrauchwolken der Andacht, sondern Klarheit des Denkens und Redens; noch kennt der Geist, wo er der Spur der Wahrheit zu folgen sich bewußt ist, eine Gefahr: sondern ist völlig ruhig über das Ziel, zu welchem sie ihn führen wird, überzeugt, es werde das beste sein. Alles jenes andächtige, beklemmte Wesen aber in Sachen der Wissenschaft kann nur dazu dienen, das Denken scheu und befangen zu machen, es durch fremdartige Rücksichten zu bestechen, und statt zum Ziele der Wahrheit vorwärts, vielmehr im Kreise dahin zurückzuführen, wo das Vorurtheil längst stand, und auch fernerhin zu verbleiben wünscht.“

Der zweite Theil spielt dann den Krieg auf das Gebiet des Gegners hinüber, um ihm das Geständniß abzuwingen, daß er, der stets die Achtung vor Gottes Wort, die Scheu vor dem Heiligen, die Keuschheit der Auslegung im Munde führe, eben diese Schrift, wo er sich mit ihr einlasse, vergewaltige, und daß sein Glaube der Glaube seiner Schule sei, nicht der der Schrift. Ironisch meint Strauß, dieses Eingehen auf Steudel's eigene Theologie dem hochwürdigen Herrn schuldig zu sein, da dieser nicht nur sonst sich über „Nichtbeachtetwerden“ beklage, sondern auch in seinem „Vorläufigen“ derer wieder gedenke, denen es gefalle, den Antheil derjenigen ganz zu ignoriren, die in stiller Treue und ohne Ansehen wirken. „Ich müßte den bescheidenen Mann nicht kennen, setzt Strauß hinzu, um nicht zu wissen, daß er hierunter auch namentlich sich selbst versteht: und da fühle ich mich denn allerdings von dem hierin liegenden Vorwurf einigermaßen getroffen. Nachdem ich in meinen Studienjahren einiges Wenige von Herrn Dr. Steudel gelesen hatte, faßte ich bald den ordentlichen Vorfaß, dies für's Künftige durchaus zu unterlassen. Man muß die Steudel'schen Schriften kennen, um einen solchen Entschluß begreiflich zu finden. Ein Gestrüppe von Sätzen, nach der nothdürftigen grammatischen Möglichkeit, ohne Anschaulichkeit und Geschmack durcheinander geschränkt; der Fortschritt wie auf einer

mit klebrichter Masse bedeckten Straße; mögen hierbei die Gedanken sein, wie sie wollen, so kann sich doch Einer, namentlich in jüngeren Jahren, schon durch jene Außenseite abgeschreckt finden. So würde auch ich jenem Vorsatze ohne Zweifel treu geblieben sein, wenn Herr Dr. Steudel nicht für gut gefunden hätte, gegen mich zu schreiben. Das, zumal es das Erste war, was gegen mich erschien, mußte ich wohl lesen, und als ich darin den angeführten Vorwurf fand, schlug ich in mich und fing an, auch seine übrigen Schriften zu studiren."

Das Resultat dieser Prüfung, die Entdeckung, wie es mit Herrn Steudels demüthigem Glauben an die Schrift stehe, ist denn der zweite Theil von Straußens Libell. Er registriert zunächst alle Versicherungen Steudels, daß er gesonnen sei, der Schrift nichts abzubrechen noch hinzuzuthun, sondern sie mittelst einer keuschen und nüchternen Exegese als einzige Führerin zu benützen. Treten wir nun aber an Steudel's Auslegung des Alten Testaments heran, so findet zunächst der Menschenwitz des Gläubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird, doch merkwürdig, daß Licht und Vegetation, Tag und Nacht auf Erden sollen gewesen sein vor Schöpfung der Gestirne, des Mondes und der Sonne. Die klaren Worte des Textes, am vierten Tage machte Gott die zwei großen Lichter, Sonne und Mond, heißen demgemäß für die keusche und nüchterne Exegese, die dem Worte Gottes nichts hinzuthut, daß Gott am vierten Tage (nachdem die Nebel sich verzogen hatten) die Gestirne sichtbar werden ließ, nicht daß er sie selbst erst am vierten Tage schuf. Im folgenden Kapitel nimmt Gott den Menschen und setzt ihn in den Garten Eden und gebietet ihm und spricht zu ihm und im dritten Kapitel spricht nicht nur Gott, sondern auch die Schlange. Die nüchterne Exegese des Herrn Steudel findet darin durchaus nicht ein „in hörbaren Lauten geführtes Wechselgespräch, sondern der noch unverdorrene Mensch verstand bei seiner Empfänglichkeit für alle Eindrücke und Bewegungen der innern und der äußern Welt die Gedanken wie Gottes, so der Thiere“. Springen wir von der

redenden Schlange gleich zur redenden Eselin über, so findet er, ganz nach Paulus Weise, keine große Schwierigkeit in der Annahme, „daß das Seufzen, die von der Eselin ausgestoßenen Empfindungslaute, in Bileam ein Selbstgespräch veranlaßt hätten, das nun als Wechselgespräch zwischen ihm und der Eselin, nach der lebhaften orientalischen Darstellungsweise, beschrieben wäre“. Die Exegese Steudels, die sich unbedingt vor dem Worte der Schrift beugt, erlaubt also hier, einen Theil des Schriftworts aus der lebhaften orientalischen Darstellungsweise zu erklären, vermöge deren als Wort der Eselin dargestellt werde, was Bileam eigentlich nur gedacht habe. Wie nun aber diese gläubige Exegese andere Exegeten verhindern will, alle wunderbaren Anreden, Himmelsstimmen, Reden von Engeln, — von der Rede Jehova's im feurigen Busche bis zur Anrede Jesu an Paulus auf dem Wege nach Damaskus, ebenso wegzudeuten und sie aus der „lebhaften orientalischen Ausdrucksweise“ zu erklären, sehe ein Anderer. Neben der einen Umdeutung läßt indessen Steudel noch die Wahl, ob es sich vielleicht um einen Traum oder eine Vision Bileams gehandelt haben möchte, wofür er sich wieder ganz rationalistisch, darauf beruft, daß das Reden der Eselin den Propheten ja gar nicht in Verwunderung setze, als ob sich etwa Achilles bei Homer verwundere, wenn sein Pferd ihn anredet und aus der Unbefangenheit der Erzählung nun sofort geschlossen werden dürfte, Homer wolle hier einen Traum oder eine Vision oder eigene Gedanken des Achilles, nicht ein Wunder erzählen. Ohnehin führt der Grundsatz, derlei Erzählungen ohne Weiteres für einen Traum zu erklären, sehr weit, wie denn Strauß seinem Gegner, wo er sich in ähnlicher Weise mit dem Fisch des Jona herumquält, den boshaften Rath gibt, mit Andern anzunehmen, daß der Prophet in seinem krankhaften Zustand von einem großen Fisch geträumt habe und durch den Traum zum Gehorsam gebracht worden sei. Die dreißig Proben keuscher Exegese, die Strauß der Reihe nach aufführt, beweisen nun nicht mehr als diese drei, sie beweisen nämlich, daß „das Bewußtsein eines Gläubigen, der den Supra-

naturalisten beigezählt wird“, zwar nicht grundsätzlich, wie der Rationalist, alles Wunderbare wegdeutet, sondern um seinen Wunderglauben zu erweisen, die leichteren Stücke stehen läßt, daß dagegen gerade die Hauptwunder für dieses Bewußtsein eben so wenig vorstellbar sind, wie für die Ungläubigen, weßhalb der Gläubige in solchen Fällen gut rationalistisch der Schrift das Wort im Munde verdreht. Mit Recht fragt darum Strauß zum Schluß seiner Revue Steudel'scher Auslegungen, wo denn nun die Achtung gegen Gottes Wort geblieben sei? Soll man ein Kaiserwort nicht drehen und deuteln, so doch noch weniger Gottes Wort. Die Manier des Supranaturalismus, die eigene Ansicht den Schriftstellern unterzuschieben, während der Rationalist meist zugestehet, daß der Schriftsteller den natürlichen Vorgang irrthümlich für einen wunderbaren gehalten habe, verderbe das Edelste im Menschen, den Wahrscheinlichkeitssinn, indem er den Buchstaben sagen lasse, was er nicht sage und selbst zu glauben vorgebe, was er nicht glaube. „Wenn Herr Dr. Steudel, resumirt darum Strauß, kein Hehl hat, der neuesten Dialektik und Speculation einen gefährlichen Einfluß auf die Jugend zuzuschreiben, so will ich mich weder der einen noch andern annehmen, aber gegen seine Richtung spreche ich öffentlich die Anklage aus, daß sie die Grundsäule des geistigen Lebens, die Wahrhaftigkeit des Menschen gegen sich selbst untergrabe“.

Der Eindruck, den die Schrift gegen Steudel machte, war ein ungeheurer. Der Supranaturalismus, schon lang hinfällig, erhielt hier seinen Todesstoß. Von da ab wollte kein Theologe mehr mit dem Namen bezeichnet werden, der einen so lächerlichen Klang in den Ohren der Zeit erhalten hatte. Auch Leute, die ganz ohne Frage in das Steudel'sche Lager gehörten, begannen nach andern Namen zu suchen. So gingen die verständigen Supranaturalisten in Gläubige, von den Andern Pietisten genannt¹ und in Vermittlungstheologen auseinander, je nachdem

¹ Ueber diese Wandlg. vgl. Märklin, der moderne Pietismus Stuttg. 1839. S. 1 f.

das supranaturalistische oder das verständige Element in ihnen überwog. Etliche speculative Köpfe, die eigentlich auch hierher gehörten, gefellten sich äußerlich der Schleiermacher'schen Schule zu, kurz die Deroute war vollständig.

Steudel selbst gab seinem ehemaligen Untergebenen in seiner Zeitschrift einen kurzen Bescheid, der freilich fünfundsiebzig Seiten umfaßt und in dem er sich abquält, theils die gute Berechtigung lächerlich gewordener Auslegungen zu erweisen, theils neue Auskünfte in Aussicht stellt, wie die Mitleid erregende, das Stück über Bileam sei ein eigenes Memoire des Propheten Bileam, in dem dieser seinen Traum erzählte und das Moses in seine Erzählung eingerückt habe. Diesem Seher brauche er dann nicht den gleichen Grad irrthumsloser Glaubwürdigkeit zuzuerkennen und zur Sache berufe er sich auf die Erfahrung, daß der Mensch nie geneigter sei, von einer wirklich unternommenen Reise zu träumen, als gerade in der Nacht vor einer beschlossenen¹. Solche Einwendungen eines schwach gewordenen Denkvermögens, gegenüber einem Gegner wie Strauß, berühren geradezu peinlich und der Leser wird die ganze Lectüre der Schrift hindurch den Vers nicht los: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß“. Was aber den bedauerlichen Eindruck vollendet, ist der schließliche Appell an das Herz des Mannes, dem er sein Leben zerstört hat, und den er nun fragt, ob er sich denn nicht erinnere: „wie er selbst nicht selten als Studierender in dem trauten Kreise saß, welchen um diesen von ihm nun als so empfindlichen Wesens vor der Welt hingestellten Professor und Superattendenten Studierende und Zöglinge des Seminars bildeten, in welchem Kreise ganz als ihnen angehörig, zu offener, freier Mittheilung aufmunternd, dieser nach Herrn Strauß so gestrenge, unanrührbare Vorgesetzte, dann doch in alles theilnehmend eingehend, manches gemüthliche Abendstündchen mit ihnen verkehrte?

¹ Tübinger Zeitschr. 1837; 3, 132.

Ich frage Herrn Strauß: Ob der, welchen er zeichnet, derselbige ist, dessen Bild er damals vor sich sah und welchen Grund er hat, in dem Alten, den Alten nun nicht mehr zu finden?" Ja alt, sehr alt war dieser noch nicht sechzigjährige Mann vor der Zeit geworden und in so fern war es eine unbarmherzige Rache, die Strauß an ihm genommen. Auch fühlte Steudel, trotz seines Versuchs, „kurzen Bescheid“ zu geben, nach dem Zeugniß seiner Kollegen, recht wohl, was an ihm geschehen.

„So sehr er, berichtet Baur¹, in den Voraussetzungen seines Standpunktes befangen war, so hatte er doch ein zu zartes Wahrheitsgefühl, als daß er das Wahre des ihm von dem Gegner Entgegengehaltenen sich völlig hätte verbergen können, und je mehr hier zusammentraf, um das Interesse an dem Streit in ganz Deutschland zu erhöhen, um so tiefer fühlte er sich getroffen. Das ganze System, mit welchem er so eng verwachsen war, hatte einen zu starken Stoß erlitten, als daß er dagegen hätte Stand halten können . . . So liegt etwas Tragisches in Steudels Ausgang . . . Mit wahrer Pietät gegen die ihn so nahe angehenden Häupter der alten Schule hatte er es auf sich genommen, ihr System in seinem ganzen Umfang, ohne sich irgend ein Zugeständniß abdringen zu lassen, aufrecht zu erhalten. Aber er mußte immer wieder die schmerzliche Erfahrung machen, daß es vergeblich sei, dem übermächtigen Andrang der Zeit zu widerstehen. Nun hatte er zuletzt noch einen Sturm zu bestehen, welcher ihn tief innerlich erschütterte und dem er erlag. . . . Was das tragische Interesse an ihm erhöht, ist, daß er als ein durchaus rechtschaffener, wohlmeinender, aufrichtiger und gerader, für alle Gefühle der Freundschaft und Liebe offener Mann die allgemeinste Achtung genoß, wie er denn auch in seiner letzten Krankheit, (er erlag wie Bengel einer Operation,) die Aufrichtigkeit seiner Frömmigkeit bewährte“. Am 15. März 37 war Straußens

¹ Bei Kläpfel a. a. O.

Schrift beendet worden, der 24. Oktober desselben Jahres hatte den Tod des letzten Supranaturalisten zu verzeichnen. Die Gedächtnisrede im Seminar hielt ihm der Repetent Dr. Dorner, der den Verlust, den die Anstalt durch diesen Hingang erleide, einen unersehbaren nannte. „Sein Name, bezeugt der Redner, hat einen europäischen Klang, denn er gehört zu denen, die in dem großen Werke der geistigen Entwicklung der Menschheit einer eigenthümlichen Aufgabe gewürdigt werden von jener höheren Hand, die für die rechte Zeit die rechten Männer in's Dasein ruft, und sie mit den Gaben ausstattet, deren sie für ihre Laufbahn bedürfen“. „Ja der Schlag, der uns so unerwartet und wie aus heiterem Himmel traf, trifft nicht nur wenige Einzelne und beschränkte Kreise, sondern das Ganze. Er ist dem Vaterland genommen u. s. w.“ Steubels Verdienst wird von Dorner darin gesucht, daß er mit Bengel alle Angriffe des Kant'schen Rationalismus abgeschlagen und auf der andern Seite die schwächliche und laxe Sentimentalität der Jakobi'schen Schule durch seine biblische Richtung gekräftigt habe. Die Geschichte pflegt anders zu urtheilen als der Leichenredner. An Stelle des als unersehblich bezeichneten Lehrers trat Herr Dorner selbst und als dieser berühmteste Schüler Steubels nicht lang nach Kiel abging, wurde nach längerem Provisorium unter Elwert und Zeller im Jahr 1841 Vanderer berufen, während nach Kern's Tod 1842 der als energische Persönlichkeit bekannte Vertreter des biblischen Realismus, Professor Tobias Beck eintrat, der denn auch den Tübinger Studien einen neuen Charakter aufgeprägt hat. Die philosophische Facultät erhielt dagegen schon im Frühjahr 1838 einen Zuwachs in Ewald. Auch er hatte sich bereits gegen Strauß ausgesprochen, ohne doch sein Buch „eigentlich“ gelesen zu haben¹. Man erzählt, um sein Urtheil über dasselbe befragt, habe Ewald, ganz er selbst, erwidert: „Wenn der junge Mann

¹ Vgl. Beilage IV, S. 18.

Zweifel hatte, konnte er mich ja fragen, was brauchte er gleich ein Buch darüber zu schreiben“. So waren Straußens Ansichten auch in der philosophischen Facultät um nichts besser geworden.

4. Der süddeutsche Pietismus.

Württemberg ist von alten Zeiten her das klassische Land der Sectirerei und des Pietismus. Der hartköpfige Alemanne ist von Natur Separatist. Wo er sich nach seiner Neigung einrichten kann, lebt er für sich, jeder auf seinem Hof. Langsamer als andere Stämme hat der schwäbische sich an das Zusammenwohnen in Dörfern und Städten gewöhnt. Auch kirchlich machte sich dieser Zug, gepaart mit dem grübelnden schwäbischen Tiefinn, schon frühe geltend. Durch das ganze Mittelalter hindurch waren die nachher verwelkhten Schwaben zwischen Vogesen und Schwarzwald der Hauptheerd des Sectenwesens. Dort beginnt im zwölften Jahrhundert das geheimnißvolle Murren und Flüstern der manichäischen und bibelgläubigen Conventikel; Winkler, Ortlieber und Gottesfreunde finden es nicht mehr tröstlich in großen Städten zu wohnen und agiren unter dem Landvolk und in den Flecken. Auch der Heimathschein des Spener'schen Pietismus weist nach den gleichen Gegenden. Aber für die Schwaben am Oberrhein hat der zunehmende französische Einfluß die Neigung zur Sectirerei gedämpft; der keltische Tropfen Blut kam hier wieder zum Durchbruch. Dagegen floß in Württemberg das unverdünnte schwere Alemannenblut in den Adern des Volks. Als man anfang, an den gewohnten gottesdienstlichen Formen zu rütteln, da regte sich der alte Alemannentrog und der gemeine

Mann zog vor, statt die dünne Suppe der neuen Aufklärung zu kosten, seine alte, steife, schwere Kost sich selbst zu kochen.

Im Jahr 1791 ward das neue Gesangbuch und 1809 die neue Agende eingeführt. Das Landvolk hing an den alten Liedern und achtete eine Taufe, bei der die Pathen dem Teufel nicht absagten, nicht für voll. Manche Hausväter taufte ihre Kinder selbst und ließen sich dann dafür in's Gefängniß setzen. Selbst durch Gensdarmen führte man renitente Familien in die gemiedene Kirche, ohne damit dauernd etwas zu erreichen. Als die Niederlagen Napoleons begannen, war die Aufregung der Stundenleute auf einen Punkt gekommen, daß sie in diesen Ereignissen den Beginn des jüngsten Gerichtes sahen. Sie erklärten Napoleon für den Apollon der Offenbarung mit dem N des Neins an der Stirne. Kaiser Alexander erschien ihnen als der Herrscher, den Jehova im Osten erweckt, das Volk Gottes zu erlösen. Stilling, mit dem russischen Kaiser befreundet, nährte diesen Wahn. So begannen 1816 und 1817 Auswanderungen nach und nach von 7000 Seelen nach Rußland. Jetzt endlich schlug die Regierung in sich. Nachdem alle Polizeimaßregeln gegen die Separatisten nicht gefruchtet hatten, erlaubte 1818 König Wilhelm, daß die Unzufriedenen zu einer Gemeinde in Kornthal zusammentraten und sich ihre eigene apostolische Gemeindeverfassung gaben. Statt die Donau abwärts zu fahren, zogen die Gläubigen nach ihrer inländischen Freistätte, wo sie sich organisirten unter der klugen und energischen Leitung eines früheren Schreibers, des Leonberger Notars Hoffmann, der allen Größen des Pietismus, Pfarrer Machtolf, Lavater, Stilling, Michael Hahn, Platt u. A. befreundet gewesen war¹. Hoffmann ward durch einen Dekan der Landeskirche in sein Amt eingeführt. Er ließ seine Söhne in den Württembergischen Klosterschulen erziehen und den Einen, den späteren Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg, in den

¹ Vgl. Wilh. Baur's Biographie von Wilh. Hoffmann. N. Ev. K.-Ztg. 1873, Nr. 43 f.

Kirchendienst treten. Mit dem Mysticismus des Sectirers verband er, wie schon dieses Verhalten zeigt, gesunden Weltverstand. Auf keines der Privilegien der Separirten verzichtend, wußte er doch auch die Rechte des legalen Landesgeistlichen sich zu wahren und fand sich regelmäßig auf den Pfarrconferenzen ein, wo er bei seiner überlegenen Persönlichkeit eine hervorragende Rolle spielte. Neben Kornthal bestanden dann noch zahllose kleinere Gemeinschaften der verschiedensten Richtung, Herrenhuther, Michelhahnianer, Pregelzerianer, Bengel'sche Apokalyptiker, Detingerianer u. s. w. Die Erscheinung selbst ist eine viel zu allgemeine und nachhaltige, um sie anders als aus einem ernsthaften, unbefriedigt gebliebenen religiösen Bedürfniß des Volks zu erklären. Das zum Mystischen neigende schwäbische Gemüth hat den Drang, die Schriftlehre sich tiefer anzueignen, sie inniger in sich zu erleben, als in den äußerlichen Formen des hergebrachten Kirchenthums. So setzte es an Stelle der öden Langweile des öffentlichen Gottesdienstes die traulichen, vom Reiz des Geheimnisses umgebenen Winkelversammlungen, in denen jeder von seinen eigenen inneren Erfahrungen reden, die Fülle seiner Empfindungen in Worten, Ton und Blicken zum Ausdruck bringen konnte. Das innere Leben, das den sinnigen Schwaben vor allen andern deutschen Stämmen auszeichnet, schuf sich hier eine originelle Heimath. Wie der weltliche Schwabe seine Stammkneipe mit einigen wenigen Freunden für sich hält, so braucht der „Erweckte“ seine Winkelstunde¹. Da die Neuerungen in Lehre, Liturgie und Gesangbuch Ausgangspunkt der Opposition gewesen waren, sympathisirte ein großer Theil der Geistlichkeit selbst mit dem Pietismus. Der weltkluge Vorsteher von Kornthal, wußte das Verhältniß mit solchen Geistlichen wieder herzustellen, überhaupt, die Gunst dieser Lage auszunützen. Man fing an, die Partei unter den Pfarrern

¹ Daß beide Bedürfnisse zuweisen Hand in Hand gingen, zeigt ein höchst origineller Brief im Christenboten 1836, S. 312, in dem geklagt wird, „daß bei sogenannten Monatsstunden verschiedene Personen Wein herbeibringen, nicht bloß für die Fremden, sondern auch für die Einheimischen“.

zu organisiren. Eine Conferenz versammelte halbjährlich die Gläubigen aus denselben, die sich etwa auf hundert Köpfe beliefen und den Pfarrer von Kornthal, „als gar liebes und thätiges Mitglied“, regelmäßig unter sich fanden¹. Von den Mitgliedern der Facultät pflegte sich Steudel je und je einzustellen, nicht ohne die Miene des Protector's, doch werthvoll für die Conferenz, deren friedfertigen Charakter er in seinen Berichten attestirte². Die pietistischen Pfarrhäuser und die Sitze der berühmten Stundenhalter wurden so Mittelpunkte einer großartigen Organisation, die sich als Stationen des Missionsvereins, Bibelvereins, der Tractatengesellschaft u. dgl. gab, in der That auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und des sittlichen Rettungswesens Anerkennenswerthes leistete, zugleich aber auch über die Kirche ein Netz ausspannte, in dessen Maschen sich alles Wissenswürdige verfing und dessen Stränge viel stärker waren und viel rascher und straffer angezogen werden konnten, als die des officiellen Kirchen- und Schuldiensts. Der Moniteur der Partei war der „Christenbote“, ein von Pfarrer Burk in Großbottwar redigirtes, vor dem Strauß'schen Streit ganz friedliches Volksblatt. Ihre begabtesten Vertreter waren Pfarrer Kapff, damals in Kornthal, Wilhelm Hofacker in Waiblingen, später in Stuttgart, Diakonus Hoffmann in Winnenden, Dr. theol. Barth, Vorsteher des Calwer Verlagsvereins und Herausgeber des Missionsblatts, derselbe, der nachmals Märklin aus dem Kirchendienste trieb.

Daß dieser ganze Apparat des Pietismus nun gegen Strauß und den mit Baur am Stift sich regenden neuen Geist in Bewegung gesetzt wurde, ist nicht zu verwundern. Als einen Kampf gegen den Pietismus haben Straußens Freunde auch von vorn herein den Kampf um sein Buch betrachtet und in Schwaben hat derselbe nie einen andern als diesen Charakter gehabt. Dennoch sind nicht jene pietistischen Verbände es gewesen, die ihrerseits Straußens Entlassung verlangten; man gewinnt eher

¹ Ev. K.-Ztg. 1835, p. 565. — ² Ev. K.-Z. a. a. O.

den Eindruck, als ob jene Tübinger und Stuttgarter Kreise, die gegen Strauß vorgehen wollten, sich die Mitwirkung der pietistischen Organe erbeten hätten. Erst zwei Tage vor dem Bekanntwerden der Schlayer'schen Entschliebung, nahm der Stuttgarter Christenbote von dem Strauß'schen Buche Notiz, indem er am 26. Juli folgende Anfrage brachte: „Mein lieber Christenbote! Wenn der Apostel Johannes 1. Joh. 1 schreibt: „Das da von Anfang war, das wir gehöret haben, mit unsern Augen, Händen betastet haben u. das verkündigen wir Euch;“ und wenn Paulus 1. Kor. 15 sagt: „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel“ — so glaubte ich bisher, dies sei das Fundament, auf dem unsere christliche Kirche, und damit auch unsere evangelische Kirche beruhe. Nun ist aber vor etlichen Wochen ein Buch angekündigt worden: „das Leben Jesu“, kritisch bearbeitet von Strauß, und in dieser Ankündigung wurde gesagt, daß diese Bearbeitung der Lebensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi vom mythischen Standpunkte aus gemacht worden sei. Das Buch selbst habe ich noch nicht gelesen, (es gibt ja sonst noch viel zu lesen), aber die Ankündigung schon sagt es, daß der Verfasser die Lebensgeschichte Jesu mythisch (als eine unbegründete Sage) aufgefaßt haben wolle. Nun sind freilich der Auffassungsweisen dieses Gegenstandes schon gar viele gewesen, doch — so viel ich weiß — hat man inzwischen gegen das Factum der Geschichte inmitten der Christenheit nichts vorgebracht, wenigstens nicht in unserer vaterländischen Kirche. Ich lasse auch jedem Einzelnen die Freiheit, eine Auffassungsweise sich zu wählen, welche ihm beliebt. Weil aber der Verfasser ein Lehrer unserer vaterländischen Kirche, ja sogar im Seminar unserer künftigen Lehrer angestellt ist, so erschien mir die Sache doch bedenklich, weil ich aus leicht begreiflichen Gründen nicht gern in einem Hause wohne, dem man das Fundament genommen hat. Ich bitte daher den lieben Christboten, mir, und mit mir noch Andern, zu rathen, und uns mit Gründen zu überzeugen, wie wir als consequente Männer noch immerfort Genossen einer Gesellschaft bleiben können, die ihre Fun-

damental-Grundsätze sich unter der Hand wegnehmen läßt, ohne sich dagegen zu wehren, oder im Angesicht der ganzen Gesellschaft solche furchtlos und treu zu behaupten.“ Die Entscheidung der Behörde, die vom 28. Juli datirt ist, stand damals schon fest und die salbungsvolle Anfrage sollte wohl nur auf den Schlag vorbereiten. So ist denn der Christenbote in der Lage, auf die bestellte oder auch selbstverfertigte Interpellation sofort den Bescheid hinzuzufügen. „Antwort: Wie der Bote gehört hat, ist diese allerdings höchst wichtige Frage bereits ein Gegenstand der Berathung unserer kirchlichen Oberbehörden geworden, und wird hoffentlich auf eine die Mitglieder der evangelischen Kirche Württembergs beruhigende Weise entschieden werden. Sobald ihm Näheres bekannt sein wird, wird der Bote nicht säumen, seinen Lesern hievon Nachricht zu geben.“ Da der Christenbote bis dahin die Angelegenheit, nach seiner seitherigen Praxis, das Treiben der Ungläubigen der Kunde des gemeinen Mannes zu entziehen, noch gar nicht berührt hatte, ist um so mehr voranzusetzen, daß diese Note einer Anregung der officiellen Kreise ihren Ursprung verdankt, denn da die Redaction weiß, wie es um die Sache steht, hatte sie ihrerseits doch kein Interesse, sich noch in zwölfster Stunde in die Frage zu mischen, man übernahm aber gern die Rolle des „Publicums“, auf das Platt sich berufen hatte. Doch sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls ist Baur der Meinung, der Erlaß gegen Strauß, der durch die Gutachten der unteren Stellen widerrathen war, müsse auf ganz spezifische Einflüsse zurückgeführt werden, die auch durchschlugen, „da ein Mann an der Spitze der Studienbehörde stand, welcher, obgleich einst selbst akademischer Lehrer, in seiner späteren Zeit gar zu sehr nach äußeren Rücksichten zu handeln gewohnt war“¹. Ganz ausdrücklich nahm dann die pietistische Partei den Kampf auf in einer Reihe von Artikeln, die die Ueberschrift trugen „Glauben und Unglauben“² und die selbst ankündigten, daß sie dem vielbesprochenen Buche des Tübinger Repetenten

¹ Bei Klüpfel 414. — ² Jahrgang 1836 Nr. 26 f.

in erster Reihe gälten. Man werde in der nächsten Zeit, heißt es, allerlei Strauß'sche Gründe gegen die Wahrheit hören und da wolle der Christenbote seine Leser in den Stand setzen, auch ein Wörtlein über die Sache mitzureden. Das Wesentliche dieser Aufsätze ist eine Geschichte des Rationalismus in populärstem Stil. Nach dem Verfasser war der erste Rationalist die Schlange im Paradies, die zu Eva sprach: sollte Gott gejagt haben? Seitdem sei der Rationalismus mit der bösen Lust von Haus aus verschwistert. Wahre Sittlichkeit gebe es nur, wo der geoffenbarte Wille Gottes anerkannt werde, denn es gebe nur ein Wort Gottes, aber sehr verschiedene Sorten von Vernunft. Des Lehrers Vernunft sage vielleicht, man solle seinen Nächsten mit Liebe behandeln, aber des Schülers Vernunft sage, man dürfe sich nichts gefallen lassen. Der Gelehrte hinter seinen Büchern erklärt, es sei unvernünftig, sich einen Rausch zu trinken, dagegen der gemeine Mann finde, es sei unvernünftig, sich keinen Rausch zu trinken. So sei die Vernunft auch im einzelnen Menschen oft mit sich uneins. „Ein Professor und ein Pfarrer kann tausend Mal sagen, jene Sünden seien wider das Vernunftgesetz, aber vielleicht ist er selbst der Erste, der noch einer andern Vernunft folgt und in heller Vernunft hurt, lügt, sauft und geizt, wäre es auch nur deswegen, weil keine Regel ohne Ausnahme sei, und weil doch vernünftigerweise ein Unterschied sein müsse zwischen der Katheder- und Bücher- und Prediger-Vernunft, und zwischen der Alltags-, Gesellschafts- und Hausbrauchs-Vernunft. Auf diese Weise hebt der Rationalismus das Gesetz Gottes auf und somit allen Damm gegen die Sünde.“ In einer mit groben Strichen gezeichneten Geschichte der Aufklärung seit dem Auftreten der englischen Deisten wird dann als Resultat des ganzen Verlaufs eine handgreifliche Darstellung der Hegel'schen Philosophie gegeben, so wie die Leser des Christenboten dieselbe begreifen konnten. Die religiösen Consequenzen habe Strauß, die praktischen Gutzkow gezogen. Der Pantheismus „ist die Lehre, welche Strauß nicht erfunden, sondern in Berlin und aus den Büchern von Hegel gelernt hat, und die

er seinem Meister nachschwätzt . . . Daß bei solchen Lehren alle Religion und alle Sittlichkeit aufhört, ist leicht einzusehen“ . . . Gutzkow zeige, wohin man auf diesem Wege komme, wenn er ein gefallenes Mädchen schreiben lasse, sie schäme sich, sich geschämt zu haben. „So weit hat es der Unglaube gebracht. Der Unterschied zwischen diesen Fleischesmenschen und jenen gelehrten geistigen Irrelehrern ist nur der, daß diese aus Ehrbarkeit sich vor dem, was in der Welt als Sünde und Laster gilt, scheuen, und daher ein äußerlich sittliches Leben führen, wie es sich für Gelehrte nun einmal nicht anders schickt. Jenen Andern dagegen ist die Lust mehr als die Ehre, sie sind an Vergnügen und Wollust gewöhnt, und so sagen sie das, was aus den Lehren der Gelehrten folgt, offen heraus. Strauß dient dem Götzen des Hochmuths, Gutzkow dem der Lust, beide hassen Christum und lehren dasselbe über ihn“ . . . „So ist nun der Boden geschildert, aus welchem das Buch von Strauß als ein wahrer Giftbaum aufgesproßt ist,“ mit diesen Worten und dem Versprechen, diesen Baum später noch näher anzusehen, schlossen die Aufsätze, die auch in Separatabdrücken im Lande verbreitet wurden. Die Sprache dieser anonymen Aufsätze war nun aber nicht nur unziemlich in sich selbst, sondern verrieth auch mit empörender Deutlichkeit die Absicht, die Bauern gegen ihre vernunftgläubigen Pfarrer aufzuheizen. Offenbar meinte der Christenbote dieses Mal einen Hauptschlag gegen die moderne Wissenschaft zu führen. Aus diesem Grunde richtete Bieder, Straußens Freund, ein „Sendeschreiben an den Herrn Herausgeber des Christenboten“, das den Kampf aufnahm, der dann im Christenboten weiter geführt², bald große Dimensionen annahm. In rascher Folge erschienen nun, während Strauß an seinen Streitschriften arbeitete, im Jahre 1838 Vischer's Skizze: „Strauß und die Württemberger“ und Märklin's Buch „Darstellung des modernen Pietismus“, von denen der Erstere ästhetisch,

¹ A. a. O. S. 304. — ² Jahrg. 1838, S. 179 f. Briefe über den Pietism., ebenda, 387 f.

der Andere philosophisch den Pietismus zu würdigen unternahm. Auf Märklin's Buch antwortete in eigener Schrift Hofacker. Er sowohl als ein ungenannter Recensent im Christenboten hielten es für angemessen, die Gemeindeglieder darauf aufmerksam zu machen, daß der Helfer von Kalw ein Freund von Strauß sei, „der als Seminarist und Repetent mehr als zehn Jahre lang an einem Tisch das Brot mit ihm gegessen habe¹.“ Als sogar Tholuck für nöthig hielt, eine solche Kampfweise zu rügen², erwiderte der Christenbote höhniſch: „Warum soll denn die Kirche nicht erfahren dürfen, was für Freunde ihre Diener haben³?“ Als Lezter fügte im Jahre 1839 Arnold Ruge in den Halle'schen Jahrbüchern noch seine Studie über die verschiedenen Formen des Pietismus hinzu, so daß eine eigene Literatur über diesen Gegenstand vorliegt.

Den Pietisten selbst hat ihre Gegnerstellung gegen das verhaßte Strauß'sche Buch großen Vortheil gebracht, in Schwaben, indem die Hauptvorkämpfer gegen Strauß, Barth, Hoffmann, Beck u. s. w. sofort mit Rufem und Beförderungen geehrt wurden, in Preußen, indem der Segen, den das Ministerium Altenstein der Hegel'schen Schule gespendet hatte, nun von den Hegelianern genommen und auf die Pietisten gelegt ward, deren Wortführer wir nach zehn Jahren in allen hohen Kirchen- und Lehramtern finden. Um so mehr konnten sie sich trösten, in den genannten Schriften einer heißen Kritik unterzogen worden zu sein. Die lediglich absprechenden Urtheile dieser Gegenschriften — unter denen nur die von Märklin neben den Schattenseiten auch die Lichtseiten der Erscheinung hervorhebt — wird heute niemand mehr voll unterschreiben. Dennoch haben dieselben eine Reihe von Uebelständen an's Licht gezogen, die dem Pietismus anhafteten und die sein Verhalten in den hier in Rede stehenden Kämpfen erklären.

Die Summe dieser Uebel rührt daher, daß im Pietismus die religiöse Gemeinschaft zu dem engen, ungesundem und gehässigen

¹ Christenbote 1839, Nr. 22. S. 215. — ² Lit. Anzeiger 1840, Nr. 15. — ³ 1839, S. 375.

Wesen der Kleinlichen Parteiliebe degenerirt ist. Die in der kleinen Privatversammlung gepflegte Erbauung will an die Stelle der leeren Formen des officiellen Gottesdiensts die wahre Erbauung setzen, in der jedes Mitglied gibt und nimmt und keinem die Freude verkümmert wird, das zum Ausdruck zu bringen, was in ihm lebt. Spricht sich die religiöse Regung im Leben natürlich und am rechten Orte aus, so wird sie uns immer wohlthuernd berühren. Aber der Pietismus will Empfindungen, die ihrer Natur nach nur durch bestimmte Eindrücke hervorgerufen werden können, fixiren, sie möglichst oft und zu bestimmten Stunden durch künstliche Reizungen hervorlocken, darum beleidigt er. Der kirchlich Gesinnte kann ohne Unwahrheit dem Gottesdienst regelmäßig anwohnen und die Predigt auf sich wirken lassen, niemand aber kann ohne Gefahr für seine Wahrhaftigkeit sich auf Zeit und Stunde zu religiösem Austausch verpflichten, Gefühlsausbrüche auf Bestellung hervorrufen, den Mund von Dingen übergehen lassen, von denen das Herz nun ein Mal zu dieser Stunde und unter diesen Menschen leer ist. Werden darum solche Andachtsstunden Gewohnheitsache und wird in ihnen das gegenseitige Reden über das Heilige längere Zeit fortgesetzt, so wird es leicht zum Gerede. Die auf die Stunde bestellte Ekstase wird Heuchelei. Auch soll der Mensch nicht das Innerste herauswinden. In dem Himmel des Apokalyptikers erhält jeder Gläubige einen Stein, darauf ein Name geschrieben steht, den Niemand weiß als der Empfänger. Sein geheimster Name ist ein Geheimniß zwischen ihm und Gott. Bei jeder wirklich heiligen Empfindung heißt es im Menschen: „der Rest ist Schweigen“. Der Pietist sagt auch den Rest. „Dieses Reden von den zartesten, innersten Erfahrungen der Gesellschaft, erklärt darum Vischer¹, das Einmischen heiliger Namen in jedes Bagatell, das gemeinschaftliche Beten mit Gebarden der Zerknirschung, wobei von dem Spruche, der uns in's Kämmerlein weist, keine Ahnung mehr ist, beweist eine große

¹ A. a. O.

Abstumpfung des Schaamgeföhls, sie ist die unzarteste Blosslegung der heiligsten Empfindungen“. Mit diesem forcirten Wesen, das solche bestellte Gebetszusammenkünfte leicht erzeugen, hängt denn nothwendig auch die Geschmacklosigkeit zusammen, die von dem Heiligsten redet, wie von einem Geschäft. Das Beten ist dem Pietisten, weil es für den Conventikel unentbehrlich ist, eine Kunst und wer sie am besten versteht, der ist ein „rechter Gebetsmann“. Ueberhaupt eignet er sich eine eigene überschwengliche Sprache an, die fort und fort seine innere Erregtheit, seinen Gnadenstand der Welt offenbaren und ausdrängen will, vermöge deren alles „lieblich, erquicklich, ein Segen, eine Gnade, eine Gebetserhörnung, eine Erleuchtung, eine Führung“ heißt. Eine chronische Geföhls-erregung, der eine solche Terminologie entspräche, ist psychologisch unmöglich und darum sind diese ständigen Phrasen nicht nur geschmacklos, sondern auch unwahr. Es ist aber auffallend, wie diese überschwengliche Sprache des Conventikels in Süddeutschland viel verbreiteter ist als im Norden. Der schwäbische Troß veranlaßt den Pietisten, den Gegensatz, in dem er zu den Dingen der Welt steht, unablässig hervorzukehren und die natürliche Geschmacklosigkeit läßt ihn für diesen Protest auch die absurdesten Formen finden. Bischer hat in komischer Wuth über die endlosen Abgeschmacktheiten seiner frommen Landsleute folgende Charakteristik des damaligen schwäbischen Pietismus gegeben: „Der Pietist ist Religiöser von métier. Der Pietist ist der Professionist der Religion. Pietist ist, wer nach Religion riecht. Das Religiöse durchdringt bei ihm das Weltliche nicht, sondern es steht als ein Zweites neben dem Weltlichen, weshalb immer noch expreß auf dasselbe verwiesen werden muß. Du sagst zu einem Pietisten: es regnet, ich will einen Schirm nehmen, und er antwortet: gut, aber der wahre Schirm ist Gott. Du sagst: ich trage gern einen Stock, und er versetzt: gut, aber der Herr allein ist der wahre Stecken und Stab. Du sagst: dieß Licht brennt hell oder dunkel, und er bemerkt: gut, aber die Religion ist das wahre Licht. — Gott, Christus, der heil. Geist u. s. w. muß immer genannt

werden, wenn etwas im Geiste der Religion geschehen soll; die geistige Weihe jedes Thuns muß sich als Gebet neben dasselbe stellen. Mit einem Pietisten ist daher schlechterdings nicht fortzukommen, zu sprechen, zu leben, er nimmt nichts, wie es ist, er sieht Alles gebrochen wie im Wasser, er ist absolut geschmacklos, aberwitzig, pervers, er ist wahnsinnig¹. Da der religiöse Werth, führt dann Vischer weiter aus, für den Pietisten nicht in den Arbeiten liegt, sondern noch als ein Zweites hinzukommen muß, wird er nicht nur im Gespräch unerträglich, sondern auch im Handeln unnütz. „Wer fleißig ist, zankt der große Aesthetiker weiter, ist noch kein rechter Pietist. Der rechte Pietist thut nichts, wo es nichts zu salben, zu befehren, zu verdammen gibt. Was er aber thut, dem nimmt er jede Schönheit durch die Art, wie er es thut. Er ist z. B. wohlthätig, er schenkt, aber dabei müssen ihm die Beschenkten so viel beten, daß ihnen die Freude vergeht; er betreibt die Mission, aber es ist dabei nicht sowohl auf Bekehrung der Heiden, als vielmehr auf eine Demonstration gegen die Ketzer im Christenlande, auf fanatische, hochmüthig bescheidene Missionspredigten, abgesehen. Der Pietist achtet aber auch an andern keine sittliche Thätigkeit, nicht deine Amtstreue, nicht deinen Fleiß, nicht dein männliches Wirken. Er hat beschloffen das Heilige anderswo zu suchen als im Guten, daher kann ihm nichts heilig sein²“. Gegenüber den unbestreitbaren Leistungen des Pietismus an seinen Hauptsitzen, in Basel, Kalw, Elberfeld wird niemand behaupten wollen, daß dieses Urtheil volle Gerechtigkeit enthalte, es macht darauf auch keinen Anspruch. Es spricht nur aus, wie in der Hitze der damaligen Kämpfe den Verfolgten die Erscheinung sich darstellte. Daß die Religion in kleine Cliquen gebannt, ungerecht, verfolgungsfüchtig, verläumberisch werden muß, liegt eben darin, daß der Pietismus sie zur Parteisache gemacht hat und als solche betreibt und versteht.

¹ Krit. Gänge I, XIII. — ² Vischer a. a. O. XXVII.

Doch ist zwischen dem naiven Pietismus der ländlichen Stundenhalter und dem gelehrten und vornehmen der pietistischen Theologen und theologisirenden Beamten noch ein großer Unterschied. Gerade von diesen aber ging die Action gegen Strauß und seine Freunde aus. Denn bereits war der Pietismus mehr geworden als nur eine schwärmerische Bewegung unter dem Landvolk. Er zählte unter den Studirenden, Pfarrern, Gelehrten zahlreiche Anhänger und reichte bis in hohe, ja höchste Kreise. Die Theologen und Gebildeten, die sich von der herrschenden Aufklärung gemüthlich unbefriedigt fühlten, hatten auch kaum einen andern Rückhalt als die pietistische Gemeinschaft. Sie konnten sich an keine Kirche anlehnen, die als Corporation im Polizeistaat untergegangen war. Diesen wirklichen Nothstand wird man immerhin den damaligen sectirerischen Bewegungen zu gut schreiben müssen. Die Kirche ist entweder eine Gemeinschaft des Glaubens und der Arbeit oder sie ist überhaupt nichts als etwa eine Anstalt für öffentliche Langeweile. Das Letztere nun war die auf ihre Gottesdienste beschränkte Kirche der dreißiger Jahre in den Städten meistens geworden. Ein lebendiger religiöser Sinn konnte hier wenig finden und gar nichts thun. Die einzige lebendige religiöse Realität, die auf sich selbst stand, war das Conventikelchristenthum. Darin lag das Geheimniß des Umsichgreifens der pietistischen Versammlungen, über das die Presse jener Tage sich so heftig beschwert. Freilich gestaltete sich in diesen gebildeteren Kreisen der Pietismus sofort auch aggressiv, weil er sich hier des Gegensatzes vollkommen bewußt war, in dem er zu Wissenschaft, Kunst und Leben stand. So wurde in den Städten das innere Leben des Pietismus ein fortgesetzter Protest gegen die gesammte Umgebung. Der Pietist macht fortwährend die Faust im Sack, um dann zur Zeit oder Unzeit mit seinem Widerspruch herauszuplazen. „Die Welt, so schildert Vischer dieses Verhältniß, soll nicht tanzen, nicht singen, nicht in's Theater gehn, nicht denken, nicht ohne Gott arbeiten; sie soll es nicht, und soll es nicht und soll es wieder nicht; aber die Welt tanzt,

singt, geht in's Theater, denkt, arbeitet — und wenn du berstest, sie thut es hoch". Das ist die ständige Friction, die den städtischen Pietisten bössartiger macht als den ländlichen und manchen, der auf der Landpfarre vielleicht eine ordentliche Wirksamkeit gefunden hätte zum Störenfried, Zänker und Intriguanten ausbildet. Mit dem gesteigerten Gefühlsleben und dem steten Protestiren gegen, damit aber auch Denken an die sinnlichen Verführungen, hängen denn auch jene Excesse zusammen, die gerade damals aus verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz gemeldet worden waren, und unter denen just im Jahr 1835, die bekannten anstößigen Vorgänge zu Königsberg die Presse ganz außerordentlich beschäftigten. Um so unkluger war es vor dem Christenboten gewesen, den Rationalismus als von Haus aus verwandt mit der bösen Lust zu qualificiren und die Wiederherstellung des Fleisches als Consequenz der Strauß'schen Theologie zu bezeichnen. Die Gegner gaben den Vorwurf zurück und veröffentlichten Stellen aus beliebten und verbreiteten Tractätchen¹, die man anstößig finden kann, ohne ein rationalistischer Bedant zu sein. Daß aber die öffentliche Meinung jene Vorkommnisse zu Zürich, Dresden, Königsberg u. s. f. in Verbindung brachte mit diejem gefühligen und weichlichen Ton, in dem hier Männlein und Weiblein mit einander munkelten, ist gleichfalls begreiflich. Im Uebrigen hätten beide Richtungen gut gethan, mit solchen Vorwürfen sparsam zu verfahren, zumal in Schwaben selbst weder dem Rationalismus, noch dem Pietismus derartige Ausschreitungen zur Last fielen. Außer Frage steht jedenfalls, daß viele ehrenwerthe, werththätige, wahrhaft menschenfreundliche Gesinnung sich auch in der pietistischen Form der religiösen Empfindung schon heimisch gefühlt hat und daß der letzte Zweck des Pietismus das Gute ist, in der Form, in der er sich das Gute nun ein Mal vorstellt.

Dazu waren die pietistischen Kreise keineswegs überall von

¹ Märklin, Darstellung u. Krit. des Pietismus 77 f.

jenem geschmacklosen äußern Auftreten. Vielmehr hatte der Pietismus in den Städten eben bereits angefangen, sich mit dem Supranaturalismus zu einer Partei zusammenzuschließen, das Gewand der Secte abzustreifen, seine aparten Lebensformen zu opfern und sich dadurch zur Leitung der Kirche fähig zu machen. Auch dieser elegantere Pietismus war in Stuttgart vertreten. Sein Lieblingschriftsteller war Albert Knapp, dessen Christlicher Almanach Christoterpe einen zahlreichen, religiös gestimmten Kreis um sich versammelte. Das bedeutende poetische Talent Knapps läugneten auch die Gegner nicht, aber die religiöse Abhängigkeit stieß sie ab. „Knapp, sagt Vischer, hat ein ansehnliches Talent zur Poesie durch seine pietistische Umwendung schimmlicht gemacht. Er läßt Leonidas mit seinen gefallen Tapfern, das Schwert noch krampfhaft in die Faust gepreßt, in herrlichem Zuge zur Unterwelt wallen, dann stoßen sie aber auf Abraham und Sara und müssen sie küssen. Er hat Sinn für alle Herrlichkeit der alten Welt, aber zum Schluß bedauert er dennoch, daß Athen keinen Stadtpfarrer hatte, daß Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Confirmationsunterricht genoß. So muß über alles erst noch der Thron der priesterlichen Salbung, dieses Christoterpentindöl gegossen werden“.

Der Art waren in der Mitte der dreißiger Jahre die Strömungen in den frommen, so die Gegenströmungen in den gebildeten Kreisen, in deren Wirbel Strauß mit seinem Buche gerathen war. Dabei scheidet sich aber auch in der Strömung gegen Strauß wieder die untere und obere Schichte ganz deutlich. Die ländlichen Stundenleute waren geneigt, in dem Erscheinen des Straußischen Buchs am altberühmten theologischen Stift den Gräuel der Verwüstung an heiliger Statt und in Strauß den Antichrist zu sehen. Sie hatten dazu ihren guten Grund. Auf das Jahr 1836 hatte der alte Bengel in seiner Auslegung der Apokalypse das Erscheinen des Herrn berechnet¹.

¹ Vgl. Joh. Alb. Bengel; Erklärte Offenbarg. Joh. oder vielmehr Jesu Christi. Siehe S. 1061, wo es heißt: Anno 1836 Ende des Non-

Den Stundenleuten war das unvergessen geblieben. Die Großmutter des Generalsuperintendenten Hoffmann pflegte ihm in seiner Jugend vorzurechnen, wie alt er im Jahr 1836 sein werde und ihn zu ermahnen, ja recht standhaft zu sein, wenn der Antichrist drei Jahre vorher erscheine und es an's Köpfen gehe². Der junge Hoffmann war über diese kritische Zeit hinweggekommen, ohne den Kopf zu verlieren, wohl aber hatte er im Jahr 1834 eine neue Ausgabe von Bengel's „Erklärter Offenbarung Johannis oder vielmehr Jesu Christi“ besorgt, in deren Vorrede er für die Vorstellung des tausendjährigen Reiches als einer unzweifelhaften Schriftlehre eintrat und Bengel's Bemühung, die Zahl des Weltendes zu berechnen, wozu die Apokalypse bekanntlich selbst auffordert, gegen jeden Vorwurf in Schutz nimmt, selbst für den Fall, wie er weislich hinzusetzt, Bengel sich in Berechnung der Zahl selbst geirrt haben sollte. Eigene Schulen der Apokalyptiker und Detingerianer beschäftigten sich ganz ernstlich mit der weiteren Ausdeutung des Bengel'schen „Systems“. Durch Geistliche und Lehrer wurde eine, von dem emeritirten Pfarrer Tinius verfaßte Schrift: „der jüngste Tag, ob, wie und wann er kommen wird“³, auch in andern Gegenden von Deutschland verbreitet. Ohne daß man von einer eigentlichen Aufregung reden konnte, war doch der apokalyptische Fürwitz lebhaft mit diesen Fragen beschäftigt. Mit einem behaglichen Gruseln gedachten die Weisen der Hinterhäuser und der Conventikelstuben der Möglichkeit, daß das Buch, das die Existenz Christi läugne, der dem Ende vorangehende Antichrist sein könnte. Hieß es nicht bei dem Propheten Jesaja von Babylon d. h. der verweltlichten Kirche: „Strauße werden daselbst wohnen und Feldteufel da hüpfen“, und Hiob nennt sich

chroni und der vielen Könige; Vollendung des Wortes Gottes und seines Geheimnisses. Ende der wenigen Zeit und der 1. 2. u. 1/2 Zeit. Untergang des Thiers. — ² Neue Evang. K.-Ztg. 1873. S. 692. — ³ Zeitz. 1836. Durch Erlaß des Magd. Consist. vom 14. Mai 1836 ward in Sachsen die Colportage verboten.

in seinem tiefsten Elend der Gottverlassenheit einen Bruder der Schakale und Strauße (Hiob 30, 29)¹. Ein gelehrter Pietist rechnete, nachdem Fritzsche, Neuß und Hitzig eben die Lösung der apokalyptischen Zahl 666 gegeben hatten, sogar heraus, daß die 4 Buchstaben, die hebräisch den Namen Strauß bilden, (Samech 60, Lam 400, Resch 200, Waw 6) den Zahlenwerth 666, also die Chiffre des Antichrists geben². Gelegentlich kam dabei doch auch wieder der unverwüßlich gutmüthige Zug des süddeutschen Pietismus zum Ausdruck. So erhielt Strauß im September 1836 einen sehr freundlichen Brief eines pietistischen Pfarrers, der ihm mittheilte, sein Buch habe er nicht gelesen, da er aber glaube, Strauß meine es aufrichtig, so hoffe er auch, er werde sich noch bekehren und dann wie Paulus ein doppelt eifriger Streiter für den Herrn werden. „Alein, fährt dann der Brief fort, mein werther Herr Doctor! erwarten Sie hier nicht die mindeste gelehrte Beweisführung. Dieser Brief soll nämlich durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit, ohne alle Gelehrsamkeit, seine Kraft an Ihnen erzeigen, und ich richte mich in demselben an den, der am besten auch mit den Gelehrtesten reden kann. Meine Worte sind diese: Herr Jesu! Erhöre mich um Deines Namens willen, und laß Herrn Doctor Strauß auf eine lebendige Art inne werden, daß Dein Evangelium und die Bibel Wahrheit ist, und mache Du ihn zu einem lebendigen Zeugen deines Wortes, und thue ein Wunder an ihm, wie einst an Paulus. Das thue Du, Herr und ich hoffe auf Dich! Sehen Sie, mein werther Herr Doctor! jetzt steht die Sache von nun an auf mir und meiner Hoffnung. Leben Sie wohl und seien Sie völlig davon überzeugt, daß Nichts als Liebe und Wohlwollen gegen Sie mich hiezu angetrieben hat. Mit diesen Gesinnungen habe ich die Ehre, mit aller gebührenden Hochachtung Meines hochgeehrten Herrn

¹ Vgl. auch die Schrift: „Antistrausseneier. Eine Sammlung von Anekdoten aus den Kriegszügen“. Zürich, 1839. S. 24. — ² Vgl. auch Allg. K.-Ztg. 1836, Nr. 179.

Doctors gehorsamster Diener zu sein. N Pfarrer.“ Strauß veröffentlichte den Brief in der Allg. Kirchenzeitung¹ als Probe einer einfachen Belehrungsweise. Angeschlagen hat sie nicht bei ihm. —

Während das so im Unterstübchen der Kirche rumorte, war aber auch jener vornehme Pietismus, zumal der Residenz, gegen Strauß thätig und seine Waffen waren wirksamer.

Als Vorkämpfer dieser Kreise erwies sich ein junger Geistlicher am eifrigsten, der berufen war, eine große Rolle in der deutschen Kirche zu spielen und dessen Name mit allen entscheidenden Maßregeln der Kirche Friedrich Wilhelm's IV., Raumer's und Mühler's verflochten ist. Es war das der Sohn jenes Kornthaler Sectirers Hoffmann, der von dem Vater die imposante Persönlichkeit, die durchdringende Gescheutheit und vor allem das Selbstvertrauen geerbt hatte, das Vertrauen erweckt und zum Herrschen befähigt. Eine überlegte, gemäßigte Natur fehlte ihm doch nicht das tiefere Interesse an den Menschen und ihren Schicksalen, das Freunde macht und größere Kreise bindet². In der pietistischen Strömung stand er eben so weit, um den Kopf über derselben zu halten und doch die Fühlung mit ihr nicht zu verlieren, mit der neueren Philosophie und Literatur war er von der Universität her bekannt. Seine nächsten Freunde versichern, er habe damals „einen tiefen Trunk aus dem Becher der Hegel'schen Philosophie gethan“³, gewiß ist, daß er in Geographie und Völkerkunde sich nicht gewöhnliche Kenntnisse erworben hatte und eine gewandte Feder führte.

Wilhelm Hoffmann, zwei Jahre älter als Strauß, war ein Studienfreund desselben von Tübingen her. Sein Biograph weiß von ihm zu berichten⁴, daß er es gewesen, der Strauß, Hegels „Phänomenologie des Geistes“ zum Geburtstag geschenkt

¹ 1836, S. 1669. — ² Vgl. Die Charakteristik Hoffmanns von Blumhardt: Christenbote 1873. S. 305 f. — ³ Neue Ev. K.-Ztg. 1873. S. 713. — ⁴ N. Ev. K.-Ztg. a. a. O.

und ihn zum Studium derselben angetrieben habe. Danach scheint er jenem Hegel'schen Kränzchen angehört zu haben, das sich zu Steudel's Verdruß am Sonntag Vormittag zu der Gottesdienststunde zu versammeln pflegte. Auch Pfarrer Blumhardt bezeugt: „Zum bestimmten Frommen gab sich Hoffmann in jener Zeit nicht her, und manche talentvolle Jünglinge, die mit ihm studirten, waren ihm einiges Hinderniß, weil er sich denselben, als der Größe seines Geistes verwandt, nicht entziehen konnte. So nahm er nie an den Versammlungen frommer Studenten Theil, wie ich es that¹“.

Um so bestimmter griff er auf die Traditionen des väterlichen Hauses zurück, sobald er in den Kirchendienst getreten war. Hatte er noch eben der Hegel'schen Philosophie gehuldigt, in welcher aller Geist der Vorzeit nur ein aufgehobenes Moment ist und die sich darum selbst als die Wiederbringung aller Dinge bezeichnete, so ward er jetzt wieder Chiliasit, ja er ließ sich bestimmen, das Traumbuch der schwäbischen Weltuntergangspropheten neu herauszugeben. „Das Jahr 1836, berichtet sein Biograph, war nahe herbei gekommen, für welches Bengel das Weltende berechnet und es durfte auf neue Theilnahme für Bengels Auslegung der Offenbarung gerechnet werden“. Die Brodhag'sche Verlagshandlung legte sie deshalb für das Bedürfniß der Chiliasiten im Jahr 1834 wieder auf und Hoffmann schrieb die empfehlende Vorbetrachtung dazu. Das Titelbild zeigt die Erscheinung auf Pathmos. Christus mit zwei feurigen Füßen, qualmend wie glühendes Guldenerz, steht auf der Landkarte von Europa, mit dem einen Fuß auf Kleinasien, mit dem andern auf Griechenland, seinen Leib und seine Arme bilden Wolken, sein Angesicht ist eine Sonne, umgeben mit dem Regenbogen. So sieht der Menschensohn der Apokalypse wie ein von Knabenhänden gefertigter Schneemann aus. Während er mit der einen Hand ein Pergament darreicht, darauf geschrieben steht: „Bitter-Süße“,

¹ Christenbote 1873, S. 306.

ist die andere zum Schwur erhoben und als Inschrift ist beigefügt: „Er schwur bei dem Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit, der den Himmel geschaffen hat, und was darinnen ist, und die Erde und was darinnen ist, daß hinfort keine Zeit mehr sein soll, sondern in den Tagen der Stimme des siebenten Engels, wenn er posaunen wird, so soll vollendet werden das Geheimniß Gottes, wie er hat verkündigt seinen Knechten und Propheten“. Natürlich hütete sich Hoffmann in der Einleitung wohl, auch seinerseits die Rechnung Bengels zu adoptiren. Er schreibt vielmehr „zur Antwort für die redlichen, ernstern, um das Heil der Seele bekümmerten Gemüther, welche besorgen, es könnte durch das Nichteintreffen der Bengel'schen Auslegungsprophetie dem wohlverdienten Ansehen des ehrwürdigen Mannes etwas abgebrochen werden“. Sie verweist er darauf, daß, wenn eine Hauptzahl Bengels nicht zutreffe, darum nicht das ganze System unrichtig sei, da man nicht gleich ein Gebäude einreißt, weil im Innern ein Fach verrückt werden müsse, zumal die Frage erst ziemlich weit jenseits 1836 endgültig entschieden werden könne, ob Bengel auch im Ganzen geirrt? Jedenfalls könne man der Zeitrechnung selbst nicht abstreiten, daß sie des Segens und der Erbauung viel gestiftet. „Hat schon Bengel sein Verhalten an die Nähe der Entscheidungszeit geknüpft, so wird es für jene Bekümmerten nur um so dringender, jetzt das Herz alle Tage zu bereiten auf die Erscheinung unseres Herrn, damit sie unter die gehören, welche diese Erscheinung lieb haben. Welchen Schaden hat es denn in den ersten Christengemeinden, ja im ganzen Lauf der Kirche gebracht, daß stets die letzte Zeit so nahe gedacht wurde, daß viele noch meinten, ihr Ende erleben zu können, und daß man sie vielfach durch Zahlen zu bestimmen suchte?.. Nichts hat es gewirkt als Anhalten am Gebet und ernster Wachsamkeit und das wirke es auch ferner!“ Der Herausgeber selbst mithin läßt es dahingestellt, ob in zwei Jahren Christus wiederkommen werde, das emsige Bemühen der Stundenleute mit der Berechnung des jüngsten Tags aber erscheint ihm als eine so heilsame Be-

schäftigung, daß er dieselbe auch für den Fall nicht versäumt wissen möchte, daß alle seitherigen Berechnungen sich in Bälde widerlegt fänden.

Da brachte denn das vorletzte Jahr der Welt, nach Bengelscher Rechnung, im Sommer 1835 das antichristliche Buch von Strauß. Hoffmann beschloß, es zu widerlegen und er hatte es damit so eilig, daß er seine Gegenschrift in Lieferungen erscheinen ließ¹. Trotz der früheren Beziehungen war die Schrift gegen den ehemaligen Gesinnungsgenossen und Freund so herb gehalten, daß selbst der pietistische Pfarrer Zeller, der die „Stimmen der deutschen Kirche gegen Strauß“ sammelte², um dessen Berufung nach Zürich zu hintertreiben, den Wunsch aussprach, „Herr Hoffmann möge in den kommenden Heften sich immer nur der wissenschaftlichen Sprache bedienen und der Ironie und des triumphirenden Tones sich ganz enthalten“³. Es ist ein unerfreulicher Anblick, dieser Streit zweier noch eben befreundeter junger Männer, von denen der im Amt Befindliche, den Abgesetzten, dessen innerlich und äußerlich üble Lage er kennt und gegen den Steine genug erhoben sind, nun auch angreift, während dieser den ehemaligen Studiengenossen eines „unlautern Eifers“ bezüchtigt und ihn einen Menschen nennt „dessen hochmüthiger und selbst höhnischer Ton wesentlich aus dem Bewußtsein entspringe, auf der breiten Basis des Hergebrachten und unter dem sichern Schirme der Staatsgewalt einem scheinbar Vereinzelten gegenüberzustehn“⁴. Es ist wahr, Strauß hatte sich mit der Zeit noch an einen ganz andern Ton zu gewöhnen, aber daß ein Jugendfreund gegen den Abgesetzten, in dieser Weise auftrat, finden wir mindestens nicht edel. Der Titel des Buches lautet: „Das Leben Jesu von Strauß, geprüft für Theologen und Nichttheologen“⁵.

¹ W. Hoffmann, das Leben Jesu, krit. bearbeitet von Dr. Strauss. Stuttgart, 1836. — ² Zürich, bei Höhr, 1837. — ³ A. a. O. S. 131. — ⁴ Vorrede zur zweiten Auflage. VI. — ⁵ Stuttgart, Balz. 1836.

Klug genug ist die Schrift eingerichtet. In der Erkenntniß, um wie viel leichter es sich über allgemeine Begriffe streiten lasse, als über die Geschichtlichkeit eines einzelnen Wunders, dreht sich das ganze erste Heft, ein Drittel des Buchs, um die Prolegomena. Zunächst wird die Strauß'sche Behauptung ausführlich bekämpft, daß der Supranaturalismus sich eben so überlebt habe wie der Rationalismus. Alle großen Theologen bis auf Olshausen, Rijsch, Sack, Tholuck und Neander werden vorgeführt und müssen dem Supranaturalismus ihr Compliment machen. Welcher Balsam für Steudels Wunden! Hier bleibt nur eine Wahl, ruft Hoffmann: Entweder Strauß kennt den Stand der heutigen Theologie nicht, oder er will ihn nicht kennen. Aus dem Zeugniß aller ersten Theologen erhelle, daß der Supranaturalismus den Rationalismus besiegt habe und daß ihm, wie die Vergangenheit, so auch die Zukunft gehöre. Nach fünf Jahren freilich war bereits niemand mehr so blind, daß er über diese Prophezeiung nicht gelacht hätte. Dem Propheten ist sie deshalb um nichts weniger gut bekommen. Daß die modernste Philosophie freilich mit dem Glauben zerfallen sei, läugnet Hoffmann nicht, „aber, fragt er, was ist hieran Besonderes? Schon oft hat eine speculative Richtung hinausgewollt, wo keine Pforte war. Was soll sie nun thun? Durchbrechen? — wenn sie kann. Sich den Kopf einrennen? — wenn sie will. Besser würde sie umkehren und die Pforte suchen; das hat sie bisher gethan und sich wohl dabei befunden“. Aufrichtiger und zugleich realistischer kann man nicht reden. Eben so wenig will Hoffmann natürlich sehen, daß die gegenwärtige Theologie der evangelischen Geschichte gegenüber rathlos sei, und daß der Stand der Evangelienfrage auf die mythische Erklärung dränge. Strauß sage, wo Wunderbares berichtet werde, da sei Mythos, denn Wunderbares könne nicht geschehen sein. „Warum nicht? fragt Hoffmann kaltblütig, weil Wunderbares nicht geschieht — das wäre ja ein Cirkel!“ — Auch daß sonstige Elemente in der heiligen Schrift sich fänden, die auf eine mythische Deutung drängten, wird frischweg in Ab-

rede gestellt. Die heidnischen Götterjagen freilich habe man mythisch deuten müssen, weil sie durch ihren unzüchtlichen Inhalt dazu genöthigt hätten, allein für die Religionsurkunden der Hebräer liege eine derartige Nöthigung nicht vor. Nicht ohne Grund bemerkt darauf Strauß, wenn Abraham im Alten Testamente seine Gattin dem Könige Abimelech überlasse oder Gott den Israeliten befehle, die Gefäße der Aegypter zu stehlen, so sei das für ein gebildetes sittliches Gefühl eben so anstößig als die Liebschaften Jupiters und die Diebstähle des griechischen Hermes und gerade diese Anstöße hätten schon Origenes auf die allegorische, d. h. eben mythische Deutung gewiesen.

Wie unvollkommene Vorstellungen muß man ferner von den Grenzen historischen Wissens haben, um, wie Hoffmann, sich zu dem positiven geschichtlichen Beweis zu erbieuten, daß es in den dreißig Jahren nach Christi Tod keine Sagen von Jesus gegeben habe! Das Zeugniß des Josephus, argumentirt er, sei ächt oder unächt, immer beweise es, daß Josephus von Sagen über Jesus nichts wisse, denn ist das Zeugniß ächt, so steht in demselben von solchen Sagen nichts, und ist es unächt, dann weiß Josephus von Sagen über Jesus gleichfalls nichts, da er über sie schweigt — eine Argumentation, aus der mit Consequenz nur folgte, daß Josephus im ersten Fall eine ganz allgemeine Kunde von Jesus (mehr enthält das Zeugniß in den von Hoffmann für ächt gehaltenen Sätzen nicht) mit Recht oder Unrecht für Geschichte nahm, im zweiten Fall, daß er von Jesu, mithin auch vom Evangelium überhaupt nichts wußte, oder aber, daß er das Evangelium zwar kannte, aber als sagenhaft der Erwähnung nicht für werth hielt: Möglichkeiten, die sich weder entscheiden lassen, noch für die Frage etwas austragen, um die es sich handelt, deren nachdrückliche Erwähnung aber, eingeleitet mit einem emphatischen: „die Hand auf's Herz!“ — einer Theologie vollkommen würdig ist, die das Gesicht in energischen Muskelbewegungen auf- und abschiebt, damit der, der nicht weiß, wie leer ihre Taschen sind, von ferne meine, sie habe zu essen.

Das ist denn der wesentliche Inhalt des ersten Hefts, das Hoffmann zwar mit dem Versprechen der Vorrede begleitet, er wolle beweisen, daß mit seinen Zwecken „würdige Sprache und zarte Achtung sonstiger Verhältnisse sich vertragen“, deren Hauptstärke aber nichts desto weniger darin besteht, daß dem früheren Freunde in herrischen Kraftworten „kümmerliche Selbsttäuschungen, feste Behauptungen, Versicherungen, die bodenlos in der Luft hängen“, vorgeworfen werden. Muß doch sogar die aus privatem Umgang geschöpfte Kunde von Straußens Weinsperger Fahrten und seinem Glauben an die Kerner'schen Wunder den Stachel liefern, der am Ende der Schrift hervorzüngelt: noch sei die fleischesfröhliche Zeit nicht da, von der Lichtenberg weis-sagte, die Menschheit werde schließlich noch so aufgeklärt werden, daß sie nicht mehr an Gott und Unsterblichkeit glaube, sondern nur noch an Gespenster. Natürlich folgte der Schrift auf dem Fuße die übliche Anzeige im Christenboten nach, die Herrn Hoffmann bezeugt¹, er habe den „gewandten Taschenspieler“ entlarvt, seine „Spiegelfechtereien“ enthüllt, seine „Ungebühr“ geächtigt, selbst aber die „schätzbarsten Beiträge zur Förderung der theologischen Wissenschaft geliefert.“ — Es muß ja auch wohl so sein, da Hoffmann Superattendant des Stifts wurde und Strauß als abgesetzter Repetent starb, so sehr er sich um ein öffentliches Amt bemühte. Daß das gepriesene Buch heute verschollen ist, das des entlarvten Taschenspielers der Weltliteratur angehört — was kümmert das den Christenboten und seine Gönner!

Das zweite Heft, das noch im selben Jahre ausgegeben wurde, befaßte sich mit der Vorgeschichte. Wer diese als geschichtlich nachzuweisen verstand, hatte überhaupt gewonnenes Spiel und so glaubt Hoffmann andere Stücke zurückstellen zu können, doch über-sehe man nicht die mit gesperrter Schrift gedruckte Affiche²: „Uebrigens sind wir zu jeder Zeit erbötig, auch von diesen Stücken ihren nicht mythischen Charakter zu

¹ 1836, S. 190. — ² S. 120.

erweisen.“ Zunächst handelt es sich um die Engelererscheinungen dieser Erzählungen. Schleiermacher hatte in der Engellehre den religiösen Ausdruck des frommen Bewußtseins gesehen, daß die Summe göttlichen Geistes sich nicht in den menschlichen Wesen erschöpfe. Als Symbol dieses Glaubens hält auch die neuere Theologie die Engellehre fest. Anders dagegen verhält es sich mit sichtbaren Engelererscheinungen, die Schleiermacher läugnete. „Warum, fragt dagegen Hoffmann, sollen wir an Engelererscheinungen Anstoß nehmen?“ Weil die Engel der übersinnlichen Welt angehören. „Wohl, auch wir gehören ihr an.“ Aber die übersinnlichen Wesen werden nicht sichtbar. „Wenn die Ansicht von der Bildung des Leibes durch die Seele von niemanden widerlegt ist, warum sollte das Sinnlichwerden eines übersinnlichen Wesens unmöglich sein?“ Sind denn seitdem irgendwo und irgendwann die übersinnlichen Wesen je wieder sichtbar geworden? „Da wir seitdem Christum zum Mittler haben, war das nicht mehr nöthig.“ Unmöglich können wir uns aber denken, daß der göttliche Geisterstaat wirklich gerade so beschaffen sei, wie die nach-erilischen Juden sich denselben ausmalten. „Warum nicht?“ Weil die Juden selbst erst seit der Berührung mit den Persern diese Vorstellung ausbildeten. „Das erklärt sich daher, daß erst seit der Berührung mit den Persern ein Bedürfniß zu dieser Offenbarung entstand; in dem Unglück ihrer Unterdrückung mochte den Israeliten öfters der Gedanke kommen, ob nicht die mächtigen Geister, die Amshaspands, Izeds u. s. w. der Zendreligion Jehova übermocht hätten? Eine Stärkung der Zuversicht auf den lebendigen Gott wurde daher nöthig und die beste war die Offenbarung davon, daß die Geistermächte des Parsismus nichts vermögen wider den, dessen Boten auch die höchsten Geister seien.“ Also, daß es sieben Erzengel gebe um Gottes Thron, wußten die Parsen früher als die Juden? „Die Identität der Siebenzahl steht nicht fest, mit Namen genannt werden nur zwei und die Rabbinen zählen später zehn.“ Wollte man nun weiter sagen: Um die Rabbinen handelt es sich nicht, son-

bern um die biblischen Schriftsteller, die allerdings sieben Erzengel zählen¹ und um den Engel Gabriel insbesondere, der aus dem nacherilischen Buche Daniel² stammt, wo die Engel eben so genau abgegrenzte Verrichtungen haben und ebenso an der Spitze der himmlischen Heerschaaren stehn wie die Lichtfürsten der zoroastrischen Religion, so würde der Helfer von Winnenden eben wieder etwas beliebiges Anderes einwenden. Wer sich die Thatsache, daß eine ausgebildeterere Engellehre bei den Juden erst seit ihrer Berührung mit der Engellehre der Parsen auftritt, damit erklären kann, daß damals erst zu ihrer Offenbarung ein Bedürfniß vorlag, der ist eben principiell entschlossen, an die Stelle der geschichtlichen Entwicklung ein fortgesetztes Eingreifen Gottes zu setzen und hat Luther's Wort vergessen, daß Jesus auf der Tempelzinne darum nicht auf die Engel rechnen durfte, weil eine ordentliche Treppe vom Tempel nach der Erde führte. So macht auch der Einwand auf Hoffmann keinen Eindruck, daß die Naturwissenschaft die Functionen, die die Hebräer den Engeln zuschrieben, längst als natürliche Vorgänge erkannt habe, vielmehr antwortet er wiederum im Ton der Reclame: „Wir sind erbötig, diesen Naturkundigen eine Reihe von Preisaufgaben aus der Natur- und Menschengeschichte vorzulegen, deren natürliche Lösung ihnen schwer genug fallen sollte.“ Es fehlte nur, daß auch noch die Prämie normirt und ein Preisgericht bezeichnet würde, das die Frage nach dem fortbauenden Bedürfniß von Engeln zur Entscheidung bringen werde. Nach solchen kindischen Einreden gegen die Elemente der Geschichts- und Naturwissenschaft, findet der Verfasser dann, „daß mit so willkürlichen Einfällen, wie sie Strauß gegen die Engellehre vorbringe, überhaupt wissenschaftlich kaum etwas anzufangen sei, da sie ihre subjective Zufälligkeit recht gebliffentlich zur Schau tragen und dem einfachsten, ungebühtesten Denker schon ihre Nichtigkeit zeigen“.

¹ Tob. 12, 15. Apoc. 11, 15. — ² Dan. 8, 15.

In ähnlicher rabulistischer Weise werden die übrigen Einwendungen gegen die Geschichtlichkeit der Erzählungen von Jesu Geburt abgefertigt. Fragt Strauß, wie denn sechszig Jahre nach der Geburt des Täufers noch jemand die Thatfachen verbürgen konnte, die dieser Geburt vorangegangen, so erwidert Hoffmann, Zacharias sei ja nach der Erscheinung des Engels stumm geworden. „Gewiß fragten die gesetzlich ängstlichen Oberen nach dem Anlaß des Verstummens, und da er stumm war — wie konnte seine Darstellung anders als schriftlich sein?“ Eben diese schriftliche Auskunft des stummen Zacharias hat sich dann auf Lukas vererbt, und ähnlich ist es mit dem Psalm zugegangen, den er nach Lösung seiner Zunge gesprochen, und den der Evangelist, da er hinter jene erste Aufzeichnung angefügt ward, sechszig Jahre später seinem Buche einzuverleiben vermochte.

Wenn Matthäus und Lukas verschiedene Vorgeschichten haben, so glaubt Hoffmann zu entdecken, daß Matthäus weitläufigere Nachrichten excerpirt und so einen selbstständigen Rest für Lukas übrig ließ und wenn durch dieses Zueinanderschieben verschiedener Berichte die Inconvenienz entsteht, daß Maria bei Matthäus ihrem Bräutigam verschweigt, was sie laut Lukas wußte, sie sei gesegnet, „so wird das jeder begreifen, der von bräutlicher Sittsamkeit eine Ahnung hat“! Die Reise zu Elisabeth motivirt Hoffmann ganz novellistisch mit dem Wunsche der Maria, „sich der älteren Freundin mitzutheilen, in der Stille die nöthige Ruhe und Klarheit wieder zu gewinnen, welche ihr der Anblick Josephs nur hätte rauben können. In seiner Gegenwart hätte ein Streit der Empfindungen um so stärker, je mehr sie ihn liebte und achtete, sie beunruhigt. Nachher konnte sie gefast und gestärkt ihm Alles entdecken, was vielleicht bis dahin der Ruf ihm gesagt haben mochte“². Zu solchen Klauen'schen Romanphantasien, mit denen Hoffmann den Widerspruch der Berichte überwindet, kommen gelegentlich auch ganz rationalistische Auskünfte. Nicht wegen Ueberfüllung Bethle-

¹ S. 176 f. — ² S. 178.

hens mußte Maria im Stalle übernachten. sondern in Folge einer unerwartet schnell eingetretenen Entbindung¹. Der Stern der Weisen ist eine astronomische Beobachtung², Hanna's und Simons Weissagungen werden wieder mit Venturini, Paulus u. A. aus der Bekanntschaft der beiden Alten mit der Geburtsgeschichte in Bethlehem begreiflich gemacht, kurz alle jene läppischen Einfälle, die der Supranaturalismus an Paulus verhöhnte, weil sich dieser mit ihnen das Wunder ersparen wollte, werden hier in Anwendung gebracht, um sich das Geständniß zu erlassen, daß in diesen Berichten Sage nicht Geschichte gewaltet habe. Hauptsache blieb eben, daß nur überhaupt etwas gesagt werde, daß dem Gegner recht stolze Worte an den Kopf geworfen werden, ob der Gegner sie verdiene oder nicht, thut nichts zur Sache. Dieses eigene Publicum ließt den Gegner nicht und verlangt nicht, daß er widerlegt, sondern daß er entlarvt, gebrandmarkt, daß es ihm „gesagt“ werde. So versichert dieser nach jedem Strohhalme haschende Apologet: „wir erröthen fast, auf so unbedeutende Einwendungen antworten zu müssen³“, er entdeckt an Strauß „eine fast komische Verworrenheit“ und will seine bona fides nur darum nicht bestreiten, weil dieser Gegner „seine Unsicherheit in der Geschichte bereits auf's auffallendste beurkundet hat⁴.“ Wer sich durch solche Gründe, wie die von Strauß, zur mythischen Ansicht bekehren läßt, „der falle ihm immer zu, wenigstens verliert an ihm die historische Anschauung keinen sehr judiciösen Anhänger⁵.“

Begnügen wir uns, aus dem letzten Abschnitt, der das öffentliche Leben Jesu behandelt, noch einige Proben zu geben. Den Glauben an Jesu vierzigstägiges Fasten in der Wüste erleichtert sich dieser Supranaturalist mit der Bemerkung, es werde ja in keinem der Berichte gesagt, Jesus habe in dieser Zeit auch kein Wasser getrunken und bringt Beispiele bei, daß Nervenranke noch länger nur von Thee sich erhalten hätten⁶. Nun vergegenwärtige man sich diese alberne Vorstellung eines vierzig Tage fastenden, dabei

¹ 241 f. — ² 254 f. — ³ S. 196. — ⁴ S. 239. — ⁵ S. 315. — ⁶ S. 315.

aber Wasser trinkenden Jesus, und entscheide selbst, wie hoch sie religiös über der symbolischen Deutung der Erzählung stehe! In Betreff der Besessenen recurrirt Hoffmann auf die Aussagen mancher heutigen Geisteskranken, die versichern, „daß dem psychisch Leidenden etwas Fremdes in sein Wesen eingedrungen zu sein scheine, das er nicht zu sich selbst rechnen könne. Dieses Fremde erregt ihm Vorstellungen, Antriebe, ganze Reihen von solchen, es muß demnach, weil es geistig wirkt, ein Geist sein. Es wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt, mit einer Macht, die der Kranke sonst nie an sich wahrnahm, folglich ist es ein Geist, der mehr vermag, als der Kranke. Es wirkt schmerzhaft und stört den Kranken am liebsten, wenn er religiös nachdenken, wenn er beten will, folglich ist es ein böser Geist!.“ So wird diese ganze Kategorie von Wundern auf Grund einer Selbstdiagnose von Kranken gerechtfertigt, die mit dem Glauben an Besessene und Dämonen ohnehin aufgewachsen sind. Die übrigen Arten der Heilungen, die Todtenerweckungen und sonstigen Wunder entzieht Hoffmann lieber der Discussion. Daß man sich dieselben nicht anschaulich machen könne, sei eben dem Wunder wesentlich. Die Auferstehung Christi ist ihm so fest bezeugt, als überhaupt irgend eine evangelische Geschichte und der Einwand, daß seit wir keinen localen Himmel mehr über uns haben, der Vorgang der Himmelfahrt für uns zwecklos erscheine, wird mit der Annahme abgewiesen, dieselbe sei ja jedenfalls „um der Jünger willen geschehen, denen nicht erst ein speculativer Unterricht gegeben werden konnte, um ihnen den Hingang zum Vater anders zu verdeutlichen“. Wohin der gegen Himmel sich Erhebende gekommen, bleibe dahingestellt, genug, wenn aus dem Vorgang selbst erhelle, daß der Ort der Seligen, soweit wir einen solchen anzunehmen haben, außerhalb unseres Planeten liegt.

Einem Leserkreis gegenüber, dem solche Argumente genügten, konnte der Helfer von Winnenden in der That sich berümen,

¹ S. 356.

dem Gegner nicht einen Fuß breit gewichen zu sein, und dieser Leserkreis war nicht nur in unteren Regionen zu suchen. Aus dem Helfer von Winnenden ward bald ein mächtiger Missionsinspector, dann Director des Stifts und schließlich ein allmächtiger preussischer Generalsuperintendent. Gelehrte von dieser wahrhaft köstlichen Dreistigkeit und vollkommenen inneren Unbefangtheit des Gemüths konnte eine Theologie brauchen, die gesonnen war, mit dem Bauern vor Gericht zu sprechen: „Ich läugne alles und erwarte den Beweis“. Darin nämlich zeigt sich in dem unbekanntem schwäbischen Diaconus bereits der Instinct des späteren berühmten Kirchenmannes, daß er erkannte, es gelte jetzt nicht mehr Vermittlungen zu suchen, sondern sich auf den Boden der Weltanschauung des gemeinen Mannes zu stellen, auf die Gefahr hin, die gesammte gebildete Welt, Städter und Honoratioren zu verlieren, mit denen kirchlich ja ohnehin nicht viel anzufangen ist. Die Kaltblütigkeit, mit der Hoffmann 2×2 fünf heißt und es eine bodenlose Versicherung, eine absurde Unklarheit und elende Oberflächlichkeit nennt, zu behaupten, daß 2×2 immer vier geben müsse, war in dem gegebenen Fall wirklich das zweckmäßigste Mittel, dem pietistischen Anhang Zutrauen zur guten Sache einzufloßen. Wer erkennt aber nicht in diesem rasch entschlossenen Wechsel der Methode den späteren Hoftheologen, unter dessen Gaben nicht die geringste die war, eine neue Situation sofort zu begreifen und wenn nöthig zu acceptiren. Gewiß war der Verfasser dieses unbedeutenden Buchs eine sehr bedeutende Persönlichkeit, nur vergesse man über dem späteren staatsmännischen Auftreten des weltklugen Mannes, über der „Wissenschaftlichkeit“, die er gern betonte, und der Betheiligung an geographischen und anderen Vereinen, nicht die eigentliche Substanz der Richtung, die man in ihm zum Herrn der preussischen Kirche machte. Diese Substanz ist das schwäbische Conventikelchristenthum. Wie der Vater die apostolische Gemeinde zu Korntal organisirte aus Erweckten, die ursprünglich nach Rußland hatten auswandern wollen, so betrieb sein Bruder auf dem Salon bei Ludwigsburg und dem

Kirchenthalhof bei Marbach die Errichtung eines Gottesstaats in Palästina. Aus diesen Träumereien erwuchs die Gesellschaft vom Neuen Tempel, deren Zweck war, eine großartige Auswanderung von Gläubigen aus allerlei Volk nach dem heiligen Lande herbeizuführen, um dort von Neuem ein Volk Gottes zu constituiren, welches auf dem Grunde der Propheten und Apostel das Gesetz des Alten Bundes in allen Lebensverhältnissen zur vollen Geltung bringen sollte¹. Dieser Christoph Hoffmann ist schließlich wirklich nach Palästina gezogen mit Kolonien württembergischer Auswanderer, von denen die ersten elend zu Grunde gegangen sind. Wilhelm Hoffmann begnügte sich, Palästina in Vorträgen und Schriften zu preisen als „die Stätte, dahin alle Straßen der Erde zielen“, und seinem Sohn die Stelle eines evangelischen Pfarrers in Jerusalem zu verschaffen. Ueberhaupt kam er diesen utopischen Bestrebungen abhanden, seit er in Preußen sein gelobtes Land gefunden und als Kirchenfürst und Mitglied des Staatsraths einer der mächtigsten Männer Deutschlands geworden war. Nunmehr war aus dem klugen schwäbischen Apokalyptiker ein biederer Hofprediger und treuherziger Kirchendiplomat geworden, der die humanen Eigenschaften, die er wirklich besaß, eben so wirksam zur Geltung bringen konnte, wie die perversen kirchlichen und politischen Maximen, die er von Kornthal und Basel mitgebracht, und die für die heutige Lage der evangelischen Kirche Deutschlands in erster Reihe verantwortlich sind. Er war es, der zu den romantischen Träumen des Herrschers das praktische Geschick der Ausführung hinzu brachte. Möchte er mit dem Könige die Sorgen des Bisthums Jerusalem bedenken oder als „schwäbischer Landsmann“ mit dem geistreichen Hohenzollern scherzen, oder den Feldzugsplan gegen Neuenburg mit ihm berathen, bis zuletzt war er die rechte Hand Friedrich Wilhelm IV. und hat in dieser

¹ Occident und Orient von Christoph Hoffmann, Vorsteher des Tempels. Stuttg. 1875. Vgl. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengesch. 3. Aufl. 636.

Stellung diejenigen kirchlichen Zustände begründet, die heute blühen. Wer liest jetzt noch das Leben Jesu von Wilhelm Hoffmann? und wer nimmt es zur Hand ohne Verwunderung, daß ein so bedeutender Mann, der Preußens Geschichte durch lange Jahre bestimmen half, solcher Trivialitäten fähig war? Respect vor diesem Buche, es war die erste Staffel jener wunderbaren Treppe, auf der wir den Verfasser zu einem Ziele emporsteigen sahen, das jeder rechte Mann begehrt, zum Einfluß auf die Entwicklung seines Volks. Ita goruntur res hominum.

Einen ungleich bessern Eindruck als die sophistische Schrift Hoffmann's macht die Entgegnung des Pfarrers Tobias Beck van Mergentheim in der Tübinger Zeitschrift für Theologie¹, aus der man doch wenigstens den metallenen Klang einer ächten Uebersetzung heraus hört. Der Sache nach wird auch der Andersgefinnte Beck zugeben, daß die Strauß'sche Lösung des Räthfels schon darum mißlungen sein müsse, weil sie für eine ungeheure Wirkung unzureichende Gründe annimmt. Desgleichen stimmt ein ächt historisches Denken, für das der tief sinnige Begriff der Persönlichkeit nicht ausgelöscht ist aus der Reihe der schöpferischen Ursachen und das Jesum vor allem nach seiner Selbstdarstellung in seinen beglaubigten Reden geschildert, nicht construiert haben will, Beck zu, wenn er das schöne Wort schreibt: „Eine einzelne Person schon darf ich nicht ansehen, wie es mir gerade einfällt, oder bloße Möglichkeitsgründe es nahe legen, weit weniger eine historische Erscheinung, die, auch nur menschlich betrachtet, wie ein weltbeherrschender Riesenbau dasteht unter menschlichem Trümmerwesen aller Art und Gestalt, und die unter so vielfachen Faust- und Hahnenkämpfen auf dem Sande um sie her ihren Perlenglanz nicht verlor! Daß eine solche Erscheinung für jedes Menschenkind von gestern her in ihrem durch Jahrhunderte nicht erschöpften Schooße Räthsel bergen muß, sollte von selbst sich verstehen, und allerdings zum tiefen unermüdblichen Forschen,

¹ Jahrgang 1855, S. 4. Heft. S. 63.

aber nicht zum schnellen Absprechen und verdächtigen Beklügeln einladen.“ Damit ist in der That die wirkliche Schwäche des Strauß'schen Buchs markig und klar bezeichnet, allein die Frage, ob um die Gestalt Jesu Mythen und Sagen sich gelegt haben, ist so nicht auszutragen. Im Gegentheil sind es gerade die größten historischen Gestalten, um die ein Kranz von Mythen sich flücht, wie es die höchsten und nicht die niedrigen Berge sind, um die die Wolken sich lagern. Was aber Beck gegen diese Möglichkeit mythischer Bestandtheile geltend macht, geht zwar aus der glühenden Ueberzeugung hervor, daß das Christenthum, weil es eine absolut unvergleichliche Sache sei, auch mit keinem der Maßstäbe gemessen werden dürfe, die anderwärts gelten, allein es fördert eben durch diese *petitio principii* die Frage selbst in keiner Weise. „Das Heidenthum, meint er, das die Wahrheit nicht hatte, ist durch subjective Belebungen und Idealisirungen, durch seine Vergeistigung sinnlicher Facta, einzelner Erscheinungen und Verkörperungen der Ideen die Geburtsstätte des Mythos. Das Christenthum aber steht nach Eph. 4, 14 von Haus aus im Widerspruch zu den lucrativen und proselytensüchtigen Spielen und Umtrieben menschlicher Irrthumsmethodik. Eben dieser seiner göttlichen Natur nach konnte das Christenthum nicht die Verweslichkeit und Sündlichkeit, d. h. nichts abnorm Anthropologisches, wie das auf bloßen Gesetzen menschlicher Gebrechlichkeit beruhende Sagenhafte in sich aufnehmen.“ Aber eben das steht ja in Frage, ob das Christenthum wirklich eine solche, dem Gesetz sonstiger Religionsbildung entnommene, außer jede Analogie zu stellende Erscheinung sei? Denn wenn wir das voraussetzen, brauchten wir die Frage nach Mythen im Neuen Testament gar nicht aufzuwerfen. Auch ob das Aufnehmen von Mythischem nothwendig ein „Parasitenprincip“ gewesen wäre, das die Erscheinung baldigst „der Schwindsucht überantwortete“, ist gegenüber dem tausendjährigen Bestand heidnischer Religionen eine sinnlose Behauptung, und wenn Beck fragt: wo sind denn die ächten Evangelien geblieben, falls die unseren unächt sind, so ist das ein Problem, das die Detail-

untersuchung zu lösen hat, aber keine Instanz für die Richtigkeit unserer kanonischen Schriften. Daß es dem Schreiber mit seiner Ueberzeugung ein heiliger Ernst ist, klingt aus jedem seiner Sätze uns entgegen; auch erkannte er mit dem Instinct des Hasses wie der Liebe, was an Straußens Resultaten unhaltbar sei, aber die Frage selbst hat er um keinen Schritt gefördert, weil er ihr Recht negirt. Später hat er dann diesen Standpunkt, daß der Inhalt des Evangeliums zu glauben sei, nicht wie ein Profanes zu untersuchen, nur immer schneidender geltend gemacht. Er rückte bald darauf zum Professor in Basel vor und in unverkennbarem Hinblick auf den schwebenden Handel erklärte er in seiner Antrittsrede, was der Unglaube über die Schrift aussage, sei in sich null und nichtig. „Nur nachdem die Wissenschaft selbst die heilige Geistesstaufe empfangen hat, ist sie befähigt, die wahre innere Kritik auszuüben.“ „Ein Wehe ruft der Geist der Theologie, wie ihre Geschichte über den Leichtsinn, der gerade auf diesem Gebiete der ewigen Wahrheit, schnell zu reden und langsam zu hören, mit einer bloßen Fertigkeit des Talents Alles leisten zu können sich schmeichelt. Der Gottesglaube ist nicht Jedermanns Sache, weil, was er voraussetzt, nicht Jedermann genehm ist, aber er ist's, der die Welt überwindet.“ Daß also das Leben Jesu von jemanden geschrieben wurde, dem die Voraussetzungen des Gottesglaubens, d. h. die Erfüllung der göttlichen Gebote, nicht genehm sei, ist die sittliche Anschuldigung, auf die auch hier die Polemik hinausläuft. Beschwerte sich dann Strauß, daß man ihm Fragen der Theorie in's Gewissen schiebe, so hatte Hengstenberg die Antwort bereit, die Wendung treffe schon darum nicht zu, weil der Teufel kein Gewissen habe.

Daß im Uebrigen der pectorale Ton des Beck'schen Realismus stark auf die Jugend wirken werde, war vorauszusehn, und seine Rückberufung nach Tübingen bezeichnete trotz Baur, Zeller, Schwegler u. s. w. den thatsächlichen Sieg des Pietismus unter den Studenten.

Diesen ersten Vorkämpfern folgten dann noch eine ganze Reihe

von Nachtretern, die zum Theil ausführliche Darstellungen des Lebens Jesu zu Markt brachten. Johann Peter Lange nennt diese Schriftstellerproceſſion die „neue Tempelweihe des entweihten Heiligthums und der insulirten heiligen Geſchichte“. Als „Apologie des Lebens Jesu“ bezeichnet ſich ſelbſt eine in Steubel's Zeitschrift veröffentlichte Entgegnung von Oſiander, in der Strauß vor Qualm und Rauch kein Licht zu entdecken vermochte. Mit ähnlicher Leidenschaftlichkeit iſt die oben genannte Schrift des Extraordinarius Harleß in Erlangen geſchrieben, an die dann noch zahlreiche andere ſich anſchloſſen. Wiſſenſchaftlich war mit denſelben ſchon darum nichts geleistet, weil ſie ſich inſageſamt im Cirkel bewegten; dennoch aber datirt eine neue Zeit des theologischen Studiums von dieſem literariſchen Hervortreten des Pietismus. Die Deduction des Dogma's aus dem Begriff wird von nun an abgelehnt, und der Nachweis, daß daſſelbe einer nothwendigen Empfindungsweiſe des menſchlichen Gemüthes entſpreche, überflüſſig gefunden. Im Gegentheil wird von nun an Schleiermacher gegenüber geltend gemacht, daß nicht der ganze Stoff der Schrift ſich auch als eigenes Gut des religiöſen Bewußtſeins darſtellen laſſe, ſo lang dieſes Bewußtſein die Schrift erſt hervorbringen ſolle, ſtatt von ihr hervorgebracht zu ſein. Die Vorſtellung gilt, weil ſie in der Bibel ſteht, höchſtens, daß man noch für antike Vorſtellungen moderne Analogien ſucht. Es heißt jetzt Wiſſenſchaft, den Studenten zu offenbaren, daß die Hölle im Mittelpunct der Erde liege, wie außer der Schrift die zunehmende Wärme nach unten beweiſe. Es heißt Widerlegung des Zweiflers, ihn, den Finger auf einer Bibelſtelle, anzuherrſchen, er werde ſchon glauben, wenn er einmal das hölliſche Feuer ſpüre. Es heißt Wiſſenſchaft, die neueſte Zoologie in der Hand, die Fiſchſorten zu muſtern, um den auſſindig zu machen, in deſſen Bauch Jonas drei Tage zu bleiben und rhythmische Gebete zu dichten Raum genug hatte. Doch war dieſe Blüthe des „bibliſchen Realismus“ erſt unſeren Tagen vorbehalten, zu Straußens Zeit war man ſo weit noch nicht. Im Gegentheil meinte Strauß, dieſe pietistiſchen Gegenſchriften nicht

einmal einer Entgegnung würdigen zu sollen und hat vielleicht gerade dadurch dazu beigetragen, den Credit dieser Leute bei den Ihren zu erhöhen. Aber wer konnte auch in diesen Traktatenschreibern die künftigen Herren der deutschen Kirche ahnen? Ohnehin wählte sich Strauß seine Gegner nach der Bedeutung, die sie für sein persönliches Geschick gehabt hatten, und so kamen nach Steudel der Tübinger Eschenmayer und der Stuttgarter Menzel an die Reihe, während er die viel bedeutenderen Entgegnungen von Tholuck und Müller nur beiläufig berücksichtigt hat.

Eschenmayer stand unter allen wissenschaftlichen Gegnern Straußens dem populären Conventikelchristenthum am nächsten, in so fern er in dem Glauben an den Teufel und an Besessene einen gemeinsamen Besitz mit demselben zu theilen hatte. Es war ein Nachklang des Semler'schen Streits, daß der damalige Pietismus den Glauben an einen persönlichen Teufel als ein Hauptstück der christlichen Lehre zu betonen pflegte. Die Evangelische Kirchenzeitung jener Tage berichtet¹, daß irgendwo ein Gemeindeglied das Kirchgehen aufgegeben habe, nachdem der Pfarrer erklärt hatte, es gebe keinen persönlichen Teufel, denn, sagte der Mann, gibt es keinen Teufel, dann brauche ich auch keinen Christus und keinen Prediger Christi, und die Kirchenzeitung findet das ganz in der Ordnung. Insbesondere die Befehrungen kommen in persönlichem Kampf mit dem Teufel zu Stande und dieser Kampf ist eine Probe ihrer Realität. Die Erbauungsbücher pflegten mit Vorliebe diese volkstümliche Vorstellung und in einem damals viel verbreiteten Tractätlein, „die heilige Tabea von Stuttgart“, wird erzählt, wie diese Stuttgarter Heilige „an einem entlegenen Orte des Landes vom Teufel versucht ward“. Bald macht ihr der Satan das Beten so sauer, daß sie Gott keinen Vater mehr nennen konnte, bald bläst er ihr Selbstmordgedanken ein, wobei sie eine unglaubliche Gewalt und Zündthigung empfindet, bald kommen ihr Zweifel, ob die Bibel auch Gottes

¹ 1837. Nov. S. 723 f.

Wort sei, wobei ihr der Teufel für einen Augenblick „den ganzen Grund umgerissen“¹. Seit nun die moderne Mystik der Naturphilosophie sich auf das Studium des Zwischenreichs verlegte und den in populären Vorstellungen sich bewegenden Träumen sonnenhübler Bauernmädchen Realität beimaß, nahm die Dämonologie einen neuen Aufschwung. Das „höhere Wissen“, das „Vorempfinden“, das „Fernsehen“ und wie die Gaben alle heißen, an die auch ein Schelling, Schleiermacher und selbst Strauß glaubten, traten für die Realität der Geisterwelt ein und allenthalben begann es nun zu klopfen und zu arbeiten. Ausgestorben waren die Exorcisten in Schwaben ohnehin nie. Der Pfarrer Gäßner zu Klösterle bei Thur hatte am Bodensee Proben seiner Kraft über die Dämonen gegeben und Adepten seiner Kunst hinterlassen². Auch die Secte der Detingerianer hatte von dem alten schwäbischen Prälaten, nach dem man sie nannte, ihre dämonische Naturphilosophie vom Hereinragen der Unnatur und Uebernatur in die Natur, zumal um die Mitternachtsstunde, ererbt. Nunmehr wurden von Seiten der gläubigen Naturphilosophie die Wunderschäfer und Hexenmeister unter dem vornehmeren Namen „Magnetiseurs“ als die sachkundigen Beobachter des „Nachtgebiets“ dem Publicum vorgeführt und ihre Spuckgeschichten galten als „Material“. Auf Grund solcher Quellen richtete Justinus Kerner seinen offenen Brief an Schelling, „über das Vorkommen von Besessenen in unserer Zeit“ und einer der Mitbegründer der Naturphilosophie, Professor Eschenmayer in Tübingen, gab die Acten solcher Krankheits- und Spuckgeschichten einzeln heraus, oder veröffentlichte sie übersichtlich in seiner Zeitschrift. Ein Hauptmitarbeiter Kerner's und Eschenmayer's auf diesem Gebiete wurde durch längere Zeit in den Publicationen beider Gelehrter anonym als der gewaltige Exorcist, als ein bekannter Magnetiseur und als be-

¹ Märklin, Pietism. 54. — ² Vgl. seinen Unterricht wider den Teufel zu streiten. Augsburg. 1775. 3. Aufl. — ³ Allg. K.-Ztg. 1837. No. 37. S. 302 f.

deutendster Geisterbanner Württembergs aufgeführt; endlich lüftete Eschenmayer den Schleier und der große Unbekannte enthüllte sich als ein dem Trunke ergebener Schneidermeister, Namens Dürr zu Kirchheim unter Teck, wo Eschenmayer früher Landarzt gewesen war. In der That ist der Schneider beinahe interessanter gewesen als der Professor. „Dürr, so schildert ihn Eschenmayer selbst¹, hat eine eigenthümliche Constitution; er ißt wenig, von jeder kleinen Portion Wein wird er exaltirt, und von Kaffee zittert er wie ein hysterisches Frauenzimmer. Ist er exaltirt, so rühmt er sich gerne seiner Wunderkuren, so daß er unter dem Volke als Hexenmeister und Teufelsbeschwörer verschrien ist.“ Daß der Schneider häufig betrunken sei, tadelt auch er. Auch daß er seine Exorcismen im Wirthshaus dem Ortspublicum zum Besten gebe, will Eschenmayer nicht loben. Dennoch verkehrte er intim mit ihm und hat Wochen lang mit ihm gemeinsam an armen Kranken operirt. Bald reichte es dem Eifer der Mystiker nicht mehr hin, die Patienten zu heilen, sondern die Dämonen wurden durch Gebete und Bedrohungen bekehrt und gebessert in die Geisterwelt entlassen. Da sie zudem als die Seelen verstorbener bekannter Persönlichkeiten erkannt wurden und als solche auch über die geheimsten Sünden ihres Erdenlebens Beichte ablegten, erhielt die Scandalsucht reiche Nahrung, während anderseits die Mittheilung, wo sie früher gespuckt, es gestattete, die Identität jedes Kobolds herzustellen und bald auch über Abkunft und Verwandtschaft der in Württemberg wirksamen Teufel genaue genealogische Aufschlüsse zu geben. Diese ganze Welt der Teufel, Gespenster und Besessenen wurde nun durch das Buch von Strauß aufgestört, denn die gleichen Grundsätze, nach denen der Tübinger Doctor die Besessenheit zur Zeit Jesu erklärte, wendete er auf die Dämonen seiner Zeit an. Die Krankheitserscheinungen gab er zu, die Aussagen der Kranken und der Bevölkerung über die Ursache

¹ Conflict zwischen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet von Prof. C. A. Eschenmayer.

der Krankheit läugnete er. Ueber die Seherin von Prevorst hatte sich Strauß zuerst mit Eschenmayer überworfen und dieser Zorn des alten Mystikers brach nun hervor in der Schrift, die wir bereits erwähnten. Dieselbe nannte sich: „Der Ischariotismus unserer Tage“ und bezeichnete gleich von vornherein den früheren Schüler und Kollegen als den jüngsten Judas, der den Herrn verrathen. „Von dem ersten Verräther, so lautet die Erklärung des Titels, die Herr Eschenmayer selbst gibt, geht ein Zug durch alle Jahrhunderte, der immer bemüht ist, durch kritische und dialectische Künste theils die historische Grundlage zu verstümmeln, theils die Würde der Offenbarung zu profaniren, theils die Person des Stifters, nicht wie er sich selbst ankündigt, sondern nach dem Maßstab großer Individuen zu betrachten.“ „Alle diese Bestrebungen kann man füglich unter dem Namen Ischariotismus zusammenfassen. Denn wenn das Heilige sich im Menschen verkehrt, so wird es zum Fluch, wie geschrieben steht: und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn.“ — Für diesen Standpunkt genügte es auch, von dem Resultate des ersten Straußischen Bandes Kenntniß zu nehmen. Gelesen hat er auch diesen nur, wie Strauß ihm nachweist, bis zur Seite 462, also etwas über die Hälfte, allein hier kam es ja überhaupt nur auf das Ergebnis an. „Was für ein erbärmliches Ding wäre die christliche Religion, wenn sie sich bloß von Mythen nähren müßte!“ „Wie entwürdigt stehen auf ein Mal jene gottesfürchtigen Männer da!“ „Wie ist der Reichthum der jüdischen Geschichte in Armuth verkehrt!“ — Das sind die Beschreibungen, die der Teufelsbanner den historisch kritischen Untersuchungen entgegensetzt. Dazu eine abstruse Philosophie, die das Sein nach den Kategorien „Uebernatur (Gott), Natur (Welt), Unnatur (Teufel) betrachtet und sich bemüht fühlt, „nachdem Schelling mit dem Begriffe des Absoluten das Gebäude der Philosophie unter Dach gebracht, auf diesem Dachstuhl noch sein Siebelhäuschen zu errichten, in welchem, noch über dem Absoluten, das Selige und Göttliche wohnt, wohin der Mensch nicht mehr über die breite Treppe des Gedankens, sondern nur auf

der schwanken Leiter des Glaubens und nicht ohne daß ihm von oben herunter die Offenbarung unterstützend die Hand reicht, gelangen könne.“ Resultatlos blieben die Verhandlungen mit einem solchen Gegner freilich, doch ist Straußens Streitschrift, wie so manche von Lessing, schon durch die Behandlung des Widersachers ergötzlich, der jetzt über die Logik, jetzt über die Grammatik, jetzt über die Orthographie zur Rede gestellt, durch böshafte Unterbrechungen lächerlich, ja zum Kinderspott gemacht wird. Eine der ergötzlichsten Entdeckungen ist dabei die, daß Eschenmayer fortwährend seine eigenen früheren Schriften abschreibt, weil er mit Recht voraussetze, daß sie doch niemand gelesen habe. So weist Strauß eine Stelle nach, die Eschenmayer zuerst gegen Hegel geschrieben, dann in der Religionsphilosophie abgeschrieben, in der Dogmatik nochmals verwendet hat, und nun auch in den Schariotismus vernäht. „Also ein Lappen, der bereits im vierten Noche seine Dienste leistet.“ Zum Schlusse entschuldigt sich der Kritiker, daß er sich so lang mit einer solchen Schrift abgebe, „allein ist man einmal daran, ist der unhöfliche Schluß, eine solche Nichtigkeit zu entlarven: so darf, wer in allen Dingen nach Gründlichkeit strebt, auch nicht eher ablassen, als bis der letzte Fexen von der Vogel-scheuche abgeriffen ist.“

So geisteschwach nun auch das Dareinreden - des alten Mannes in Dinge, die er nicht verstand, genannt werden muß, einen Vorzug hat er doch vor allen andern Vorsprechern des pietistischen Lagers voraus: Er gesteht ganz offen ein, daß es ihm nicht um die Wissenschaft zu thun sei, sondern um die Kirche. Er haßt alle Theologie und ist so ehrlich, die Hoffnung auszusprechen, das Buch von Strauß werde dieser gemeinschädlichen Wissenschaft ein Ende machen. In dem Buch von Strauß sei nur gekommen, was kommen mußte. Nachdem Schleiermacher durch seine Kunststücke den Satan aus dem Evangelium hinausgetrieben, erscheine nun Strauß und treibe durch noch feinere Kunststücke auch Christum hinaus — und damit sei nun die Selbstvernichtung der Theologie vollendet. Daß diese

Wissenschaft künftighin aufzuhören habe, ist darum die durchaus folgerichtige Ansicht des früheren Landarzts, die jedenfalls sehr viel ehrenhafter war, als das Affectiren einer Wissenschaftlichkeit, die doch mit keinem einzigen Prinzip Ernst machen darf.

Von diesem Standpunkte der ehrlichen Verwerfung aller Theologie machten auf Eschenmayer auch die Einwendungen von Freund und Feind gegen seinen Ischariotismus durchaus keinen Eindruck. Bald nach diesen letzten Leistungen wurde er in Ruhestand versetzt und nun zog er nach Kirchheim unter Teck zu seinem Freunde, dem Schneidermeister Dürr, mit dem er nun gemeinsam Teufel beschwor, Dämonen bekehrte, ihnen Beichte abnahm und sie bekehrt in die Hölle entließ, so daß er, im Diesseits pensionirt, dafür im Jenseits eine um so gesegnetere Wirksamkeit entfaltete. Auch das war neu, daß er nach den Berichten seiner Teufel eine Genealogie der in Württemberg ansässigen Dämonen aufstellte. Der aus dem Gefängniß in Weinsperg erlöste Mönchsgeist war nämlich Herr Eschenmayer auch nach Kirchheim nachgezogen. Seit seiner Bekehrung hatte er den Namen Anton angenommen, dessen ungeachtet Herr Schneider Dürr ihn sofort recognoscirte. Es ist erfreulich, daß seine Bekehrung vorhielt. Während er bei der Weibertreu ein abscheulicher Polterer und Stänker war, fungirte er unter Teck als Schutzgeist und Colleague des „starken Engels“ (Michael), und half die Kranken gegen den Satan und eine ganze Rotte von bösen Geistern vertheidigen. —

In Gemeinsamkeit mit dem Schneider und dem in Kirchheim stationirten Vicar behandelte nun Eschenmayer ein besessenes Mädchen, Karoline Stadelbauer, die über Dämonen, Engel und Verstorbene die wunderbarsten Mittheilungen machte. Auch den Verlauf dieser Kämpfe der schwarzen und weißen Geister, erzählte Eschenmayer 1837 in einer neuen Publication: „Conflict zwischen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet von Professor C. A. Eschenmayer“. Unter den Beweisen für die Existenz der Dämonen wird hier als ganz

selbstverständlich das Erscheinen des Strauß'schen Werk's aufgeführt¹, welche neueste Manifestation des Satans auch der Ungläubigste in jedem Buchladen sich ansehen könne. Zum Schluß versetzt sich der Verfasser selbst im Geicht in die Welt der bösen Geister, dort findet er eine eigene Hölle für die Kritiker und Hegel'schen Philosophen, weil die gewöhnliche nicht heiß genug für sie ist. Auf der ersten Stufe sieht er Judas Ischariot, sodann wird das Treiben jeder Stufe in der Hölle beschrieben. Bei der vierten, der untersten Stufe, findet er die Modernen. Die Mythiker rufen: „Groß ist die Göttin Idea von Berlin!“ Ischariot tauft sie „auf die Idee, das Anundsürschsein und das Anderssein“. Endlich wird eine Preisbewerbung beschrieben unter denen, die das Christenthum am meisten entwürdigt haben. „Alle laufen herzu, aber nur zwischen zweien schwankt der Preis: zwischen einem alten, grauköpfigen Kubelgreis (Dr. Paulus) und einem jungen, kaum der Musenmilch entwöhnten Klopffechter (Dr. Strauß). Der Alte ruft: Mir gebührt der Preis. Seit 50 Jahren geht all mein Dichten und Trachten dahin, den Juden Jesus von seiner Gottessohnschaft zu entkleiden; Tausende von Schülern haben meine Grundsätze eingesogen u. s. f. Was hat dieser junge Laffe gegen mein Verdienst aufzuweisen? Der Junge erwidert: Lieber Satan! Du siehst gewiß voraus, daß ich für die gute Sache noch zehnmal mehr zu leisten vermag, als diese alte ausgebrannte Dellampe. Was der Alte da noch stehen ließ, habe ich vollends ausgetilgt u. s. f. Und jetzt erhält der Junge den Preis, und der Alte das Accessit. Aber mitten in diesem feierlichen Act fährt der Engel des Zorns herab, alle zittern, die Sünden stürzen wie Furien hervor, die ganze Hölle erbebt von Gewinself. Ach wie ist das Loos der Verdammten so bitter!“ Wir sehen hier die Methode des biblischen Realismus, der die Einwürfe der Kritik mit der Aussicht auf die Höllenstrafen wider-

¹ Seite 211.

legt, in löblicher Offenheit gehandhabt. Strauß erwiderte im Jahr 1838 durch eine Anzeige der Schrift¹, die mit den Worten schloß: „Wenn Dante in der Vollmacht dichterischer Begeisterung sich zum Todtenrichter aufwirft, und die Seelen der Vor- und Mitwelt durch Hölle, Fegeseuer und Paradies vertheilt: so ist dies ein erhebendes Schauspiel, welches praktische Energie des Charakters und Kühnheit des Genius uns geben; wenn aber schwach sinniger Überwitz den Stab des Höllenrichters in die schlotterigen Hände nimmt, und die Vertreter ihm unverständlicher Ansichten in den Schwefelspfuhl zu stoßen versucht: so könnte ein so unmächtiges Beginnen lächerlich sein, wenn nicht der Eitel die Oberhand behielte“. Wer nun aber glauben wollte, daß der Pietismus einen Bundesgenossen wie Eschenmayer als einen Anstoß auch für Bessergesinnte sofort und einstimmig verläugnet hätte — der hätte nur ungenügende Kunde davon, was diese Partei unter „Wissenschaftlichkeit“ versteht. Vielmehr wurden die Auslassungen des „ehrwürdigen Eschenmayer“, des „berühmten Vorläufers und Mitbegründers der Naturphilosophie“, als das Wortum eines Philosophen von Fach angepriesen und mit den nöthigen Weglassungen weiter verbreitet. Wie Hengstenberg die Ausführungen Eschenmeyers äußerst treffend fand², so hat insbesondere der verbi divini magister Joh. Zeller dieses „ernste Zeugniß eines auf dem Gebiete der Philosophie wahrlich nicht bedeutungslosen Denkers“ in klug zusammen gestellten Auszügen mitgetheilt³ und dasselbe „zwar nicht philosophisch im gewöhnlichen Sinn, aber doch richtig und tief psychologisch“ befunden⁴. Allein bald hatte man Ursache zu bereuen, daß man sich auf die Bundesgenossenschaft mit den Weinsperger und Kirchheimer Dämonen eingelassen hatte, denn diese schwarzen Turkos fingen an, in der Armee großen Unfug anzurichten. Man machte die Entdeckung,

¹ Abgedr. in d. Char. u. K. 358 f. — ² Vorwort zur Ev. K.-Z. 1836. — ³ Stimmen der Deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauss. Zürich bei S. Höhr. S. 115—120. — ⁴ S. 116.

die freilich leicht zu machen war, daß die Aussagen der Besessenen und Somnambülen keineswegs der analogia fidei gemäß seien und statt der evangelischen Wahrheit phantastische Abenteuerlichkeiten verbreiteten. Schriften wie die „Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne, Geschichte einer Somnambüle in Weilheim an der Teck im Königreich Württemberg, ein Buch, in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden, herausgegeben von einem täglichen Augenzeugen und Freunde der Wahrheit“, waren schon durch ihren Titel so lächerlich, daß die Klügeren und gebildeteren Pietisten es schließlich nöthig fanden, den Somnambülen und Besessenen den Laufpaß zu schreiben. Hatte Wilhelm Hoffmann in seiner Schrift gegen Strauß selbst eine Theorie der Besessenheit nach den Selbstaussagen der Wahnsinnigen gegeben, so sah er sich jetzt „durch einen verehrten Mann aufgefordert“¹, der abscheulichen Mißhandlung jener armen Kranken zu steuern. Als Seelsorger einer geistigen Heilanstalt war er ohnehin dazu verpflichtet und zudem gescheut genug, um es rätzlich zu finden, die Sache des Pietismus von diesen Extravaganzen zu trennen. Natürlich thut er es nicht ohne die Warnung, auch hier nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten und unter Rüge der Weise, wie man rechtschaffene und fromme Männer, die von den vermeintlichen Offenbarungen große Stücke halten, beschimpft und bekämpft habe². Wenn aber in der einen Schrift, die man in gläubigen Kreisen verbreite, eine Somnambüle im Himmel die Seligen mit weißen Kleidern sieht, „auf denen die rosenrothen Scharpen so wunderschön stehn“ und die Engel um ihre „Bundstiefel“ beneidet, so findet Hoffmann doch, „man habe Grund gegen diese Sehereien mißtrauisch zu sein, und sich durch kein Ansehen der Person, der frommen und geistreichen Männer, die dergleichen begünstigen, an der strengen Prüfung hindern zu lassen, was da gelten möge als Wahrheit“. Was die Besessenen betrifft, so findet Hoffmann die Frage noch schwieriger, weil es ein ihm

¹ Christenbote 1838, S. 91 f. — ² Christenbote 1838, S. 91 f.

theurer und hochgeachteter Mann sei, der für den Thatbestand bürgt, und weil die Lehre vom Satan und den Beseffenen selbst so fest stehe wie Gottes Wort. Auf manches, was in der That in den Geschichten von Kerner und Eschenmayer für eine Besetzung im biblischen Sinn spreche, kann er leider „des Raumes wegen“ sich nicht weiter einlassen. Dagegen beweist er um so ausführlicher, was freilich kaum eines Beweises bedarf, daß Schneidermeister Dürr kein Wiedergeborener sei, sondern ein Lump, daß die Geister Entschlafener bei Christus sind im Himmel oder in der Hölle beim Teufel, aber nicht umgehen auf Erden, daß die Apostel nirgends die Dämonen bekehrt hätten, sondern die Kranken, und daß es nach den eigenen Erzählungen der Exorcisten wahrscheinlich erscheine, erst die verkehrte Behandlung habe die armen Kranken beseffen gemacht. Daß Eschenmayer in einer neuen Schrift „über Unglauben, Halbglauen und Volksglauben“ nun auch Hoffmann unter die „Stubenkritiker“ und Halbgläubigen versetzte, bestätigte die Auflösung der seitherigen Geschäftsverbindung auch von seiner Seite und war natürlich dem Herausgeber des Christenboten nur willkommen¹. Dennoch gab so mancher Pfarrer ungerne den Glauben an diese wiedererwachte Gnade der apostolischen Zeit auf. Im Stillen versuchte man hier und dort, Gemüthsranke durch Handauflegung und Gebet zu heilen. Unter diese Gläubigen gehörte auch Hoffmann's intimster Jugendfreund, Pfarrer Blumhardt zu Möttlingen. Als die Heilung eines Dämonischen „eine großartige Erweckung der Gemeinde“ herbeiführte, trat die Angelegenheit in ein neues Stadium. Blumhardt erneuerte die „Gabe der Krankenheilung durch Absolution und Handauflegung kraft bußfertig gläubigen Gebets“. Um dieser Gabe eine unge störte Wirksamkeit zu öffnen, kaufte er später das Bad Boll bei Göppingen, wo er als Seelsorger und Wunderarzt in ganz Süddeutschland bekannt ward². Auch Wilhelm

¹ Christenbote 1838, S. 307 f. — ² Vgl. Kurtz, Kirchengeschichte. Dritte Ausg. S. 638.

Hoffmann, der von den Mühen des Kirchenregiments in seiner schwäbischen Heimath zu rasten pflegte, begegnete sich jährlich mit seinem wunderthätigen alten Freund und Blumhardt bezeugt ihm, daß er gerade noch in der letzten Zeit auch für seine „scheinbar besonderen Wege, Bestrebungen und Hoffnungen“ ein Herz gezeigt habe¹.

Merkwürdig, wie lange doch auch Strauß an dem Glauben an Hellsehen, Fernempfinden und dgl. festgehalten hat. Eine Reihe von Aufsätzen aus den Jahren 1836—39 behandeln dieses Thema und selbst die Ausgabe seiner Charakteristiken und Kritiken von 1844 beläßt es bei dem Bekenntniß der Vorrede, daß diese Aufsätze seinem gegenwärtigen Standpunkt entsprächen. Wer aber daraus schließen wollte, daß in diesem Stück der große Kritiker länger im Aberglauben befangen geblieben sei als sein berühmter Gegner, den verweisen wir auf den Nekrolog des Generalsuperintendenten Hoffmann, dessen Tod im Jahr 1873 nach Herrn Hofprediger Wilhelm Baur von einem Wunder begleitet war. „Eine ehemalige Zuhörerin des Entschlafenen, berichtet uns der nunmehrige Vorsteher des Domcandidatenstifts², die außerhalb Berlins lebt und von Krankheit und Sterben desselben nichts wußte, hatte um die Sterbestunde, hell aus dem Schlafe erwachend, die deutliche Anschauung im Geiste, wie sie am Domcandidatenstift vorbeiging und singen hörte: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir“. An sich mag es erfreulich sein, daß auch im Jahre 1873 die todtten preussischen Hofprediger noch Wunder wirken, von den lebendigen aber fänden wir es klüger, wenn sie dieselben nicht weiter sagten.

¹ Christenbote 1873, Nr. 39. S. 308. — ² Neue Evang. Kirchenztg. v. 20. Dez. 1873, S. 806.

5. Pietismus und Orthodoxie in Norddeutschland.

Hoffmanns Biograph hat mit Recht darauf hingewiesen, daß man dem Vortrag dieses Kanzelredners angefühl habe, daß er, ehe er nach Berlin kam, süddeutsche Bergluft und schweizerische Alpenfrische geathmet habe, und auf diesen provinziellen Anflängen beruhte zum Theil seine Beliebtheit. Doch stellt sich darin auch ein tieferer Gegensatz dar, in dem Hoffmann zu seinen preußischen Gesinnungsgenossen stand. Der süddeutsche Pietismus ist ein Volksproduct, der norddeutsche ein Stubengewächs. Hoffmann war in diesen Vorstellungen herangewachsen und hatte sie zuerst in ihrer treuherzigen Naivetät kennen lernen. Im väterlichen Hause war seit seinem ersten Erinnern alles Reden, Singen und Beten auf die Wiederkunft Christi gerichtet gewesen. Sonntäglich wanderten die Frommen Leonbergs nach Stuttgart, um ihren früheren Pfarrer Kieger zu hören. Heimkehrend machten sie auf einem Höhenzuge Halt und unter den Bäumen oder auf der Waldwiese ward in Lied und Gebet das „Amen, ja komm Herr Jesu!“ von der harrenden Gemeinde zum Himmel gerufen. Da warf dann wohl in überschwenglicher Begeisterung ein alter Handwerksmann die Mütze in die Luft mit dem Ausrufe: „Herr Jemine, wär's nor scho do!“ Der Führer des süddeutschen Pietismus hatte so ein Mal in seiner Jugend diesen naiven Glauben gesehen, und wohl auch getheilt, den er als Kirchenfürst vertrat, Hen g s t e n b e r g, der Repräsentant des norddeutschen Pietismus, hatte nach aufgeklärter Jugendzeit, als Doctor der Philosophie, zugleich mit dem Entschluß, sich als Theologe zu habilitiren, sich umgewendet und kannte diesen Glauben von Anfang an nur als Parteisache. Der Eine hatte mit dem Volksglauben Fühlung be-

¹ Neue Ev. K.-Ztg. 1873, 692.

halten und ward darum niemals so maßlos im Ausdruck, so gewaltsam in seinen Forderungen wie der theoretische Pietist des Rathhebers, dessen Tiraden, eben weil sie rein literarische Leistungen sind, alles Maß vergessen. Dennoch war Hengstenberg persönlich nichts weniger als leidenschaftlich. Kahnis, einer seiner nächsten Freunde, sagt von ihm: „Hengstenberg war eine von Haus aus ruhige, leidenschaftslose, ja phlegmatische Natur, die nie von Gefühl und Phantasie bestimmt wurde. Hengstenberg war durch und durch Charakter. Er dachte mit dem Willen und wollte mit dem Verstand. Ein experimentirendes, zweifelndes, ziellos der Wissenschaft zusteuerndes Denken kannte er nicht. Hatte er etwas erfakt, so legte er in dasselbe seinen ganzen Willen und änderte dann nicht leicht sein Urtheil. Was ihm aber auf diesem Wege zur Ueberzeugung geworden, das suchte er mit einer, keine Rücksichten, Hindernisse und Schranken kennenden Thatkraft durchzuführen¹“. Wenn wir also gewohnt sind, den Pietismus für ein Gefühlsschriftenthum zu halten, werden wir hier mit vollem Recht belehrt, daß der Hengstenberg'sche Pietismus vielmehr eine Verstandesfache, ein doctrinärer Fanatismus war. Das zeigte sich auch schon in der äußeren Erscheinung. Wenn durch alle Aeußerungen Hoffmanns ein schwäbisches „Mailüfterl“ wehte, und er selbst den Zusammenhang mit den Kreisen, in denen der Pietismus naturwüchsig ist, gern durchscheinen ließ, so hatte Hengstenberg durchaus nichts von dieser populären Haltung. Der Mann, der in seiner Kirchenzeitung eine prophetische Sprache und einen hyperbiblischen Jargon, gleich einem erweckten Handwerker oder englischen Puritaner handhabt, machte, mit den Worten seines Freundes Kahnis zu reden, „durchaus den Eindruck eines Mannes aus der Bildungswelt der Gegenwart. An eine alttestamentliche Persönlichkeit, an Flacius und Calovius, an einen Herrenhuther konnte niemand denken, der ihn sah. Hengstenberg kannte alle Ansprüche des laufenden Lebens, begleitete mit großem Interesse

¹ Vgl. den Nekrolog der Ev. Kirchenzeitung 1869, S. 747 f.

alle Bewegungen, so der städtischen als der socialen und politischen Welt, hatte eine bewundernswürdige Kenntniß von Personen und Zuständen aller Orte und beurtheilte die Verhältnisse der Gegenwart weder vom optimistischen noch vom pessimistischen, sondern vom Standpunkte eines praktischen Realismus aus. Immer gefaßt auf das Aeußerste, besaß er eine große Klugheit, die Dinge, wie sie lagen, für das Reich Gottes auszubeuten“. Gemeinschaftlich sind Hoffmann und Hengstenberg die Beziehungen zu der vornehmen Welt Berlins. Hoffmann's erste Frau war eine Bäckerstochter gewesen, die zweite war eine Adelige, die dritte und vierte waren Gräfinnen. So sagt Rahnis auch von der gesellschaftlichen Stellung des Redacteurs der Evangelischen Kirchenzeitung: „Hengstenberg sah sich durch den Kreis, der ihn in Berlin aufnahm, durch den Stand seiner Gattin, endlich durch seine Stellung als Leiter der kirchlichen Richtung vorzugsweise an ein Verhältniß zu den höheren Ständen gewiesen. In seinem gastlichen Hause begegneten sich nicht selten Männer der hohen Standesaristokratie mit Männern der Geistesaristokratie in der Gemeinschaft kirchlichen Geistes . . . zunächst machte Hengstenberg den Eindruck eines vorzugsweise feinen Mannes. . . . in einer solchen Vereinigung von unerschütterlicher Festigkeit des Charakters und einem großen Talent, das Leben praktisch zu nehmen, lag eine Grundbedingung der tief eingreifenden Wirksamkeit Hengstenbergs“.

Geboren war Ernst Wilhelm Hengstenberg¹ am 20. October 1802 zu Fröndenberg, erzogen wurde er zu Wetter an der Ruhr, wo sein Vater Pastor war, in dessen Haus u. A. auch die jungen Barone Senfft von Pilsach aufgewachsen sind. Die Vorfahren hatten als Patrizier von Dortmund eine Rolle gespielt. Das Wappen der „Hengstenberge“ findet sich dort noch in den Kirchenfenstern. Sein Abzeichen ist ein schwarzes, rechtspringendes Roß².

¹ Vgl. Evang. Kirchenzeitung 1869, S. 747 f. — ² Bachmann, Hengstenberg. Gütersloh 1876, S. 4.

Eine Chronik dieser Stadt soll gelegentlich einer Revolution im 14. Jahrhundert berichten: „Die Bürger versammelten sich bei starkem Bier, die Patrizier aber unter Sergius Hengstenberg bei altem Rheinwein“. Hengstenberg's Vater gehörte der landläufigen gemüthlichen Theologie an und hatte nichts mit der Richtung gemein, die später nach seinem Namen benannt wurde. Ein kränkliches, aber begabtes Kind war sein Sohn früh entwickelt, bezog im siebzehnten Jahr die Universität Bonn und machte mit einundzwanzig seinen philosophischen Doctor. Er war in dieser Periode Mitglied, eine Weile auch einer der Sprecher der Burschenschaft, fleißiger Schüler des Arabisten Freytag, von wenig theologischem Interesse. Unter 31 Vorlesungen, die er in drei Jahren zu Bonn hörte, waren nur vier theologische, und unter diesen drei hebräische, die also gleichfalls durch das philologische Studium dictirt waren. Auch den emsig suchenden Biographen lassen die Briefe dieser Zeit ohne Kunde über das religiöse Leben des jungen Mannes und vom Gottesdienst ist in einer dreijährigen Correspondenz nur ein Mal, und zwar abfällig, die Rede¹. Dennoch ist schon des Studenten verstandesmäßiges Raisonnement, daß wer Pastor werde, den Glauben der Kirche vorzutragen habe und eine Untersuchung gegen einen katholischen Rationalisten, der „die saubern Sachen von Barth u. s. w.“ in einem Commentar vortragen, hat seinen sichtslichen Beifall². Schleiermachers Glaubenslehre gab er nach absolvirter Lectüre seinem Lehrer Brandis mit den Worten zurück: „Wenn ich so bleibe, wie ich bin, werde ich nicht Theologe, wenn ich's aber werde, zu dem da wende ich mich nimmer³“. Es ist danach wohl eine optische Täuschung, wenn Hengstenberg in späteren officiellen Aeußerungen behauptet, stets das Studium der Theologie im Auge behalten zu haben. Vielmehr benützte er seine Promotion zu Bonn im Januar 1823, um in ganz überflüssiger Weise seiner geringschätzigen Meinung

¹ Bachmann, Hengstenberg. I, S. 100. — ² Bachmann I, 43. —

³ Evang. K.-Ztg. 1869, S. 750.

von der Exegese der Theologen Ausdruck zu geben¹. Gleich die zweite seiner Thesen, zu der ihn freilich sein Lehrer Freitag geführt haben soll, lautet: „Die theologische Erklärung des alten Testaments ist ohne Werth“ (nihil est). Auch solche Behauptungen fehlen nicht, die durchaus den Standpunkt der kritischen Schule vertreten, wie These 7: „In der Sammlung von Weissagungen, welche den Namen des Jesaja trägt, haben Cap. 40—66 einen und denselben Verfasser“, oder die apodictische achte: „die Rede des Elihu im Buche Hiob ist unächt“ (spuria). Natürlich waren die beiden theologischen Facultäten von der gütigen zweiten These nicht sehr erbaut. Professor Sack und Augusti opponirten ex corona, man war allgemein über den vorlauten jungen Philosophen entrüstet und Professor Heinrich äußerte sich im philologischen Seminar so kräftig, daß sich Hengstenberg den Abschiedsbesuch bei ihm erließ. Inbessen ganz abgesehen von der Unziemlichkeit eines solchen Auftretens ist es nicht immer weise, sich so radical auszusprechen; als der junge Mann nach Ablauf von drei Semestern dennoch zum Entschluß gekommen war, sich als Theologe zu habilitiren, da lauten die Thesen dieses wandelbaren Theseus ganz anders. „Die thun Unrecht, findet er nun, um den Anfang an's Ende anzuknüpfen, welche die von Elihu gehaltene Rede aus dem Buche Hiob entfernen wollen“. (These 8). „Die thun dem Worte Gewalt an, welche das 53. Cap. des Jesaja nicht vom Messias verstehen wollen“. (These 5): „Das Buch Hiob ist uralt, nicht wie manche meinen zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft zusammengestückt“. (These 6). Hieß es vorher, „die theologische Erklärung des alten Testaments ist ohne Werth“, so haben wir jetzt einen Hagel von Versicherungen, daß im Gegentheil die profane ohne Werth sei. „Die menschliche Vernunft ist blind in göttlichen Dingen“. (These 12). „Philosophen, welche weiser sein wollen als Christus, sind Götzendiener“. (Th. 11). „Zum Verständniß des alten Testaments reicht die Philologie

¹ Bachmann I, 96. Evang. K.-Ztg. 1869, S. 883 f.

nicht aus; es ist ein Gemüth erforderlich, dem Christi Herrlichkeit aufgegangen ist“. (Thes. 1). Die Umkehrung ist also in erstaunlich kurzer Frist eine vollständige; und selbst rein wissenschaftliche Fragen, deren Beurtheilung Gegenstand specieller Forschung ist, werden jetzt der Reihe nach in entgegengesetztem Sinn als im Wintersemester 1823 entschieden.

Gegnerische Stimmen wollten in diesem eben so raschen als radicalen Ummenden nichts als einen frivolen Kunstgriff sehen, um rascher vorwärts zu kommen, allein psychologisch wahrscheinlich ist es nicht, es werde ein geistig fein durchgebildeter Mensch wie Hengstenberg sein ganzes Leben auf eine bewusste Heuchelei stellen. Es muß doch eine Ader in ihm gewesen sein, die schon damals mit der bekenntnißmäßig kirchlichen Interpretation der Schrift sympathisirte, sonst hätte er eine derartige innere Lage gar nicht für die Dauer ausgehalten.

Er selbst hat gelegentlich behauptet, von der Gemeinde der Herrenhuther seine religiösen Impulse empfangen zu haben. „Wenn Alles zusammenbricht, so ziehe ich mich in die Brüdergemeinde zurück, denn von der bin ich ausgegangen¹“. Allein auch das gehört unter die späteren Selbsttäuschungen Hengstenbergs. Er war allerdings — aber vor jenen radicalen Bonner Thesen — in der Brüdergemeinde zu Neuwied zu Gast und rühmt in einem Briefe den Gottesdienst, den Gesang und den ganzen Geist der Anstalt, aber vornehmlich macht er sich doch über die Masse von Theetöpfchen lustig, die das Viebesmahl darstellen sollten und schildert seinen Schrecken, als man ihm bei demselben einen Laib Brod vorlegte, den kurz nach dem Mittagessen zu verzehren ihm „sehr bitter“ gewesen wäre². Nicht viel anders ist es mit seiner angeblichen Belehrung in Basel bestellt, auf die uns seine Biographen mit großem Eifer verweisen. Hengstenberg war dorthin im September 1824 gekommen als Privatlehrer des reichen Candidaten Stähelin, der sich zum akademischen Lehramt vorbereitete

¹ Bachmann, a. a. O. I, 106 — ² Bachmann, I, 106.

und Hengstenbergs Unterricht im Hebräischen beehrte. Die Briefe aus dieser Zeit zeigen ein lebendiges Naturgefühl, norddeutschen Familiensinn, aber zu der Basler Frömmigkeit steht er in Opposition, anfangs sogar in einer sehr heftigen, wenn er auch vor der großartigen Thätigkeit der Missionsanstalt je länger je mehr Respect empfindet. Daß er im Streit mit radicalen Tischgenossen die positiven Anschauungen in sich erstarren fühlt¹, daß er unter dem Eindruck der Lobesnachricht einer geliebten Mutter religiös ergriffen und mehr zu theologischen als sprachlichen Studien aufgelegt ist², wer wollte sich darüber wundern — aber seine theoretischen Meinungen sind noch die früheren. Mit dem theologenfeindlichen Gönner Freytag, der ihn das erste Mal zu der angefochtensten seiner Thesen verleitet hatte, in Verhandlung über seine Habilitation in Bonn wird er von diesem in Betreff der projectirten Probevorlesung gewarnt, Aeußerungen zu thun, die gleich eine Partei gegen ihn aufbringen würden, er solle sich begnügen, über den Nutzen der Kenntniß des Arabischen für die alttestamentliche Exegese zu sprechen³ und in seinen Disputationen mit Stähelin ist dieser der conservative Theil, während Hengstenberg z. B. die exilische Abfassung von Jesaja 40—66 noch immer vertritt⁴. Daß Hengstenberg später, nachdem er sich dem Pietismus zugewendet, die Basler Eindrücke hoch anschlug, ist gewiß; aber weder der Gegenstand seiner Studien noch seine kritischen Urtheile hatten sich geändert, als er nach einer ausgedehnten Correspondenz, wo er am raschesten vorwärts kommen werde, sich im Herbst 1824 für Berlin entschied und sich dort in der philosophischen Facultät für Orientalia habilitirte. Er las im ersten Semester Arabisch vor zwei, Syrisch vor drei Zuhörern, um so näher lag es, an Erweiterung seines Wirkungskreises durch Habilitation in der theologischen Facultät zu denken.

Die Entscheidung gab Geheimrath Schulze, der sich seiner

¹ S. 157. — ² S. 169 — ³ Bachmann, S. 144. — ⁴ Bachmann I, 155.

schon länger angenommen hatte und ihm bei einem seiner ersten Besuche sagte, „wenn er nicht seinem Fortkommen die größten Hindernisse in den Weg legen wolle, so müsse er sich in die theologische Facultät aufnehmen lassen“. Nachdem er sich dafür entschieden, trat nun aber jene trocken juristische Auffassung bei ihm in Kraft, die er schon in Bonn vertreten, daß der Theologe die Lehre seiner Kirche vorzutragen habe und seine Schriftauslegung dem Bekenntniß unterordnen müsse. So wird sein Standpunct schnell fertig. Von Haus aus kein Freund der Rationalisten, hatte er im Basler Missionshaus gesehen, was auf die Massen und auf die Jugend wirkt, so findet er alsbald, daß die Regierung „einige gelehrte Missionare nach Halle schicken sollte“. Als Thilo Halle verlassen will, gibt Geh. Rath Schulze dem jungen Günstling, der das Licentiatenexamen noch nicht bestanden hat, den vertraulichen Rath, „wenn er sich stark genug fühle, dort mit Entschiedenheit aufzutreten, beim Ministerio um Versetzung als Privatdocent nach Halle mit einer festen Remuneration einzukommen“ und auch Ministerialrath Süvern, der aber nicht wissen durfte, daß er von Schulze ausgehe, heißt den Plan gut. In seiner Eingabe vom 24. November bemerkt nun Hengstenberg: „es möchte bei der Richtung, welche die Theologie in Halle genommen habe, vielleicht als wünschenswerth erscheinen, daß ein Docent, fest überzeugt von der Wahrheit der entgegengesetzten theologischen Richtung und ihre Vertheidigung entschieden ergreifend, in Halle eben durch diesen Gegensatz nützlich werde“. So glaubt er im Hinblick auf die dortigen Rationalisten versichern zu dürfen, „daß diese Richtung die seinige nicht ist und nie die seinige werden wird. Und sollte auch dadurch, daß eine andere Ansicht der bisher fast allein herrschenden Richtung, der sich auch Professor Thilo ganz ergeben hatte, entgegenträte, Kampf und Reibung entstehen, so könnte dies für die Wissenschaft und für das Leben nicht anders als sehr ersprießlich sein¹“. Diese, vier Wochen

¹ Bachmann I, 209.

nach der Ankunft in Berlin, verfaßte Eingabe, ist das erste Document, das unzweideutig beweist, daß Hengstenberg nicht mehr gefonnen sei, die theologische Auslegung des Alten Testaments werthlos zu nennen¹.

Man mag diesen ersten Gebrauch, den der zweiundzwanzigjährige Jüngling von seinem neuen Glaubensstandpunct macht, bedenklich nennen, aber vor allem setzt es sehr ungesunde Zustände voraus, wenn ein junger Mann, der das Licentiatenexamen noch gar nicht einmal bestanden hat, vielmehr dem Vater privatim anvertraut, dafür noch einige Monate sehr angestrengt arbeiten zu müssen², sich überhaupt dem Minister als Glaubenskämpfer gegen eine Facultät anbieten darf, ohne eine ernstliche Rüge gewärtigen zu müssen. Als Erläuterung für den Vater, warum er sich auf Halle einlassen wolle, heißt es in einem Brief: „Zu einer Anstellung in Berlin oder Bonn ist für jetzt keine Aussicht; in Halle hingegen sind mehr alte Theologen, wie irgendwo, und wer schon dort redlich das Seine gethan hätte, könnte sicher hoffen, in der Anstellung Anderen vorgezogen zu werden³“. Da Thilo blieb, fiel der ganze Plan in's Wasser, aber so verdrohnt war

¹ Wir werden uns also die Bekehrung Hengstenberg's vorzustellen haben, wie die Bekehrung Leo's. So wenig Leo's Widerruf seiner Geschichte der Juden im ersten Band seiner Weltgeschichte, nach Hengstenberg's Zeugniß, (Ev. K.-Ztg. 1836, S. 30) „allein aus erneuertem und gründlicherem Studium“ rührte, sondern aus dem „Aufgeben seines früheren Lebensstandpuncts“, eben so wenig hatte Hengstenberg in drei Semestern alle jene Fragen neu untersuchen können, in denen er nun das Gegentheil zu meinen vorgab, als zu Bonn. Wie er selbst über Bekehrungen dachte, beweisen Aeußerungen wie die: „Leo hat für den Dienst, den er der Evangelischen Kirche geleistet, das nicht leichte Opfer, das er ihr dargebracht, bis jetzt nicht die rechte Anerkennung gefunden, nicht den verdienten Dank erhalten u. s. w.“ Ev. K.-Z. 1839, S. 20. 30. Ebenso S. 41: „Die Gegner haben viel gegen Leo auszurichten geglaubt, wenn sie ihm vorhielten, daß er früher ganz andere Grundsätze gehabt aber niemand wird als Christ geboren. Der Gang, den Leo genommen, ist daher durchaus als ein normaler zu betrachten. Daß Jemand beginnt, wie er begonnen, ist in unserer Zeit ganz natürlich u. s. w.“ — ² S. 211. —

³ Bachmann I, S. 210.

der junge Gläubige bereits, daß, als der Antrag der Facultät, ihm das Licentiatenexamen zu erlassen, wegen der Consequenzen vom Ministerium abgewiesen wurde, er das als eine bittere Kränkung betrachtete. Sofort vermuthet er, daß man ihn wegen seines Glaubens verfolge; denn die Ministerialreferenten Schulze und Beckedorff seien beide „ganz rasende Hegelianer“ und hätten ihn ohne Erfolg ermahnt, sich an Marheineke anzuschließen. Doch ist er geneigt, die Heimfuchung, daß ihm das Examen nicht erlassen und er nicht schon jetzt bei der Leitung des Seminars theilhaftig wird, als eine Führung zu betrachten: „Niemand kommt zum Sohne, es ziehe ihn denn der Vater und der ziehet auf mancherlei Weise, wie es für Jeden gut ist, durch Freude und durch Leid“. Diesen anspruchsvollen Anfänger zog er zunächst durch das vorchriftsmäßige Examen, dem dann am 20. April 1825 die Disputation über jene Thesen folgte, die das Gegentheil dessen besagen, was er am 18. Januar 1823 zu Bonn vertheidigt hatte. Warum er überhaupt dieselben Themata wählte wie vor drei Semestern, nur nach der positiven Seite gewendet, ob als Widerruf, ob darum, weil sie ihm schon geläufig waren, wagen wir nicht zu entscheiden.

Das für eine wissenschaftliche Disputation ohnehin unpassende Hervorstellen des religiösen Standpuncts macht aber einen um so ungünstigeren Eindruck als ein junger Mann, der eben das zur These nimmt, was er noch vor kurzem öffentlich widerlegte, doch alle Ursache gehabt hätte, bescheiden aufzutreten, die Motive seiner Umkehr einer ernsthaften Selbstprüfung zu unterwerfen und die wissenschaftliche Haltbarkeit eines eben erst gewonnenen Standpuncts in der Stille zu untersuchen, statt die eingetretene Umkehr an die große Glocke zu hängen. Wenn sein Biograph dazu erbaulich an den Apostel Paulus erinnert und Basel seines Helden Damascus nennt, so ist neben einigen andern Unterschieden auch der bemerkenswerth, daß der Apostel nach seiner Befehung sich nicht mit Fleisch und Blut berieth, sondern er ging

nach Arabien und dann nach drei Jahren kam er zu Petrus nach Jerusalem in der Stille.

Was zur Entschuldigung Hengstenberg's geltend gemacht werden kann, ist lediglich seine Abhängigkeit von seiner Umgebung. Alle seine Freunde wissen von ihm zu erzählen, daß er furchtjam, in seiner Jugend sogar ein vollkommener Hasenfuß gewesen sei, und daß ihm das Hervortreten stets Ueberwindung kostete. Aber solche Naturen lassen sich oft von Andern schieben und wie ihm in Bonn Freitag die radicale These gegen die Theologen eingeblasen hatte, so haben ihn möglicher Weise auch hier seine neuen frommen Freunde zum lautesten Zeugniß bestimmt. — Das führt uns denn auf die pietistische Partei selbst, die Hengstenberg in Berlin sofort in Empfang genommen hatte.

Die pietistische Form des Glaubenslebens hatte sich in der Periode der Aufklärung zu Berlin in die Stille kleiner Kreise geflüchtet, die erst während der Noth der Franzosenzeit wieder mehr von sich hören ließen¹. Dieselben waren vereinigt zu der von Basel aus angeregten und 1782 gegründeten Christenthumsgesellschaft, die monatlich ein Mal in den Räumen der Realschule sich versammelte, und in Ansprachen, Gesang, gemeinsamem, auf den Knien gesprochenem Gebet, ihre Erbauung suchte. Hochgestellte Herren, wie die Grafen von Neuf und Lynar, die Herren von Mittelstädt und Meyerensfeldt, verkehrten hier mit einfachen Bürgern, wie dem Bäckermeister Dremiß, dem Kaufmann Apitzsch, dem Bankassistenten Herrmann, dem Kantor Kuhnau, dem Schulpflichter Schmidt u. A. An die Monatsversammlungen schlossen sich die wöchentlichen Stunden in Privathäusern an. Die berühmteste war die, die Baron von Kottwitz in der Alexanderstraße seit 1807 aufthat. Am zahlreichsten waren die Frommen in der stillen Wilhelmsstraße, von den Berlinern spottweise die „Lämmleingasse“ benannt². Mit den Kriegsjahren traten diese Leute eifriger

¹ Vgl. für das Folgende Bachmann, Hengstenb. I, 181 f. — ² Bachmann S. 183.

hervor. Pastor Jänicke an der böhmischen Gemeinde organisirte ein „Bete-Korps“, um die Gefahr, von der Berlin vor der Schlacht von Großbeeren bedroht war, durch Beten und Singen abzuwenden. Nach dem Friedensschluß gründeten die in gemeinsamer Arbeit sich näher getretenen Geistesverwandten zwei Gesellschaften, den Bibelverein und den Tractatenverein. Bald zählte Berlin über zwanzig Conventikel und des Schleswiger Pastors Claus Harms kriegerische Thesen im Jahre 1817 und des Berliner Privatdocenten Tholuck Antwort auf de Wette's „Weihe des Zweiflers“ (1823) bewies, daß man begann, activ zu werden. „Es bricht ein großer Auferstehungsmorgen an“, läßt Tholuck seinen „Patriarchen“, den „Vater Abraham“ aus der Alexanderstraße, Baron von Kottwitz, rufen, Hunderte von Jünglingen werden an allen Orten erweckt. An allen Orten treten die Befehrten in genauere Verbindungen. Selbst die Wissenschaft wird Dienerin und Freundin des Gekreuzigten. Auch die Obrigkeit begünstigt sie an vielen Orten und wo sie es nicht thut, wird die Streitkraft des Lichtes um so gewaltiger¹.“ Um eben diese Zeit (1822) trat Friedrich Strauß, der Verfasser der „Glockentöne“, in sein Doppelamt als Hofprediger am Dom und als Professor an der Universität. Nun war man bereits zu einer starken Partei auch in den höchsten Kreisen des Berliner Lebens geworden. Die Hollweg's, Lancizolle's, Gerlach's, Sommerfeld's, Schmalk's, Sneathlage's, die Kammergerichtsräthe le Coq und Eichmann, die Adjutanten des Kronprinzen, Major von Röder und Graf von der Gröben, Major von Meyern, v. d. Dollen, von Gurekky, von Senfft, die Oberpräsidentin von Schönberg und Caroline Focke, sie alle bildeten einen großen Freundeskreis, der sich in den Erbauungstunden sah und nach Baron von Kottwitz' Worten „sich stärkte im Kampf gegen das Heidenthum der Zeit².“ Mit den gemeinen Leuten vermittelten die alten Stundenhalter die Beziehung, unter denen ganz curiose Käuze gewesen sein müssen. Da

¹ Bachmann S. 186. — ² Bachmann S. 194.

war der „blinde Stuhl“, der nur von Wasser und Brot lebte, aber gern von den Erweckten der höheren Stände in seiner Klause besucht ward, weil er schriftmäßigen Trost zu spenden wußte; da war der Hoflackierer Knecht, der in seinem Garten in der Lindenstraße den Weinbau nach der Bibel betrieb, mit Bengel die Wiederkunft Christi auf das Jahr 1836 erwartete und sich einstweilen das neue Jerusalem hatte in Del malen lassen; auch die Edelsteine, in die die Mauern des neuen Zion gegründet sein werden, zeigte er in einem saubern Kästchen. Da war der Bandagist Hennefuß, dem der Herr in Person erschien und ihm Aufträge an seine Freunde gab. Sie und ähnliche Originalien, wie der alte Lieutenant Vormann, der eine eigene Uranologie geschrieben, Hauptmann Reimann, ein thätiges Mitglied der Tractatengesellschaft, waren die dienenden Geister.

Ihrem Werthe nach verhalten sich die beiden Kreise zu einander wie dieselben Strömungen in Süddeutschland. Während der vornehme Pietismus meist ein Kunstproduct ist, darf der der gemeinen Leute als ein nicht nur wohlgemeintes, sondern auch als ein wohlthätiges Element bezeichnet werden. Zumal in einer großen Stadt, in der so viele verderblichen Mächte den sittlichen Boden des Volkslebens zerstören, können es der Bestrebungen, die Gewissen innerlich zu binden, nicht genug sein und da sind unsere volksmäßigen Pietisten, Methodisten und kleineren Secten, die protestantischen Mönchsorden, die in Kreise herunterwirken, in die der Einfluß des regulären Klerus nicht mehr reicht. Sie sind die nützlichen Maulwürfe, die den verderblichen Engerlingen nachstellen, und die man gewähren lassen muß, auch wenn das Auge zuweilen von den Spuren ihrer Arbeit beleidigt wird. Dazu handeln sie vollkommen in gutem Glauben, denn wer wollte von ihnen verlangen, daß sie die theoretischen Schwierigkeiten ihres Standpuncts übersehen sollten. In den obern Kreisen dagegen ist der Pietismus ein kränkliches Stubengewächs, das den Gang in's Freie dem Auge ersetzen soll. Man will neben der tristen Dürre des städtischen Lebens etwas für's Gemüth und für die Phantasie und erhitzt

sich dann für diese symbolische Religion, die bald Spielzeug, bald Streitobject, bald Ruthe für die Kinder ist, aber nicht mit dem Menschen verwächst. Neben ihren sonstigen Principien und Bedürfnissen haben diese Leute noch apart ihren „christlichen Standpunct“, der dann im Wesentlichen darauf herauskommt, daß man zu den pietistischen Vereinen beisteuert und die rationalistischen Pastoren drückt. In jener Periode aber war unläugbar ein gewisser romantischer Enthusiasmus in diesen Kreisen lebendig geworden, dessen ideale Momente Richard Rothe uns lebendig geschildert hat. Nach der langen Periode Göthe'scher Classicität und Kantischer Lehrweisheit war ein Heimweh nach den einfachen Grundlagen unserer christlichen Cultur auch im Salon des Adels und den Wohnungen der Gelehrten und Beamten eingekehrt. Die romantische Strömung wurde hier zur Begeisterung für das Evangelium. Auf die verschiedensten Naturen wirkte diese Richtung anziehend und man konnte ihr wirklich nicht anfühlen, daß sie so schnell in die Bahnen eines gewöhnlichen, verfolgungssüchtigen Conservativismus einlenken werde.

Der eifrigen Propaganda dieser Cirkel war der junge Dr. Hengstenberg um so rascher zugeführt worden, als auch sein Gönner Eylert und die Männer der theologischen Facultät, zu denen er allein Beziehungen hatte, Strauß, Meander und Tholuck, nach dieser Seite neigten. Nicht lange nachher lernte Hengstenberg bei dem frommen Kaufmann Samuel Eisner seine Frau kennen, und seit diesem Eintritt in eine der Familien des gläubigen Landadels war er nun definitiv der Mann, den wir aus der kirchlichen Zeitgeschichte kennen.

Sein oberster theologischer Grundsatz, wie er ihn zuerst in einem Programm der Bibelgesellschaft vom Jahr 1825 entwickelte, war: das innere Wort dem äußern unterzuordnen. Nur die Apostel waren irrthumsfrei, es wäre daher sträflicher Undank gegen Gott, wenn wir das innere Wort dem äußern neben oder gar überordnen wollten¹. Die Aufgabe des akademischen Lehrers

¹ Bachmann I, 249.

ist ihm: das Beste der Kirche zu suchen¹; nicht um die Wissenschaft handelt es sich ihm, sondern um die Kirche.

Ganz richtig beurtheilt Minister von Altenstein den jungen Docenten, wenn er über ihn schreibt: „es ist nicht ein Wissen, sondern eine Richtung, die er verfolgt, mit Andern verfolgt. Dieses scheint mir im Anfang einer Laufbahn höchst mißlich. Das Wissen leidet sehr leicht, ordnet sich der Richtung unter, statt diese zu geben und erst zu schaffen, und wird abhängig von Andern. Der junge Mann soll frei von äußern Einwirkungen auftreten, aus dem Wissen die Richtung erhalten und diese dann so schaffen daß er auch Andere dahin zieht².“ Da eben lag es. Das bedeutende, aber ausschließlich philologische Wissen Hengstenberg's war der „Sache des Herrn“, wie er es nennt, untergeordnet worden und leistete dieser Sache Advocatendienste. Es war ihm das um so leichter geworden, als ihm bei seinem „Aufgeben des alten Lebensstandpunctes“ noch jede theologische Vorbildung abging. Er hatte in Bonn und Basel vollauf mit dem Studium der Orientalia zu thun gehabt, von einer Kenntniß der theologischen Probleme findet sich nirgends eine Spur und als er zum Licentiatenexamen noch rasch die nöthigen Kenntnisse zusammenraffte, hatte er sich schon bekehrt. So konnte er die Tragweite seines Entschlusses wissenschaftlich gar nicht übersehen, als er ihn faßte.

Was ihm aber die pietistische Auffassung gemüthlich vermittelte, war ein Zug zur Melancholie, die ihn in Folge angestrengter Arbeiten damals heimsuchte. Er und Tholuck sind „der Pilgrimschaft müde“. Er nennt sich einen „armen geplagten Menschen³“ und ist mit seinen Nerven so herunter, daß ihn überall ein Gefühl der Schwäche und Erschöpfung verfolgt⁴. In diesen krankhaften Stimmungen war es ihm eine Wohlthat, sich hinzugeben, zu glauben. „Von Natur heftig, schroff und kalt, ergriff ich, mir selbst dadurch zur Last, begierig das Wort von dem,

¹ S. 235. — ² S. 285. — ³ S. 251. — ⁴ S. 243. 239

der uns von uns selbst befreien will¹“, so schreibt er im Jahr 1827 in einem Briefe, der so sehr der Ausdruck eines gepeinigten Gemüthes, noch nicht ausgekämpfter Kämpfe ist, daß es Unrecht wäre, an der Wahrheit seiner Worte zu zweifeln.

Friedlicher ist es aber auch so in ihm kaum geworden. In verzehrender Ungebuld will er sofort eine Stelle. „In Marburg, schreibt er am 13. Januar 1825, ist jetzt eine theologische Professur erledigt, da Sartorius einem Rufe nach Dorpat gefolgt ist. Wer weiß, ob ich nicht hingekommen wäre, wenn Manger seinen Einfluß behalten hätte? In Erlangen ist die Professur der Orientalischen Sprachen durch Kanne's im vorigen Monat erfolgten Tod erledigt. In Leipzig sind zwei Professuren der Theologie, in Kostock, Greifswalde, Jena eine zu besetzen².“ Auch der Vater schreibt für ihn nach Marburg. „Hilfts nichts, so schadet's nichts.“ Sein Freund Otto von Gerlach wirbt für ihn in Kostock. Dann soll die dort angeknüpfte Verhandlung gebraucht werden, um auf Berlin zu drücken. Endlich wird durch den Adjutanten des Kronprinzen dieser und durch den Kronprinzen der Minister in Bewegung gesetzt, und während sonst die Privatdocenten fünf Jahre zu warten haben, erhält er auf diesem Wege schon im dritten Jahr eine außerordentliche Professur. Als die Ernennung kommt, hat er sich seinerseits schon an den Gedanken einer Landpfarrei gewöhnt, „doch des Herrn Wille geschehe!“ — Bereits im Sommer 1826 will ihn der Minister nach Königsberg befördern, während er das dortige Klima fürchtet und „für die Sache des Herrn“ sein Verbleiben in Berlin viel angemessener findet. Trotz seines Protestes findet er am 29. Juni das Patent vor. „Des Herrn Wille geschehe, schreibt er nochmals. Meine Seele ist stille zu Ihm“. Aber wiederum muß der Minister seine eigenen Worte essen. Das Decret wird zurückgenommen. Altenstein war ziemlich unwirsch über diese weichlichen Sorgen. „Ein junger Mann, schreibt er, darf nicht gleich für sein Leben und seine Ge-

¹ S. 234. — ² Bachmann I, 258.

sundheit bange sein; er folge seiner Bestimmung. Herrn Hengstenberg's Vorstellung von Preußen ist ganz übertrieben; ich selbst lebte, schwächlich und in der fürchterlichsten Geschäftslage doch ganz erträglich dort." Es half den Minister nichts. Hengstenberg blieb in Berlin und im Jahr 1828, mit sechsundzwanzig Jahren, ist der junge Mann Ordinarius an der ersten Universität Deutschlands. Man mag für diese Pressionsucht allerlei entschuldigende Sprüchlein wissen, daß auch andere große Männer mit Wasser gekocht haben, oder daß schon der Dichter sage: Es irrt der Mensch, so lang er strebt, die triftigste Entschuldigung wird immer die sein, daß wo die Behörden sich so verhalten wie hier, ein derartiges Getriebe gar nicht ausbleiben kann. Wenn wir in einer Eingabe Hengstenberg's vom Herbst 1825 wieder der Berufung darauf begegnen, daß er sich dem akademischen Lehramt gewidmet habe, „weil jetzt so wenige akademische Lehrer das Beste der Kirche mit gewissenhafter Treue fördern¹“, so muß der Bewerber dessen sehr sicher sein, daß über die Promotionen im Ministerium nach kirchlichen Gesichtspunkten verfügt wird. Hat es doch der Minister selbst immer mit der Richtung seiner Beamten zu thun. Dazu, welche Gebahrungen der Geheimen Rätthe, die einen jungen Menschen in's Vertrauen ziehen, wie gegen die Halle'schen Rationalisten vorzugehen sei, ihm Eingaben an ihr Collegium unter die Hand geben, aber ihm verbieten, sie zu verrathen! Die Befürwortung der Beförderungen an der theologischen Facultät übernehmen Adjutanten des Kronprinzen, die Ordinarien dagegen halten sich für befugt, den Docenten ihre Schriftstellerei zu verweisen, erlassene Verfügungen werden auf geheime Winke wieder hinfällig, den Privatdocenten der Partei unterstützt man, indem man aus den Pfarrhilfsfonds in der Provinz dem Vater Unterstüzungen zuwendet², die gar nicht für diese Zwecke bestimmt sind. Das Alles macht nicht den Eindruck eines gerechten, objectiv handelnden Regiments. Vergewärtigt man sich nun auf der

¹ S. 253. — ² S. 255.

andern Seite, wie wir gleichzeitig in der Periode der Untersuchungen gegen die Burschenschaften, der Demagogenprocesse, der Bücherpolizei und der geheimen politischen Denunciationen stehn, und wie zahlreiche junge Talente damals ihre „Festungszeit“ überstanden oder auch nicht überstanden, so wächst der Unmuth gegen dieses unwürdige Getriebe. Man lese neben dieser Biographie Hengstenberg's die von Fritz Reuter, Karl Hase, Arndt und so vieler Andern, dann rücken diese Berliner Vorgänge erst in ihr rechtes Licht.

Unter solchen Verhältnissen erklärt es sich, daß die sogenannten erweckten Kreise nicht mehr lange die Stillen im Lande blieben. „Was man in den Circeln der gebildeten Gesellschaft, berichtet uns Hengstenberg's Biograph¹, und in den tonangebenden Kreisen anfangs mit Achselzucken ignoriren oder gar mit wohlfeilem Spott mundtobt machen zu können sich eingebildet, das hatte sich während der letzten Jahre in immer weniger zu ignorirender, immer greifbarer Gestalt entwickelt“. Die vor zwanzig Jahren noch nach Voltaire gebildete preussische Hofwelt, wendete sich in ihren Hauptvertretern dem Pietismus zu. Der frühere Gouverneur der Prinzen, Generallieutenant von Diercke, die Minister von Kirch-eisen und von Schuckmann wurden Vorstände des Bibelvereins. Generaladjutant von Witzleben wurde Präsident des Judenmissionsvereins, während die Adjutanten des Kronprinzen, Graf von der Gröben und Major von Röder, sowie Major von Gerlach und Graf von Stosch, die Professoren Hollweg und Lancizolle sich unter dem Vorsth des Oberberggraths von Laroche zu einem Verein für Heidenmission zusammenthaten. „Hoffräulein und Edelbamen, berichtet Bachmann weiter, sah man, an-geregt durch die Neben der Engländerin Mrs. Fry, der von Tholuck eingeführten und von einer Prinzessin des königlichen Hauses protegirten Löwin der Berliner Aristokratie, nach Spandau pilgern und Bibeln und Gesangbücher an die Zuchthäusler ver-

¹ Bachmann I, 265.

schenken Man zählte, wie Einer nach dem Andern „unter die Frommen“ ging, wie der „gläubigen Militairs“ immer mehrere wurden, wie wieder „ein Betbruder mehr“ in eine einflußreiche Stellung kam Man wußte, daß der alternde König sich für Bibel und Missionsgesellschaften, für Tractatenvereine u. dgl. interessire, und daß der Kronprinz ganz in die Richtung der Frömmler und Mittelalterfreunde eingegangen, und sah mit Sorge in die Zukunft¹.“

Als diese Strömung auch in den Provinzen Beunruhigung verbreitete und insbesondere die Königsberger Regierung in Beziehung auf die damals schon agirende Ebel'sche Clique meldete, man sei in Königsberg sehr besorgt wegen gewisser Verbindungen, die im Finstern ein vermeintlich besseres Christenthum verbreiten wollten und dabei doch selbst gegen die ersten Regeln des Christenthums handelten, ermannte sich Altenstein noch ein Mal und erließ am 24. October 1825 an die Consistorien eine Verfügung, sie möchten dem Mysticismus, Pietismus und Separatismus in den Seminarien steuern, da das Ministerium solchen und ähnlichen Verirrungen den Weg in die Schulen und Unterrichtsanstalten eben so fest verschlossen wissen wolle als den leichten und trostlosen Bestrebungen des sogenannten Vernunftglaubens. Dieser Erlaß wurde von dem großen Publicum mit entschiedenster Freude aufgenommen und die Bretschneider'sche Kirchenzeitung freute sich, daß endlich das immer mehr sich einnistende religiöse „Rebeln und Schwebeln, Lämmeln und Heilandeln, Brünsteln und Andächteln an das Licht des Tages hervorgezogen werde“. Allein diese Richtung war bereits zu mächtig geworden. Altenstein mußte es sich gefallen lassen, wenn es ihm nicht ausdrücklich auferlegt worden ist, daß sein Erlaß in den „Jahrbüchern für das Schulwesen in den Preussischen Staaten“ in Form einer näheren Erläuterung desavouirt wurde. Einer seiner Geh. Rätthe, Beckedorf, erklärte die Nachrichten über die damals zum ersten Mal mit

¹ Bachmann I, 266.

einer Untersuchung bedrohten Königsberger „Mucker“ für apokryph, und interpretirt den Erlaß seines Chefs in einer Weise, die einer Zurücknahme gleichkam. Es war das der erste öffentliche Sieg des Pietismus. Auch Hengstenberg trat gegen den Erlaß des Ministeriums in einer anonymen Flugschrift auf, die wider alles Erwarten die Censur passirte, und druckte als authentische Erklärung der Meinung der Regierung Beckedorf's Erläuterungen ab. Die weitere Entwicklung des Königsberger Conventikelwesens gab zwar den Befürchtungen, die die dortigen Behörden ausgesprochen hatten, vollkommen Recht, allein für jetzt hatte die Partei der Frommen Altenstein auf's Neue geschlagen.

Runmehr fühlte man sich auch stark genug, in der Presse öffentlich Stellung zu nehmen. Im Sommer 1827 wurde die Evangelische Kirchenzeitung gegründet, deren Redaction der nunmehr als Extraordinarius angestellte Hengstenberg übernahm. Das Blatt führte sich mit einem sehr friedlichen Programme ein und wollte zunächst für ein Organ der Richtung Neander's, Tholuck's und ihrer Kreise gelten. Im Jahr 1828 wurde Hengstenberg ordentlicher Professor; mit Hegel's und Schleiermacher's Tod fielen andere Bande und immer kriegerischer und gehässiger wurde der Ton der neuen Zeitung. „Der todtgesagte Christus, berichtet Hengstenberg's Biograph¹, gab ein Lebenszeichen, davon den falschen Propheten die Ohren gellten und er stellte unter dem Siegespannier seines Kreuzes eine geschlossene Phalanx wider den Nationalismus in's Feld mit dem Schlachtruf: hie ist Immanuel!“ Gewiß, wir haben es noch in den Ohren dieses „Immanuel!“ und von der Kriegführung der geschlossenen Phalanx hat ein Mann wie Ferdinand Christian Baur also geurtheilt: „Immer mehr stellte sich die Evangelische Kirchenzeitung als ein Bureau geheimer Nachrichten dar, welche der Herausgeber von versteckten Zuträgern aus allen Weltgegenden sich einsenden ließ und rücksichtslos veröffentlichte, als ein Organ der bössartigsten und gehässigsten An-

¹ Bachmann, S. 172.

Klägerei¹. Zum ersten Male ertönte das „Hie ist Immanuel!“ im Jahr 1830, als Hengstenberg von Halle'schen Studenten Colleghefte borgte, um sie zur Denunciation der Lehrer zu benutzen. Der Lärm ward allerdings groß genug und wenn auch den wahren Propheten das Ohr gegellt haben sollte, ist es schwerlich das rechte gewesen.

Die Nummern 5 und 6 der Evangelischen Kirchenzeitung veröffentlichten nämlich auf Grund jener erborgten Hefte einen, von dem Juristen von Gerlach verfaßten² anonymen Artikel, der die Professoren Wegscheider und Gesenius dem Einschreiten des Ministeriums empfahl. Insbesondere Gesenius wurde des Unchristenthums, ja der Verspottung des Heiligen angeklagt, und die Sache so dringlich gemacht, daß das Ministerium nicht umhin konnte, die angeblichen Thatsachen untersuchen zu lassen. Sie erwiesen sich als unwahr. In dem Erlaß, welcher an die evangelisch-theologischen Facultäten erging, wurde ausdrücklich anerkannt, daß nichts ermittelt worden, weshalb von Staatswegen einzuschreiten wäre. Dennoch mußte Altenstein auf Befehl des Königs allen Lehrern des Königreichs einschärfen, sich in ihren Vorträgen einer würdigen Behandlung der heiligen Gegenstände zu befleißigen. Die Denunciation endete somit mit der Zurückweisung der Denuncianten, aber jene Partei war bei Hof so stark, daß das Ministerium ihr durch eine Admonition an alle Professoren der Theologie ihre Niederlage mußte verdecken helfen. Hatte Schleiermacher im Hinblick auf das Treiben Hengstenberg's schon im Jahr 1829 das Wort gesprochen: „Der Boden hebt sich unter unsern Füßen, wo diese düstern Larven austriecken wollen, die alle Forschung außerhalb jener Umfchanzungen des Buchstabens für satanisch erklären“, so jagte sich nun auch Neander öffentlich von der Kirchenzeitung los, indem er ausdrücklich miß-

¹ Baur, Kirchengesch. V, 228. — ² Vgl. Kurtz, Kirchengesch. S. 204, 1.

einer Untersuchung bedrohten Königsberger „Mucker“ für apokryph, und interpretirt den Erlaß seines Chefs in einer Weise, die einer Zurücknahme gleichkam. Es war das der erste öffentliche Sieg des Pietismus. Auch Hengstenberg trat gegen den Erlaß des Ministeriums in einer anonymen Flugschrift auf, die wider alles Erwarten die Censur passirte, und druckte als authentische Erklärung der Meinung der Regierung Beckedorf's Erläuterungen ab. Die weitere Entwicklung des Königsberger Conventikelwesens gab zwar den Befürchtungen, die die dortigen Behörden ausgesprochen hatten, vollkommen Recht, allein für jetzt hatte die Partei der Frommen Altenstein auf's Neue geschlagen.

Runmehr fühlte man sich auch stark genug, in der Presse öffentlich Stellung zu nehmen. Im Sommer 1827 wurde die Evangelische Kirchenzeitung gegründet, deren Redaction der nunmehr als Extraordinarius angestellte Hengstenberg übernahm. Das Blatt führte sich mit einem sehr friedlichen Programme ein und wollte zunächst für ein Organ der Richtung Neander's, Tholuck's und ihrer Kreise gelten. Im Jahr 1828 wurde Hengstenberg ordentlicher Professor; mit Hegel's und Schleiermacher's Tod fielen andere Bande und immer kriegerischer und gehässiger wurde der Ton der neuen Zeitung. „Der todtgesagte Christus, berichtet Hengstenberg's Biograph¹, gab ein Lebenszeichen, davon den falschen Propheten die Ohren gellten und er stellte unter dem Siegespannier seines Kreuzes eine geschlossene Phalanx wider den Nationalismus in's Feld mit dem Schlachtruf: hie ist Immanuel!“ Gewiß, wir haben es noch in den Ohren dieses „Immanuel!“ und von der Kriegführung der geschlossenen Phalanx hat ein Mann wie Ferdinand Christian Baur also geurtheilt: „Immer mehr stellte sich die Evangelische Kirchenzeitung als ein Bureau geheimer Nachrichten dar, welche der Herausgeber von versteckten Zuträgern aus allen Weltgegenden sich einsenden ließ und rücksichtslos veröffentlichte, als ein Organ der bössartigsten und gehässigsten An-

¹ Bachmann, S. 172.

Klägerei¹. Zum ersten Male ertönte das „Sie ist Immanuel!“ im Jahr 1830, als Hengstenberg von Halle'schen Studenten Colleghefte borgte, um sie zur Denunciation der Lehrer zu benutzen. Der Lärm ward allerdings groß genug und wenn auch den wahren Propheten das Ohr geegelt haben sollte, ist es schwerlich das rechte gewesen.

Die Nummern 5 und 6 der Evangelischen Kirchenzeitung veröffentlichten nämlich auf Grund jener erborgten Hefte einen, von dem Juristen von Gerlach verfaßten² anonymen Artikel, der die Professoren Weascheider und Gesenius dem Einschreiten des Ministeriums empfahl. Insbesondere Gesenius wurde des Unchristenthums, ja der Verspottung des Heiligen angeklagt, und die Sache so dringlich gemacht, daß das Ministerium nicht umhin konnte, die angeblichen Thatfachen untersuchen zu lassen. Sie erwiesen sich als unwahr. In dem Erlaß, welcher an die evangelisch-theologischen Facultäten erging, wurde ausdrücklich anerkannt, daß nichts ermittelt worden, weshalb von Staatswegen einzuschreiten wäre. Dennoch mußte Altenstein auf Befehl des Königs allen Lehrern des Königreichs einschärfen, sich in ihren Vorträgen einer würdigen Behandlung der heiligen Gegenstände zu befleißigen. Die Denunciation endete somit mit der Zurückweisung der Denuncianten, aber jene Partei war bei Hof so stark, daß das Ministerium ihr durch eine Admonition an alle Professoren der Theologie ihre Niederlage mußte verdecken helfen. Hatte Schleiermacher im Hinblick auf das Treiben Hengstenberg's schon im Jahr 1829 das Wort gesprochen: „Der Boden hebt sich unter unsern Füßen, wo diese düstern Larven auskriechen wollen, die alle Forschung außerhalb jener Umschänzungen des Buchstabens für satanisch erklären“, so sagte sich nun auch Neander öffentlich von der Kirchenzeitung los, indem er ausdrücklich miß-

¹ Baur, Kirchengesch. V, 228. — ² Vgl. Kurtz, Kirchengesch. S. 204, 1.

billigte, daß schon lange alle Lehrgegenstände, die auf dem Gebiete der Wissenschaft sich ergäben, durch diese Zeitung an das Forum der Laien gebracht worden seien, und der Herausgeber nun gar Hefte der Studirenden zur Anschwärzung ihrer Lehrer mißbrauche, was bei öfterem Vorkommen jede Unbefangenheit des akademischen Lehrvortrags hemmen müsse und das gegenseitige Vertrauen zerstöre, das zwischen Lehrern und Lernenden nothwendig stattfinden sollte. Allein Hengstenberg erwiederte eben so kühl als hochmüthig, er habe nur seine Pflicht gethan, indem er das schreiende Unrecht, das durch Anstellung rationalistischer Professoren gegen die evangelische Kirche begangen werde, dem Könige zum Bewußtsein gebracht habe. Trotz alles Lärms in der Presse durfte der Berliner Professor so reden. Wußte er doch, daß der König ursprünglich ein Einschreiten gegen die Nationalisten verlangt und Altenstein nur mühsam es erlangt hatte, eine generelle Verfügung an die Stelle setzen zu dürfen. Auch die Gläubigen dachten keineswegs alle so streng wie Neander, vielmehr priesen sie Hengstenberg als „eine eiserne Säule wider das ganze Land und wider die Könige in Juda und wider ihre Priester und wider das Volk im Lande“¹. Die Mißgefinnten aber mißbilligten zwar die einzelnen Excesse, allein in ihrem Kampfe gegen den Rationalismus und dann gegen Strauß war ihnen dennoch Hengstenberg wieder ein genehmer Bundesgenosse. „Selbst einem Neander, so hören wir Baur klagen, so sehr er die Grundsätze der Evangelischen Kirchenzeitung perhorrescirte, war ihr Redacteur darum doch sein vielgeliebter Freund, dessen ernste Gesinnung, mit der diese Grundsätze zusammenhingen, nur zu achten war“. Aehnlich verhielten sich Theologen wie Ullmann, Steudel, Baumgarten-Crusius u. s. w. die ihn im Jahr 1830 verurtheilten und dann fortführen, ihn zu unterstützen und um seine Unterstützung nachsuchten. Eben in dieser Schwäche sucht Baur den Grund, daß sich dieses Inquisitionstribunal so lang behaupten konnte².

¹ Kurtz, Lehrbuch der Kircheng. § 206. — ² Kircheng. V, 230.

Dazu kam mit dem Jahre 1830 auch aus einem andern Grunde Hengstenberg's Waizen zur Blüthe. Er selbst nannte gern dieses Jahr „das Entscheidungsjahr“¹. Die Julirevolution hatte der preußischen Monarchie die Furcht vor dem revolutionären Geiste der Zeit in alle Glieder gejagt. Neue Demagogenproceffe, Bücherverbote, Verfolgungen des jungen Deutschlands waren deutlich redende Symptome. Je frecher auch deutsche Literaten von Paris her die Emancipation des Fleisches predigten, um so krampfhafter klammerten sich große und kleine Höfe an den Pietismus an. Das Regiment der Hegel'schen Philosophie ging zu Ende und seit Hegel todt war, führte Hengstenberg gegen seine im Rückgang befindliche Schule eine Sprache von wachsender Feindseligkeit.

So stand vom Jahr 1830 an Hengstenberg's Ruf in Deutschland fest und wenn er nunmehr eine der verhaßtesten Persönlichkeiten Berlins geworden war, so hatte er das dem Ton seiner Zeitung zu verdanken, der bei allem fanatischen Schimpfen nichts weniger als einen religiösen Menschen verrieth. Wenn der Verfasser die Privatfrömmigkeit eines Nationalisten höhniisch als das „Religionöchen dieses Mannes“ bezeichnete, wenn er Göthe's Wahlverwandtschaften als „Wahlumarmungen“ zu citiren pflegte, wenn jede Nummer seiner Zeitung es mit „verführten Mädel's“, schmutzigen Romanen, und andern Skandalgeschichten zu thun hatte, so wurde es dem Publicum schwer, an wirklichen Ernst der Gesinnung bei diesem eleganten Convertiten zu glauben und es sah in dem steten Gebrauch prophetischer Nacktheiten einen Mephistopheles im Kleide Faust's, nicht einen Propheten in modernem Gewande.

Arge Worte waren so in dem berüchtigten Blatte schon gestanden, aber der Neujahrsgruß, den das Jahr 1836 für Strauß brachte, übertraf doch alles, was in diesem Stil überhaupt jemals geleistet worden war. — Wir sind es an Hengstenberg's Worten gewöhnt, daß sie voll einsetzen wie eine Bulle und nach der Weise päpstlicher Allocutionen von den Sünden der Mitter-

¹ 1836, Nr. 36, S. 281.

nacht direct überspringen zu den Aufklärungsversuchen der neuen Kritik. So leitet Hengstenberg seinen Angriff auf Strauß mit einer Vorbetrachtung über die schlechten Häuser Berlins und Dresdens ein. Als Uebergang folgen dann die Schriften des jungen Deutschlands, und als Brücke von einer Bibliothek von 2000 unzüchtigen Schriften, die in Dresden jüngst verkauft worden sein sollen, zum Leben Jesu von Strauß dient ihm Kirchenrath Paulus, der Gutkow's Wally in einer anonymen Recension in Schutz genommen habe. Damit ist denn der würdige Mann bei Watte, de Wette und Strauß angekommen.

Das Werk von Strauß, wird uns eröffnet, ist eben dadurch so bedeutend, daß es nichts Neues gibt. Es ist nur der Ausdruck der Meinung der großen Masse, welche unfähig ist, äußere Wunder anzuerkennen, weil sie das große innere Wunder der Geburt aus dem Geiste nicht an sich erfahren hat. Das Neue an Strauß sei nur, daß er nicht wie die Rationalisten noch einige Frömmigkeit erheuchele, sondern daß er sich dessen berühme, bei seinen Untersuchungen von religiösen und dogmatischen Voraussetzungen frei zu sein. Diese Grundvoraussetzung der Kritik, meint nun Hengstenberg, besitze Strauß allerdings in hohem Maße und die Hegel'sche Philosophie, die ihm in der Erwerbung derselben beigefunden, feiere einen Triumph ähnlich dem des Satanas, als er in Judas gefahren. Er tastet „mit Ruhe und Kaltblütigkeit“ den Gesalbten des Herrn an, ungerührt durch den Anblick von Millionen, die vor dem Erschienenen auf den Knien lagen und liegen. Auch ein Klaudius, ein Jakobus sinken in den Staub vor diesem Bild — unser Theologe

Beschneidet seine Nägel in Ruhe und Fried'
Und singt sein Klimpimpimperlieb.

Er hat das Herz eines Leviathan, das so hart ist wie ein Stein, und so fest wie ein Stück vom untersten Mühlstein. „Wir sollen uns, ruft er aus, für einige Krankenheilungen in Galiläa auf höhere Weise interessiren können, als für die Wunder der Weltgeschichte, für die in's Unglaubliche steigende Gewalt des Menschen

über die Natur, für die unwiderstehliche Macht der Idee, welcher noch so große Massen der Ideenlosen keinen Widerstand entgegen zu setzen vermögen"! Lassen wir ihm diese Begeisterung für den Geist aus dem Abgrunde, für das große Thier, dem gegeben ward ein Mund zu reden große Dinge und Lästerung; mag er ausrufen, wer ist dem Thiere gleich, und wer kann mit ihm kriegen? Mag dem Thiere Macht gegeben werden über alle Geschlechter und Sprachen der Heiden; es kommt die Zeit, wo die gewaltige Stimme ertönt: So Jemand das Thier anbetet und sein Bild, und nimmt an das Maalzeichen an seine Stirne oder an seine Hand, der wird von dem Weine des Jornes Gottes trinken". Noch geht es eine Weise in diesem apokalyptischen Ton fort, befinden wir uns doch im Jahr 1836, auf das Vengel den Weltuntergang anberaumt hatte, und in welchem die Königsberger Frommen, die Obel, Diestel, Gräfin v. d. Gröben, Kanitz und Andere sogar bereits die Empfangsstunden für den wiederkehrenden Menschensohn ansetzten¹. Dann wird Eschenmayer für seinen glücklichen Einfall gelobt, die Strauß'sche Richtung als Schariotismus bezeichnet zu haben. Eben als Weissagung auf diese Leute habe der Erlöser einst Judas in seinen Jüngerkreis aufgenommen, auf sie ziele das Wort, der mein Brot ißt, der tritt mich mit Füßen. „Und haben denn diese Leute nicht etwa von seinem Brote gegessen, und essen sie nicht noch fortwährend davon?" Des Weiteren wird dann ausgeführt, daß Strauß mit einem so ungeheuern Maas von Aufrichtigkeit ein eben so ungeheueres Maas von Lüge, von Heuchelei, von Scheinheiligkeit verbinde, denn wollte er aufrichtig sein, so müsse er mit Voltaire rufen: *écrasez l'infame!* „Zwei Völker, ruft dann der Berliner Prophet in Ekstase, sind im Leibe dieser Zeit, und nur zwei. Immer fester und geschlossener werden sie sich entgegentreten. Der Unglaube wird mehr und mehr ausscheiden, was er noch von Glauben, der Glaube aber auch, was er noch von Unglauben

¹ Vgl. Dixon, Seelenbräute I, S. 161. Gerichtl. Aussage des Professor Sachs II, S. 294 f.

in sich hat. Daraus wird unberechenbarer Segen entstehen. Durch die dreihundert Mann die gelectt haben, sprach der Herr zu Gideon, will ich euch erlösen, aber das andere Volk laß alles gehen an seinen Ort“. „Siehe, es wird ein Wetter mit Grimm kommen, ein schreckliches Unge- witter wird den Gottlosen auf den Kopf fallen. Denn des Herrn grimmiger Zorn kommt Grimm und Rache zu üben

An allen, die nicht wachen,
Und die des Thieres Bild
Anbeten sammt dem Drachen.
Seid wach! der Löwe brüllt.“

So der pathetische Schluß der Prophetie. Und nun vergegen- wärtige man sich den Propheten selbst, nach seiner Freunde Schil- derung „ein feiner Mann, der alle Ansprüche des laufenden Lebens kannte“, eine „ruhige, leidenschaftslose, ja phlegmatische Natur“, dann wird man den sittlichen Werth dieser Prophetie im Fauteuil, dieser Ekstase bei der Theetasse, diese apokalyptischen Visionen mit der Cigarre im Mund erst recht zu würdigen wissen. Dieser junge Prophet affectirt mit kaltem Blute die Sprache eines Knor oder Innozenz III., weil sie ihm die zweckmäßigste scheint, um jenes allgemeine Mönchsgeschrei heraufzubeschwören, das man braucht, um die Regierenden zum Einschreiten gegen den Gegner zu bestimmen, mit dem man wissenschaftlich nicht fertig wird. Auch nicht ein Mal der Versuch wird gemacht, Strauß wissenschaftlich zu widerlegen, sondern Hengstenberg erklärt achselzuckend, daß er sich auf nichts einlasse, da nur der Wiedergeborne diese Fragen zu beurtheilen verstehe. Strauß selbst konnte der theologischen Bilanz einfach zustimmen, wenn die Kirchenzeitung im kühlfsten Geschäftston einen Handelsbericht erstattet, nach welchem die Firma, die sich vor nunmehr fünfzig Jahren mit der menschlichen Ver- nunft in Geschäfte eingelassen, seit dem 24. Mai 1835 zahlungs- unfähig sei. „Erst fing man damit an¹, referirt dieser Bericht, die ersten Capitel der Genesis als mythisch preiszugeben; das

¹ Ev. Kirchengz. 1836. S. 44.

meinten selbst wohlgefinnte Theologen, wie Seiler u. s. f. sei ganz unbedenklich; bald gab man, vermeintlich zur größeren Ehre des N. T. die ganze Geschichte des N. T. als mythisch auf; kaum war dies Ziel erreicht, so glaubte man sich genöthigt, dem Zeitgeiste den Inhalt der ersten Capitel des Matthäus und des Lukas aufzuopfern, mit der treuherzigen Versicherung, daß die folgenden Nachrichten von Jesu Leben durch diese Bedenken gegen seine Jugendgeschichte gar nicht gefährdet werden sollten; bald aber gab man außer dem Anfang auch das Ende, die Himmelfahrt Jesu als mythisch hin; auch da fand man noch nicht Ruhe; es dauerte nicht lange, so gab man die ganzen drei Evangelien preis; man zog sich in das Evangelium Johannis zurück und rühmte sich laut, dort sicher zu sein, ohne daß man im Geheimen das Bewußtsein ganz unterdrücken konnte, daß man nur noch von der Gnade des Feindes lebe; jetzt ist dieser erschienen; er bedient sich derselben Waffen, mit denen er früher siegreich gewesen; es stehet um Johannes jetzt gerade so mißlich wie früher um die drei ersten Evangelien". Was ist nun zu thun? fragt der kluge Buchführer. Sehr einfach, man läugnet alles. Diejenigen, die die Frage da anfassen wollen, wo sie jetzt steht, lacht der fromme Mann einfach aus. „Es gilt einen kühnen Entschluß, ruft er, eine große Wahl; entweder muß man Alles aufgeben, oder man muß gerade bis zu dem Punkte und durch dieselben Stationen wieder bergauf gehen, von dem und durch die man früher bergab gegangen". Also nicht das Einzelne soll noch ein Mal gewissenhaft geprüft werden, ob da oder dort die Untersuchung ungenau geführt worden und dadurch zu falschen Resultaten geführt habe, sondern in Bausch und Bogen müssen die wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten fünfzig Jahre abgeschworen werden, als wären sie nie gewesen.

Wenn Strauß die Frage aufwirft: wie viele Theologen gibt es denn noch, die das Sechstagerwerk historisch fassen? so erwiedert Hengstenberg: „In der That, dieser Gegner trifft immer unsere wundesten Stellen. Darum ist es Zeit, daß wir sie uns heilen lassen, nicht durch die Philosophie dieser Welt und ihres

Fürsten, sondern durch den Geist Christi, der nur den Unmündigen geschenkt wird¹. Also nicht darum handelt es sich, die wissenschaftliche Möglichkeit nochmals zu erwägen, ob dieses oder jenes biblische Stück anders denn als Mythos verstanden werden könne, sondern an Stelle der Kritik die alte Inspirationslehre zu setzen. „Dazu, fährt Hengstenberg prophetisch fort, wird man sich nicht sogleich entschließen; man wird anfangs noch glauben, wohlfeileren Kaufs wegkommen zu können; aber wie man sich auch drehen und winden, welche Künste man auch gebrauchen mag, die Sache läßt sich nicht ändern“. — Und wie richtig hatte der Prophet geweissagt! Er kannte seine Leute! Nach einigen schwächlichen Versuchen der Transaction kam man auf den bequemen Grundsatz, daß auf dem Gebiete der christlichen Theologie nur der vom heiligen Geiste Erleuchtete mitzusprechen befähigt sei, und daß hier andere Maßstäbe anzulegen seien als auf dem Boden der Profangeschichte. „Einen Menschen, weiß das Hengstenberg'sche Organ bald darauf zu rathen², der sich dem Worte Gottes gegenüber auf seine Vernunft beruft, muß man stehen lassen. Es gibt auch unheilbare geistige Mißgeburten, Menschen ohne Herzen“. So dreht man den Spieß einfach um. Man braucht keine Gründe mehr, da die Gegner sie ja doch nicht verstehen könnten. Lessing, Kant, Hegel, Strauß, selbst unsere großen Dichter sind unheilbare Mißgeburten, Menschen ohne Herzen. Wäre es nun bei dem thörichtesten Kriege geblieben, den in den folgenden Jahren, Hengstenberg, mit Menzel im Bunde, gegen Göthe führte, so könnte man noch lachen zu diesem Überwitz, aber in diese Schule wurde eine Generation der Geistlichen nach der anderen geknechtet, bis sie sich schließlich selbst einredeten, in dem Hexeneinmaleins ihrer confessionellen Theologie eine Wissenschaft zu besitzen. Die Aufgabe der Theologie, läßt Hengstenberg sich vernehmen, ist nicht, Ungläubige zu überzeugen, sondern „die homines bonae voluntatis mit Waffen zu versehen, durch die sie die Angriffe der

¹ Ev. K.-Z. Juni 1836, S. 391. — ² Juni 1836, S. 386.

modernen Wissenschaft abwehren können¹. Es handelt sich also nicht darum, die Wahrheit zu finden, sondern die Tradition zu verteidigen, in der Zuversicht, daß nichts auf der Welt so erwiesen sei, daß man nicht etwas Feines oder Grobes dagegen einwenden könnte. Man ließ es einfach auf den Versuch ankommen, ob irgend ein vernünftiger Mensch die Kinderei aushalten werde, auf ein fortgesetztes Ja in's Unendliche nein zu sagen, dazu sich getröstend, die hohe Obrigkeit werde ohnehin den Reinsager durch Hunger schon kirre machen, dagegen aber den Vertheidiger des Glaubens mit Pfründen, Aemtern, Zulagen und Titeln für seine anstrengende Mühwaltung belohnen, denn es ziemt sich nicht, das ein Repetent „das Brot dessen esse, den er mit Füßen tritt, und daß die Häupter der Satansschule in der Kirche Christi Rätke heißen²“.

Uns mißfällt an Strauß, daß in seiner Erwiederung das ästhetische Vergnügen an der apokalyptischen Musterleistung des Berliner Propheten das sittliche Moment bedeutend überwiegt, so daß er einen vorherrschend scherzhaften Ton gegen den Vertreter der damals freilich noch nicht in ihrer vollen Gefährlichkeit erkannten Orthodorie anschlug. Hat Hengstenberg Straußens Buch „eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Theologie“ genannt, so gibt Strauß das Compliment zurück, indem er an Hengstenbergs Theologie anerkennt, sie habe doch Race, während man sonst in Folge der vielfachen Kreuzung der Richtungen überall nur Mißarten begegne. Auch er freut sich, daß Hengstenberg die Sache auf diese Spitze treibe und verlange, die Theologie solle die Ergebnisse der vereinigten wissenschaftlichen Arbeit eines Semler, Lessing, Eichhorn, Michaelis, Herder, Schleiermacher, de Wette, und der Andern einfach einstampfen und auf jene wahre Höhe zurückkehren, auf der man noch den ganzen Schriftinhalt vom Sechstagerwerk Jehovas bis zu den Perlethoren des neuen Jerusalem als buchstäbliche Wahr-

¹ Ev. K.-Ztg. 1836, S. 43. 434. — ² Ev. K.-Ztg. 1835, S. 26. 41.

heit glaubte. Er spottet, so weit würden die Wenigsten bergauf steigen wollen, allein er vergaß dabei, daß es sich für die junge Generation nicht um ein beschwerliches Steigen, sondern um ein bequemes Verharren auf dem Standpunkte handle, auf den sie ihr Katechismus gestellt hatte.

Ernsthafter hat Baur das Auftreten Hengstenbergs genommen. Bald nach dem Erscheinen des Vorworts gegen Strauß hatte Hengstenberg auf das im Jahr 1835 erschienene Buch Baur's „über die sogenannten Pastoralbriefe des Apostel Paulus“ zurückgegriffen und unter Verschweigung der Thatsache, daß zahlreiche Kritiker vor Baur, unter anderen Schleiermacher, zu ähnlichen Ergebnissen in Betreff der Aechtheit dieser Briefe gekommen waren, die heftigsten Anklagen gegen Baur erhoben. Nicht nur erwartet Herr Hengstenberg jetzt den „coup“, daß bald einer auftrete und sämtliche Paulinische Briefe für unächt erkläre, sondern er windet auch die Hände, daß leider zu vermuthen stehe, Baur halte insgeheim das Johannesevangelium für unächt, eine Frage, die dieser mit keiner Silbe erwähnt hatte und die mit der Aechtheit der Pastoralbriefe für den damaligen Stand der Frage nicht entfernt zusammenhing. Endlich wird dem Publicum das traurige Geheimniß als verbürgt anvertraut, daß Baur schon seit langer Zeit mit Strauß befreundet sei. Nachdem so das Geschäft des Anschwärmens unter Wehklagen vollbracht ist, fordert der junge Berliner Literat den zehn Jahre älteren Tübinger Gelehrten brünstig auf, sein Heil zu bedenken und zurückzutreten von der schiefen Ebene. Aber dieses Mal war der feine Mann an den Unrechten gekommen. Baur erklärte rund und bündig, er habe in seinem Buch über die Pastoralbriefe lediglich zu den negativen Resultaten der seitherigen Kritik, den positiven Beweis hinzugefügt, in welche Zeit die Abfassung dieser Schriften falle, eine Arbeit, von deren Umfang ein in den Tageshändeln sich umtreibender Zeitungsschreiber freilich keine Ahnung haben könne. Wenn Hengstenberg ferner die Befürchtung ausspreche, es stehe nun ein coup gegen sämtliche Paulinen bevor, so übertrage er auf Andere

seine eigene unedele und niedrige Ansicht von der Wissenschaft, die es bei ihm allerdings auf das Lärmmachen anlege. „Was wäre denn das für eine Wissenschaft, die nur darauf ausginge, einen coup auszuführen, und einzig nur in dieser Absicht bald diesem, bald jenem Brief und zuletzt wohl gar den sämtlichen paulinischen Briefen die Rechtheit abspräche? Wer so reden kann, spricht ebendamit selbst aus, was freilich auch schon bisher keinem Denkenden entgangen ist, daß in ihm selbst die Idee der Wissenschaft noch nicht auch nur zu dämmern begonnen habe¹“. Ueber das Johanneische Evangelium habe er in seinem Buch kein Wort gesagt und auch sonst nirgends seine Rechtheit angefochten. Er habe dasselbe noch nicht kritisch untersucht und kritische Urtheile in den Tag hinein auszusprechen sei nicht seine Sache. Die große Entdeckung, daß er mit Strauß befreundet sei, sei das Einzige, was er zugebe. „Es ist meine Sache nicht, Grundsätze und Verhältnisse zu verläugnen, wohl aber überwältigt mich hier ein niederschlagendes, beschämendes Gefühl, wenn ich bedenke, wie weit es in der öffentlichen Verdächtigung gekommen ist, wenn man selbst wegen solcher Verhältnisse zur Verantwortung vor das Publicum gezogen wird“. Schließlich hat Baur auch ein ernstes Wort für Hengstenbergs frivole Nachäffung alttestamentlicher Prophetie, für diese schandbare Art, jedes skandalöse Ereigniß unter der Maske des Jeremia so recht auszubeuten, jeden, den er auf's Korn genommen, mit den ärgerlichsten Genossen zu classificiren und selbst politische Verdächtigungen nicht zu sparen, „wozu seit dem Entscheidungsjahr 1830 so gute Gelegenheit gegeben ist“. „Stellt Herr Hengstenberg sich nicht in allem diesem, fragt Baur, sowie in seiner stets gereizten, von der Leidenschaft angehauchten, Rache schnaubenden, auf die Aufregung des sinnlichen Menschen berechneten Sprache in Eine Reihe mit solchen Tagesblättern, von welchen er selbst einen großen Theil des Verderbens der Zeit herleitet? Möge darum der Herausgeber dieser evangelischen Kir-

¹ Tübinger Zeitschrift 1836. 3, 210.

chenzeitung, wenn er stets so bereit ist, „das Wetter des Herrn, sein schreckliches Ungewitter, seinen grimmigen Rachezorn“ auf das Haupt anderer fallen zu lassen, mit dem Brüllen des Löwen zu schrecken, und an die ernste Zeit des nahen reisenden Gerichts zu erinnern, so lange es noch Zeit ist, selbst bedenken, vor welchem Richter auch er einst zu stehen und selbst von jedem seiner Worte Rechenschaft zu geben hat“. Mit dem Spruche: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, schließt die Erklärung.

Hengstenberg fand von da ab für gut, diesen ernsthaften Herrn für längere Zeit in Ruhe zu lassen und auch „die dreihundert Mann, die geleckt hatten“, fanden, um die Sprache der Evangelischen Kirchenzeitung zu reden, daß hier nichts zu lecken sei. Es gibt eine Art des sittlichen Ernsts, gegen den die schönsten biblischen Redensarten nicht verfangen wollen und ein männlich offenes Auge, das der muckerisch unruhige Blick nicht auszuhalten vermag.

Um so wüthender wurde dafür der Krieg gegen Strauß fortgesetzt, dessen Polemik, aus Gründen, die wir noch zu besprechen haben, damals zu erlahmen begann. Wie mit der fanatischen Sprache der Kirchenzeitung im Ganzen, so hatte es Strauß insbesondere zu leicht genommen mit der dort wiederaufgebrachten Erfindung der pietistischen Schule, daß Fragen der neutestamentlichen Kritik nur aus Erleuchtung durch den heiligen Geist entschieden werden könnten. Strauß hält diese Wendung für die Finte eines Klopffechters, der mit seinen Künsten zu Ende ist, und ahnt nicht, daß Hengstenberg damit den Grundsatz ausspricht, auf dem eine neueste Theologie sich aufbauen will. Ihm erschien vielmehr dieses Abspringen auf das Gebiet einer angeblichen innern religiösen Erfahrung, wo es sich um Beurtheilung von Erzählungen, um Uebereinstimmung von Texten und Bezeugung von Schriften und Lesarten handle, als Versuch, den Kampf abzubreaken. Der Vorwurf vollends, Strauß verstehe nicht, um was es sich handle, weil er ein Unwiedergeborener sei, ist ihm nichts weiter als der verzweifelte Versuch eines am Boden Liegenden,

der geschlagen zum Meuchelmord greift. „Ich lege meine Gründe, sagt er, ausführlich dar, warum ich dieß und jenes nicht zu glauben im Stande bin; der Gegner erwiedert: ich müßte deine Gründe wohl zu widerlegen, aber ich erspare mir das, da ich dich doch nicht überzeugen würde, weil du unwiebergeboren bist — noch in deinen Sünden steckst — du hassst das Licht, weil deine Werke böse sind“¹. Da stehe ich dann freilich verblüfft; denn wie will ich dem Publicum schwarz auf weiß darthun, daß, was die Sünden betrifft, es mit mir und dem Gegner ungefähr gleich stehen dürfte? Der Dolch des moralischen Mords steckt mir in der Brust, ohne daß ich mich dagegen hätte wehren können, ohne daß ich ihn auch nur wieder ausziehen könnte. Ein solches Verfahren ist gegen das wissenschaftliche Kriegs- und Völkerrecht, und wer es sich zu Schulden kommen läßt, verdient, mit Schmach aus den Schranken gejagt, und für unwürdig erklärt zu werden, daß je wieder ein ehrlicher Kämpfer eine Lanze mit ihm breche“. Solche moralische Vorwürfe, der ungläubige Kritiker stecke noch in seinen Sünden, es fehle ihm eben an höherer Erleuchtung, an dem Ernst der Wiedergeburt, an der großen Erfahrung des heiligen Geists, nennt Strauß falsche Hiebe, die nicht nach dem Kopf, sondern nach andern Theilen zielten. Aber auf diese „falschen Hiebe“, wie Strauß das euphemistisch heißt, wurde die folgende theologische Generation eigens eingeübt und das mysteriöse Gerede, niemand könne über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines biblischen Buchs, über die Geschichtlichkeit oder Ungeschichtlichkeit einer neutestamentlichen Erzählung richtig urtheilen, der nicht die Stimme des heiligen Geists innerlich vernommen habe, wird die bequemste aller Ausreden, mit der man jedes Streits enthoben ist. „Es ist ein vergebliches Unternehmen, läßt sich Herr Hengstenberg vernehmen, wenn man demjenigen, zu dem der Herr noch nicht innerlich und wirksam sprechen konnte: Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dir Christus erglänzen, plausibel

¹ Vgl. Ev. Kirchenztg. 1836 Januar, S. 43. u. Juli, S. 434.

machen will, daß Christus leiblich Todte erweckt habe, und die leiblich Todten dereinst erwecken werde. . . Dem zum vollen Bewußtsein Gelangten muß das: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, so lange er selbst noch blind, lahm und taub ist, lächerlich klingen. Er hat auf seinem Standpunkt ganz recht. Es kann von Niemanden verlangt werden, daß er diese Wunder blos auf ein äußeres Zeugniß, auch auf das allerzuverlässigste hin, annimmt“. Damit also ist für das Studium der Theologie ein ganz neues Erkenntnißprincip eingeführt, das Juristen, Philosophen und Mediciner nicht kennen. Im Gegentheil, das gemeine Erkenntnißprincip hat nach Hengstenberg sogar ein Recht, das, was die Theologie postulirt, thöricht zu finden. Erst jenes höhere Princip läßt das, was der Unwiedergeborene Thorheit nennt, als höchste Wahrheit erkennen. Liegen die Dinge so, nun dann ist nicht die Universität die richtige Bildungsstätte für Theologen, sondern das Spital, in dem ein Pfarrer Blumhardt den Geist spendet und Wunder des Geistes thut, ein Domicandidatenstift, dessen Vorgänge in der Nacht fernem Jüngerinnen im Gesicht erscheinen. Dann können wir den ganzen Aufwand theologischer Studien besser sparen. Wozu denn den Umweg der Speculation, wenn die Vorstellung, die gilt, gegeben ist? Wozu über Kritik lesen, um Unkritik zu ziehen? Wozu dergleichen thun, als ob man herausrechne, was im Resultat doch schon feststeht?

Daß freilich die rohe Entschlossenheit Hengstenberg's beim Geschäfte der Apologetik unendlich viel weniger Mühe habe und die unverständige Gläubigkeit weit satter befriedige, als der ernsthafte Versuch, die erhobenen Zweifel wissenschaftlich zu überwinden, das erfuhr niemand empfindlicher als Neander, über dessen 1837 zu Tage tretendes Leben Jesu, Blätter wie der Christenbote bedenklich das Haupt schüttelten¹. Man hatte den beunruhigten Gemeinden gegenüber die Wiene angenommen, als könnten sie um ihren Glauben unbesorgt sein, allein was ein gewissenhafter

¹ Christenbote 1838, S. 222.

Mann wie Neander nun als wissenschaftliches Lebensbild Jesu zum Vorschein brachte, entsprach in keiner Weise den Erwartungen, die die gläubigen Kreise in das Buch gesetzt hatten. Auch Strauß hat dem Buche das Motto empfohlen: „Ich glaube, Herr hilf meinem Unglauben!“ Neander kann doch nicht umhin, sich zwischen der johanneischen und synoptischen Relation zu entscheiden, da er zu wahrhaftig ist, um ihre Widersprüche zu läugnen. Wie herkömmlich gibt er meist Johannes Recht, doch hat im Nothfall auch dieser wieder manches mißverstanden. Die Chronologie des Lukas wird selbst nach Profanschriftstellern berichtigt, und schließlich erhält sogar das Naturgesetz in der Frage der Wunder eine Stimme. Auf einen höheren Naturlauf, auf noch unbekannte, später zu entdeckende Naturgesetze werden wir verwiesen, bei den stärksten Wundererzählungen wird den Evangelisten etwas Wasser unter den Wein gegossen; bei der Hochzeit von Kana recht eigentlich, indem Jesus dort das Wasser nicht zu Wein verwandelt, sondern nur zu weinartiger Kraft nach Art der Mineralwasserpotenzirt haben soll. In ähnlicher Weise werden auch die übrigen Wunder erst verdünnt und dann geglaubt. Selbst der natürlichen Erklärung werden nicht selten die Wege offen gehalten, wie wenn Neander aus Johannes herausliest, Jesus habe nicht gewußt, ob er Lazarus werde auferwecken können, zuweilen wird sie sogar angewendet, wie bei dem Stern der Weisen, der als Planeten-Conjunction gedeutet wird. Auch die Stimme vom Himmel bei der Taufe, die Erscheinung des Teufels, die Austreibung von Dämonen werden insgesammt bildlich gefaßt. Das war der Grund, warum die beunruhigte fromme Welt, der man eine siegreiche Abfertigung der Straußischen Einwürfe versprochen hatte, sich so enttäuscht von dem Buche abwandte.

Aber auch der wissenschaftlichen Betrachtung genügte es nicht, da Neander diese schwierigste historische Frage auf Grund der alten schwankenden Meinung von den Quellen zum Ausstrag

¹ Leben Jesu für d. d. Volk. S. 32.

bringen wollte. Statt das Leben Jesu auf den ältesten Bericht zu stellen, werden in den Johanneischen Rahmen die synoptischen Bruchstücke mosaikartig eingefügt, und was dahinein nicht paßt, wie die einjährige Wirkjamkeit Jesu, das Abendmahl als Passahmahl, wird einfach dem Johanneischen Zeugniß aufgeopfert, ein Verfahren, das eben so willkürlich ist wie das von Strauß, aber weit weniger consequent. Der Eine bejaht die Quellen, der Andere verneint sie, aber untersucht hat sie keiner.

Unter diesen Umständen ist Neander's Buch für die Weiterführung der Untersuchung von geringem Einfluß gewesen, aber es war ein schätzbares Zeugniß, daß ein wirklich aufrichtiger Gelehrter, er mochte so gläubig sein, als er wollte, sich nicht mehr den ganzen Inhalt der evangelischen Geschichte anzueignen vermochte. Fast wehmüthig berührt es den Leser, wenn Neander in der Vorrede zur dritten Auflage von sich selbst gesteht: „ich selbst bin durch den Bildungsgang dieser Zeit zu stark afficirt, um mich eines starken Glaubens zu rühmen“.

Da war der Duisburger Pastor Johann Peter Lange ein anderer Mann. Der machte mit dem Glauben Ernst und die Einwendungen moderner Wissenschaft störten ihn, wie er sagt, so wenig „als das Watscheln junger Bären über eine sonnige Waldwiese den bunten Tanz der Schmetterlinge über ihren Blumen stören kann¹“. Man sieht, es ist Poesie in dem Manne, dessen Phantasie die Synopse als eine sonnige Waldwiese und kritische Einwürfe als „watschelnde junge Bären“ erscheinen, und wie man den Künstler daran erkennt, daß er auch einem bekannten Motiv eine neue Wendung zu geben weiß, so mußte Lange die evangelische Geschichte ganz originell zu gestalten. Wie hatte Paulus die Vorgeschichte des Matthäus und Lukas in's Triviale, ja Basenhafte herabgezogen! Auch Hoffmann hatte sie kaum über die kleinbürgerliche Atmosphäre einer schwäbischen Familiengeschichte hinausgehoben, unser Poet weiß die Geschichtlichkeit festzuhalten, sie aber zugleich

¹ Das Leben Jesu nach den Evang. 2, 54.

durch den dunkeln Hintergrund „eines großen Leids“ in eine interessante Beleuchtung zu rücken¹. Die traulichen Gestalten der Vorgeschichte werden hier tragisch gefaßt. „Sie mußten bis in den Grund im reinsten Sinne unglücklich geworden sein und die Verzweiflung an der Herrlichkeit der alten Welt durchgemacht haben, bis sich in dieser Vernichtung ihrer Lebensideale ihnen zugleich der Jammer und tragische Nothstand der Welt aufschloß.“ Fragen wir nun betroffen, welches der uns verborgen gebliebene Schmerz eines Zacharias und seiner Elisabeth, einer Hanna und des alten Simeon und gar der, wie ein Maimorgen sonnigen heiligen Jungfrau sei, so antwortet der herzenskundige Seelsorger von Duisburg: „das große Leid des Zacharias und der Elisabeth ist bekannt. Ihnen fehlte der Sohn. Er fehlte ihnen dreifach, da die alttestamentliche Frömmigkeit auch die Verheißung des irdischen Segens hatte; da die Einsamkeit des Gebirgslebens ihre alten Tage dunkler machte; da ihnen die Wonne Israels, seine Herrlichkeit fehlte, die ganz natürlich in ihrer Sehnsucht mit der Gestalt des Kindes, das ihnen mangelte, verschmolz. Das Leid der Hanna liegt ebenfalls am Tage. Sie nahm im Wittwenschleier so zu sagen ihren Aufenthalt im Tempel, seitdem ihr Mann begraben war. Mit ihm scheint sie das Glück ihres Lebens begraben zu haben. Der alte Simeon ist ein theokratischer Jeremias, den seine Wehmuth über Israel, seine Sehnsucht nach dem Messias zum ewigen Juden im edleren Sinne gemacht hat. Er kann nicht sterben, bevor er den Messias gesehen hat. Es mußte ein herber Zug zum letzten Mal um seinen Mund zucken, als er die Worte sprach: Dieser ist gesetzt zu einem Falle Vieler in Israel“. Die unschuldsvolle Maria endlich — sie trägt in sich „das tragische Bewußtsein einer von der Welt verdunkelten Davidischen Abkunft“. „Worin aber lag ihr Leid?“ fragt Lange selbst. „Hat

¹ J. P. Lange, Ueber den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu, sowie das ausführlichere Leben Jesu nach den Evangelien.

sie es nicht in heiliger Weiblichkeit getragen, und verhüllt mit gesalbtem Angesicht? Sie scheint dem Joseph früh verlobt worden zu sein in israelitischer Weise und Geseßlichkeit . . . Vielleicht wurde sie als Verwaiste dem ältern Verwandten anvertraut . . . Joseph verstand sie nicht in ihren höchsten Erlebnissen. Sie fühlte immer klarer das schwere Verhängniß über dem Davidischen Hause“ u. s. w. Dahin also war es mit dieser gläubigen Wissenschaft gekommen, daß sie mit den Farben eines französischen Romanschreibers die Gestalten der heiligen Sage interessant macht und die heilige Jungfrau unter die Romangattung der unverstandnen Frauen stößt. Man hatte eine Empfindung davon, daß man der Sage die Weihe nehme, indem man sie zur Wirklichkeit trivialisire: nun so betrachtet man diese nüchterne Wirklichkeit dann wieder durch das dunkelrothe Glas der Phantasie in der Beleuchtung eines „großen Schmerzes“, so ist der Zauber wieder da — für zwei Minuten nämlich, nach welchen ein gesunder Sinn das täuschende Spielzeug geekelt zur Seite wirft.

Der „große Schmerz“ hat aber für Lange auch noch eine andere Bedeutung. Er wirkte in Maria die Ekstase, die sie befähigte, Engel zu schauen, die Verkündigung des Gottessohns zu empfangen. Diese erregten Stunden sind die Anfänge der Menschwerdung Gottes. „Die Gotteswirkungen nehmen in der plastischen Kraft der Anschauung menschliche Gestalt an.“ „Der Gottessohn, der ewig im Herzen der Menschheit war, als der Ersehnte, wird in ihrer Ekstase gegenwärtige Erscheinung . . . und legt so den Keim zum Werden des Lebens Christi in Maria Seele, in die Seele ihres Organismus.“ Die Wirkungen aus der andern Welt werden in der Ekstatischen „plastisch“. „So wie in dem Daguerrottyp das Mittel gefunden ist, die Lichtbilder, welche die Gegenstände ausstrahlen, auf einer gegenübergestellten Fläche zu fixiren und sichtbar zu machen, so ist die Ekstase ein solches Mittel, bestimmte Geisteswirkungen aufzufangen“, aus welchen Analogien sich wunderbar genug die wunderbare Empfängniß erklären soll.

Ein ähnliches Gemisch naturwissenschaftlicher Reminiscenzen

und altgläubiger Vorstellungen ist die Engellehre Lange's, „die durch die neuere Naturkunde immer mehr festgestellt wird“. Gibt es Sterne von der verschiedenartigsten Beschaffenheit, „manche so leicht wie goldene Träume, so müssen auch ihre Geister dieser Efkennatur in der leichten freien Beweglichkeit entsprechen“. Die Spectralanalyse war damals noch nicht erfunden, aber nach Analogie der Luftballons erklärt sich Lange die Natur dieser Wesen, die mit Hülfe der geringeren Schwere durch den Weltraum schweben¹, oder sie schießen auch rasch dahin, wie Meteore² — und diese sternschnuppenartigen Wesen sollen dann Engel sein! Sie zu schauen muß der äußere Sinn in der Ekstase ersterben. „In der Nacht hört man Ströme der Ferne rauschen, die man im Geräusche der Tages nicht vernahm. Man sieht das Lämpchen einer weitentlegenen Hütte, deren Brand man am Tage kaum bemerkt hätte.“ So vernimmt der Ekstatische, für den der Lärm der Welt schweigt, die Geisterstimme. Das äußere Auge ist dann nicht mehr im Gegensatz zum innern. Die polare Spannung zwischen beiden ist aufgehoben . . . Das innerste Herz ist in's Auge getreten und so blickt der visionäre, ekstatische Mensch in eine Welt, in welcher ebenfalls der Gegensatz des Innern und Außern verschwunden, die Spannung zwischen Erde und Himmel aufgelöst ist.“ So erklärt sich das Schauen der Engel, die unabhängig auf- und niederschweben. „Die Schauenden werden in ihrer Ekstase als Abgelöste von der Erde, als geisterhaft Bestimmte, mit der höheren Lebensregion eins, während diese auch ihrerseits sich ihnen entgegenbewegt . . . Wenn nämlich die Geister verschiedener Lebenssphären in einem Interesse, welches sie beide umfaßt, ganz Eins werden, so treten sie zusammen in eine Sphäre. Sie wirken aufeinander; und wenn also ihre Wirkungen einander erreichen können, so können sie auch einander persönlich erscheinen. Als die Sehnsucht Griechenlands und Pauli Missionstrieb wie zwei nahe Lichtflammen ineinanderflossen, sah Paulus im Geist

¹ Ueber den gesch. Char. der kan. Ev. S. 45. — ² L. J. S. 50.

den macedonischen Mann; als die Geister des Petrus und Cornelius ähnlich aufeinander wirkten, erfuhr jeder vom Andern im Gesicht. Ein schwierigeres Beispiel, meint Lange, zeige die Berklärungsgeschichte, nämlich ein „Weben“ zwischen den Geistern des Moses und Elias und Christo, wobei durch den mächtigen „Rapport“ mit Jesu diese Vision auch den Jüngern sich mittheilt. Einen Gegensatz zu dieser Anziehung, welche zwischen den großen Gotteshelden „von Sphäre zu Sphäre“ stattfindet, bildet der „Rapport“ zwischen den Kindern und Engeln im Allgemeinen, der in der Anziehungskraft des wasserlosen Monnds auf das Meer, in der Wirkung des Mondlichts auf Kranke, des ersten Sonnenstrahls auf Süßklee seine Analogie haben soll. — „Wenn man erst die Bedeutung der Sympathien, von welchen man eine dunkle Ahnung ausspricht, indem man vom Zeitgeist redet, wissenschaftlich erkannt hat, so wird man sich genöthigt sehen, anzuerkennen, daß die Wirkungen von Stern zu Stern viel mächtiger sein müssen, als die des astralischen Lichtes oder anderer anziehender und abstoßender Kräfte. Wenn also Geister in verschiedenen Weltssphären auf den Höhepunct Einer Stimmung geführt werden, wo Ein Gedanke sie durchzuckt, Ein Interesse sie bewegt, so werden sie aufeinander wirken, so können sie zu einander gesandt werden.“ Nachdem der Verfasser so handgreiflich „das Weben“ der Engel erwiesen hat, kommt er nun freilich in Verlegenheit zu sagen, warum die Engelererscheinungen in der modernen Welt etwas Unerhörtes geworden sind und gerade so gut als die gewöhnlichen Geistererscheinungen mit der Aufklärung verschwanden? Doch auch dafür weiß er Rath! „Man darf nicht übersehen, daß die Engel der alten Theokratie in der Regel nur besondere Momente, neue Grundlegungen der Offenbarung in ihrer Erscheinung begleiten. So ist die neue Epoche durch die Engel der Krippe und des Grabes Christi eröffnet worden und nach Ablauf derselben wird Christus wiederkommen mit den Engeln; zwischen beiden Zeitpunten aber pausiren sie, wie man die Sterne nur Morgens und Abends sieht. Noch eben glaubten wir in ein

raftloses Weben, Flimmern und Wimmeln der himmlischen Kräfte zu blicken, jetzt erfahren wir, daß nur alle zwei Jahrtausende einige Erscheinungen vorkommen. Die Etfennatur, die Lichtkörperlichkeit, Beweglichkeit und Schnelligkeit, die Nothwendigkeit des Rapports, des Webens, die stets wirkende Anziehungskraft ist also nur zur Erklärung einiger Erscheinungen im Evangelium erdacht, außer diesen will Lange keine Beispiele kennen, denn er ist Professor der protestantischen Theologie nicht der katholischen, die die Engel auch im Mittelalter nöthig hätte.

Wenn in dieser Bearbeitung der ersten Abschnitte der Geschichte Jesu der Verdruß über den verwirrenden Gebrauch naturwissenschaftlicher Analogien mehr auf Seiten der Wissenschaft liegt, so gab das Fortgehen auf diesem Wege mit der Zeit auch dem Glauben Anstoß, indem Johann Peter Lange über diesem Haschen nach naturwissenschaftlich klingenden Erläuterungen bei der Deutung der einzelnen Wunder in die natürliche Wundererklärung zurückfiel. Dem fortgeschrittenen Glaubensstandpunct beim Erscheinen des letzten Bandes im Jahre 1845 genügte es durchaus nicht, wenn Lange etliche Wunder als beschleunigte Naturproceffe verzollte, die Heilungen mit magnetischen Kuren erläuterte, die Weinverwandlung durch die ethische Ekstase der Hochzeitsgäste erklärte, die Volksspeisung zum Communismus brüderlicher Mittheilung rationalisirte, weshalb ein Potsdamer Hosprediger (Krummacher) den Bruder von der positiven Union hart anließ: seine Wundertheorie sei nichts als ein Erbstück aus der alten rationalistischen Tröblerbude, er sei dadurch ein Hauptanführer der Lichtfreunde geworden und habe alle Ursache Buße zu thun: „die da reich, nämlich geistreich, werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, in viel thörichte und schädliche Lüste¹.“ Für das Jahr 1836 waren doch solche Surrogate noch gut genug und als die Berufung von Strauß in Zürich durch die Revolution rückgängig geworden war, mußte die Züricher Regierung keinen besseren Er-

¹ Vgl. Hase, Leben Jesu 1876, S. 139.

faß für Strauß als eben den Verfasser dieses Buchs, der nun sein „Leben Jesu“ dort vortrug, bis ihn ein Ruf des Ministeriums Raumer nach Bonn zurückführte, wo er eine nunmehr weit verbreitete Schule der realistischen Bibelklärung gegründet hat.

So war das „Leben Jesu“ zum Steigbügel geworden, der einem Reiter nach dem andern in den Sattel half. Ein so dankbares Thema lockte. Auch der Hamburger Gymnasiallehrer Krabbe stellte dem Strauß'schen Buche ein populäres „Leben Jesu“ entgegen¹, in dem er bekannte, seine Gründe durch Glaube und Liebe ergänzt zu haben. Er wurde Professor zu Rostock, wo er jedoch, wie Hase spottet, gegen seinen Kollegen Baumgarten „mehr den Glauben als die Liebe bethätigt hat“².

Das waren die Vorgänge, angeichts welcher Ferd. Chr. Baur das bittere Wort sprach: „Noch heute (1847) ist in allen deutschen Staaten die beste Empfehlung für den Staats- und Kirchendienst, sich durch ein offenes Zeugniß gegen Strauß'sche Ansichten zu verwahren“³, und Strauß selbst, auf ein Leben voll Enttäuschungen zurückschauend, schreibt zum fünfundsanzigjährigen Jubiläum seines Buches: „Die Theologen werden das fünfundsanzigjährige Jubiläum dieses Buchs schwerlich feiern wollen, ungeachtet es mehr als Einem von ihnen erst zu allerlei hübschen Gedanken und dann zu Amt und Würden verholfen hat. Ich selbst sogar könnte meinem Buche grollen, denn es hat mir (von Rechtswegen! rufen die Frommen) viel Böses gethan. Es hat mich von der öffentlichen Lehrthätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hineingetrieben; es hat meinen Lebensgang einsam gemacht.“ Daß eine Lehrgabe, wie die seine, ein ganzes Mannesleben hindurch feiern mußte, und auf keiner der mehr als zwanzig Universitäten deutscher Zunge einen Lehrstuhl,

¹ Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen. Hamburg 1839. — ² Hase, Leben Jesu S. 138. — ³ Krit. Unters. über die kan. Ev. S. 49.

sei es der Literatur, sei es der Philosophie fand, bezeichnet besser als irgend eine andere Thatsache den Geist einer Epoche, die kirchlich noch keineswegs abgelaufen ist.

6. Die wissenschaftliche Debatte.

Es ist wie die Erhebung in eine reinere Atmosphäre, wenn wir von dem verworrenen Lärm der Stimmen, die an der wissenschaftlichen Frage nicht ein Interesse der Wahrheit, sondern das der Partei nehmen, uns nunmehr den Schriften von Rosenkranz, Ullmann, Weiße u. s. w. zuwenden, die ernstlich auf die wissenschaftliche Verhandlung der Frage selbst eintreten.

Rosenkranz hatte in einer Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre den Standpunct der rechten Seite der Hegel'schen Schule auch dem Buche von Strauß gegenüber dargelegt und die Differenz zwischen beiden auf die Formel gebracht, daß Strauß die Subjectivität der Substanz nur in der unendlichen Vielheit der Subjecte, in der Gattung der Menschheit wolle gelten lassen, während die wahre Hegel'sche Schule es gerade zum Wesen der Idee rechne, auch in einem einzelnen Individuum zum absoluten Ausdruck und zur Erscheinung zu kommen¹. Strauß erwidert darauf², daß er den Hegel'schen Satz, „an der Spitze aller Handlungen, somit auch der weltgeschichtlichen, stehen Individuen, als die das Substantielle verwirklichenden Subjectivitäten“, anerkenne, allein an der Spitze eines einzelnen Gebietes menschlicher Handlungen stehen und die Idee selbst in absoluter Weise realisiren, seien sehr verschiedene Dinge. So nimmt er die höchsten Vertreter der einzelnen

¹ Rosenkranz, Krit. d. Schleierm. Glaubensl. pag. XVII. — ² Streit-schriften, Drittes Heft pag. 70

Geistesphären durch, um zu zeigen, wie sie alle nur in einer einzelnen Spielart das Höchste geleistet und in den andern Ebenbürtige neben sich haben und wie auch in ihrer Art sich nicht alle Kraft und aller Inhalt auf ein Individuum concentrirte, sondern auf einen Alexander folge ein Cäsar, auf einen Pythagoras ein Solon, auf Sokrates Plato, Aristoteles, Spinoza, auf Homer Aeschylus und Shakespeare, nirgends also sei die Idee in absoluter Weise in einem Individuum verkörpert, sondern in einer Reihe von Individuen erschöpfe sie sich.

Dennoch macht Strauß im Verlauf dieser Erörterungen eine nennenswerthe Concession. Er gesteht zu, daß die Religion einer ungleich höheren Sphäre der menschlichen Geistesthätigkeit angehöre, als die einzelnen Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten und daß darum derjenige, der hier das Höchste geleistet habe, „nicht auf eine Linie mit den übrigen gehöre, sondern darauf Anspruch habe, im Mittelpuncte des Kreises, zunächst der Quelle selbst zu stehen. Ein Moses und Muhammed mögen als Gesetzgeber und Heerführer mit Solon und Alexander zu vergleichen sein: als Religionsstifter haben sie vor beiden etwas voraus, was nicht nur überhaupt in eine andere, sondern bestimmt in eine höhere Sphäre gehört. Während alle anderen Heroen unseres Geschlechts das Göttliche in etwas Anderem, als es selbst ist, finden und darstellen: in Völkern und Staaten, Gedanken oder Liebern, Gestalten, Farben oder Tönen, nähert sich das religiöse Genie dem göttlichen Wesen als solchem selbst und bringt sein Verhältniß zum menschlichen Geiste unmittelbar zur Darstellung. In ihm sind die Fäden, welche sich hernach an die verschiedenen übrigen Richtungen austheilen, noch alle beisammen, und man kann in so fern sagen, daß in keinem andern Gebiete das göttliche Wesen so unmittelbar, concentrirt und energisch sich verwirkliche, als im religiösen; daß mithin von keinem in dem Sinne wie von diesem eine Menschwerdung Gottes in demselben ausgesagt werden könne.“ Allerdings bleibt auch für dieses höchste Gebiet der Satz bestehen, daß die Idee sich niemals in einem Individuum erschöpfe, sondern

in einer Reihe. Diese Reihen können zwar als aufsteigende betrachtet werden, allein jene Art der Idee verbietet, von irgend einer Erscheinung das non plus ultra zu behaupten. Ob nicht noch eine vollkommenerere Darstellung der religiösen Idee als Christus durch einen Spätern kommen werde, wissen wir nicht. Nur das gibt Strauß zu, daß auf dem religiösen Gebiete die großen Individuen ungleich seltener, und die Zwischenperioden zwischen dem einen und dem andern weit länger sind, als auf jedem andern. Große Kriegshelden und Staatsmänner, Künstler und Philosophen, kehren in weit kürzeren Fristen wieder als die großen Figuren, welche dem religiösen Leben der Völker zum Anhalt dienen. Namentlich seit Christi Zeit scheint die Productivität auf diesem Felde ganz erloschen zu sein.

Zu diesem zweiten Zugeständniß, daß keine höhere Realisirung der religiösen Idee historisch nachweisbar sei, fügt Strauß endlich das dritte, bedingungsweise, daß, die Geschichtlichkeit des Johanneischen Christus zugegeben, auch keine höhere Würde möglich werden, indem hier das begrifflich Höchste erreicht scheine. Die Menschwerdung Gottes, so argumentirt er, ist die fortgehende Verwirklichung der Einheit göttlicher und menschlicher Natur; da die Religion nun die innigste und höchste Form dieser Vereinigung bildet, nämlich die im unmittelbaren Selbstbewußtsein des Menschen, so wird derjenige das Höchste überhaupt zu Erreichende darstellen, der sich in seinem unmittelbaren Bewußtsein mit Gott eins weiß. Ueber diesen Punct kann nicht hinausgegangen werden, da er eben die Erreichung des Zieles selbst darstellt.

Damit wäre also der Standpunct gewonnen, von dem aus die Vorstellung, daß die religiöse Idee in einer Persönlichkeit in nicht weiter zu überbietender und damit in erschöpfender Weise sich ausgesprochen habe, möglich erscheint; aber wohlgemerkt nur möglich, nicht, wie Rosenkranz behauptet, nothwendig und wirklich. Denn daß die Idee sich auf diesem Gebiet in einem Individuum erschöpfen müsse, um zur wahrhaften Realität zu gelangen, sei nicht erwiesen und widerspreche der Analogie der niederen

Gebiete. Der Gottmensch ist darum nicht philosophisch zu deduciren, sondern muß historisch erwiesen werden. Sei das vierte Evangelium authentisch, so sei der Beweis, daß in Jesu sich die religiöse Idee auf absolute Weise realisiert habe, zu führen, da der Johanneische Christus eben jene Einheit mit Gott von sich aussage. Das Mögliche sei dann auch wirklich gewesen. An dieser historisch-kritischen Untersuchung hänge mithin die Frage, ob Jesus in einem Sinne, wie kein Anderer, menschengewordener Gott, Gottmensch heißen könne und müsse. Diese Frage aber sei historisch-kritisch zum Austrag zu bringen, eine andere Entscheidung über Thatfragen gebe es nicht.

Zum ersten Mal seit dem Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß stoßen wir also hier auf eine Verhandlung, die nicht ganz ergebnislos bleibt. Das historisch-kritische Urtheil über die Thatfrage wird zwar vorbehalten, aber wer sich erinnert, wie sehr Straußens Urtheil über die Geschichtlichkeit des Lebens Jesu mitbestimmt war von dem Vorurtheil, daß es zur Art der Idee gehöre, sich zahlloser Individuen als ihrer Werkzeuge zu bedienen und eher in den Vielen als innere Anschauung aufzugehn, als in einem Einzigen sich zu realisiren, der wird dieses Ergebnis, obwohl es nichts entschied, dennoch nicht bedeutungslos finden.

Strauß selbst hielt diesen Faden fest, in der Meinung, er könne ihm zum Rettungstau werden aus den Stürmen, in die er sein Lebensschifflein gesteuert hatte, denn bereits war er des Schriftstellerlebens müde und sehnte sich nach einem Wirkungskreis, nach einer Lehrthätigkeit; sein Dichten und Trachten ging nicht mehr darauf, seine Gegner zu vernichten, sondern darauf, ihnen zu beweisen, daß von seinem Standpunkte aus nicht nur Religion, sondern auch Theologie und Kirche möglich seien. Das war das geheime, wohl auch durch Zureden wohlgesinnter Freunde unterstützte Motiv, warum er gegen Hengstenberg eine so gemäßigte Sprache geführt und so läuft die Folge von Streitschriften, die mit der Massacrirung Steudel's begonnen, in ein höfliches Sendschreiben „an S. Hochwürden Herrn Dr. Ullmann“ aus, dessen

Botum in den Studien und Kritiken¹ Strauß einige weitere Anknüpfungspuncte zu bieten schien. Zwar die Forderungen Ullmann's, Strauß hätte als Theologe zu keinen Resultaten kommen dürfen, die kirchlich unannehmbar seien, oder er hätte wenigstens durch Wahl der lateinischen Sprache diese Resultate dem Vorwitz der Laien entziehen müssen, oder auch, er habe seines kritischen Amtes mit Heiterkeit statt mit tiefem Schmerz gewartet u. dgl., stehen auf einer Höhe mit Forderungen, wie sie Steudel gestellt hatte. Sie werden auch von Strauß, trotz alles Friedensbedürfnisses, mit löblicher Festigkeit abgewiesen. Dennoch sind in der Fülle abwehrender Wendungen Ullmann's eine Menge von Zugeständnissen enthalten, die schärfer präcisirt, eine genügende Basis zu weiterer Verständigung abgeben konnten.

J. Müller und A. Reander hatten noch schlechweg die Anwendbarkeit des Begriffs des Mythos auf die neutestamentliche Geschichte geläugnet. Es war das freilich um den Preis geschehen, daß sie unter Mythos etwas ganz anderes verstanden als Strauß, so daß dieser unwillig erwiderte: „Wer im Wald keine Bäume finden will, der darf nur bei sich feststellen, was ein Baum sei, müsse roth aussehen: dann findet er gewiß keinen außer hier und da im Herbst.“ Ullmann ist darin vorurtheilsfreier. Er gibt zu, daß in den neutestamentlichen Erzählungen sagenhafte Züge vorkommen. Auch Mythen, d. h. Darstellungen religiöser Wahrheiten in geschichtlicher Form lassen sich nachweisen, nur legt Ullmann großen Werth darauf, daß in den heidnischen ein physikalisches, in diesen ein ethisches Interesse vorwalte. Zwischen den Gelehrten nun, die das ganze Evangelium als historisch, und den andern, die es als mythisch ansehen, glaubt Ullmann in richtiger Weise zu vermitteln, wenn er annimmt, daß wir uns allerdings im neuen Testament auf historischem Boden befinden, nur nicht überall auf streng historischem, d. h. daß Sagen und Mythen auch in die neutestamentliche Geschichtserzählung eingebracht seien. Auf der ersten Bank, die er so aufstellte, sollten die Buch-

¹ Jahrgang 1836, S. 777--816.

stabengläubigen sitzen, auf der zweiten Strauß, die dritte war ihm und seinen Freunden von der neuen Vermittlungstheologie, Tholuck, Rücke u. s. w. vorbehalten. Allein zum Schrecken des reinlichen Mannes erklärte Strauß, auf der zweiten Bank sitze überhaupt niemand, auch er habe neben Ullmann noch Platz. Daß die ganze evangelische Erzählung mythisch zu nehmen sei, habe er nirgends behauptet, sobald dagegen Ullmann „manches Volksmäßige, Unvollkommene, selbst Widersprechende und Sagenhafte“ anerkenne, seien sie im Princip einig; wie man dann über jedes einzelne Stück abrechne, sei Sache der Einzeluntersuchung. Und ziemlich rücksichtslos braucht der Eindringling seine Ellbogen, um sein Plätzchen auf der Bank der anständigen Leute zu behaupten. Wendet Ullmann ihm ein, wie radical er die kirchlichen Zeugnisse für die Evangelien verdächtigt habe, so ist Strauß so frei, ihm in Erinnerung zu bringen: „Diejenige Richtung der jetzigen Theologie, zu welcher ich Euer Hochwürden wohl nicht mit Unrecht zähle, hat sich durch Längnung der Rechtheit der Apokalypse, welche doch um kein Haar schlechter als die des vierten Evangeliums bezeugt ist, am bestimntesten das Recht abgeschnitten, über Nichtachtung der äußeren Zeugnisse für die Evangelien sich zu beklagen.“

Wenn Ullmann den Gegensatz zwischen sich und Strauß auf die Formel bringt, er habe einen kirchenbildenden Christus, Strauß eine Christus dichtende Kirche, so stellt Strauß auch hier zwischen die Thüre, die ihn aussperren soll, den Fuß. Im Gegentheil, erklärt er, auch er habe einen kirchenbildenden Christus, und da Ullmann bereits zugestanden, daß diese Kirche Sagen und Mythen über Christus producirt habe, so habe auch Ullmann eine Christus dichtende Kirche; in der Hauptsache also seien sie einig, denn wie der überlieferte Stoff zwischen beiden Factoren zu vertheilen sei, das sei eine Frage über ein Mehr oder Minder, keine Principienfrage.

In Betreff des Vorwurfs, daß er grundsätzlich der Einzelpersonlichkeit weniger zuweise als den allgemeinen Mächten der Geschichte darf Strauß an seine, Rosenkranz gegenüber, bereits

gemachten Zugeständnisse erinnern. Endlich aber weist er nach, daß das letzte Streitobject, das sie trennt, das Wunder, für ihn wenigstens kein Grund eines Kriegs auf Leben und Tod sein werde. Auch hier komme die Frage für ihn schließlich auf ein mehr oder weniger heraus. „Jesu Heilskraft, die wir uns durch die Analogien der magnetischen Kuren verdeutlichen mögen, gelangen Kuren, die als Wunder erscheinen mußten.“ So weit also die Macht des Geistes über die Natur reicht, so weit gibt Strauß die Wunder Jesu zu. „Von hier aus, sagt er, kann ich nicht allein für die Dämonenaustreibungen, sondern auch für die Heilung Gelähmter, Blinder u. s. w. mir eine mögliche Erklärung denken; ja selbst dessen würde ich mich nicht schlechthin weigern, zu glauben, daß die, auch in seinen Organismus ausgegossene höhere Kraft des religiösen Genius den äußerlich erloschenen, nur im Innern noch vor dem gänzlichen Verschwinden schwach fortglühenden Lebensfunken in Todtgeglaubten wieder anzufachen im Stande sei. Nur aber von hier aus zu Einwirkungen auf Naturgegenstände, Kunstproducte, wie in der Wasser-Verwandlung, Brotvermehrung, ist ein solcher Sprung, hier verschwindet die wirkliche Erklärbarkeit so vollkommen, daß ich Ew. Hochwürden gestehe, wenn ich so etwas in mir zuließe, so wäre jede Schranke zwischen Glaublichem und Unglaublichem mir zerbrochen.“ Wenn nun aber Ullmann selbst, führt Strauß weiter aus, manches Auffallende an der Erzählung der Evangelien damit rechtfertige, daß in einer so großen Zeit, wie der der Bildung einer neuen Religion, vor der Begeisterung die Kritik und der historische Pragmatismus zurücktrete, so sei damit ja zugestanden, daß ein mythenbildender Factor, den man immerhin „Andacht und Liebe“ nennen möge, bei der Entstehung der evangelischen Berichte gewaltet habe, dann aber liege es auch viel näher, denselben auf solche Geschichten zu erstrecken, als dieselben gegen alle Wahrscheinlichkeit für historisch zu halten. Daß dennoch diese Geschichte, wie Ullmann sich ausdrückte, „Wahrheit habe, selbst abgesehen von der Wirklichkeit“, das sei ja just sein eigener

Standpunct. Ueberall handle es sich also zwischen ihm und Ullmann um relative Gegensätze. „Ew. Hochwürden selbst sind nicht gesonnen, einen entscheidenden Werth darauf zu legen, daß eben alle Züge der evangelischen Ueberlieferung der geschichtlichen Wirklichkeit vollkommen entsprechen sollten, sofern ja Sie selbst von der evangelischen Geschichte zugestehen, daß sie, wie nicht gewöhnliche, so auch „nicht strenge Geschichte“ sei. „Nehmen wir nicht die künstlichsten Hypothesen zu Hülfe — bekennen Ew. Hochwürden —, so ist nicht darzuthun, daß nicht die Aussprüche Christi, wie sie die Evangelisten wiedergeben, sollten hie und da alterirt sein, und nicht den Erzählungen vom Leben des Erlösers, wenn sie längere Zeit von Mund zu Runde gingen, oder selbst von Augenzeugen erst nach Jahrzehnten aufgezeichnet wurden, manche Züge, die der Wirklichkeit nicht absolut entsprechen, sollten beigemischt worden sein.“ Auf diesem von Ullmann selbst angebotenen Boden erklärt Strauß sich bereit zu verhandeln. „Alles dreht sich um den Unterschied des Allgemeinen und Einzelnen, des Wesentlichen und Unwesentlichen, welcher seiner Natur nach ein äußerst schwankender ist. Im Allgemeinen soll die evangelische Geschichte historisch begründet sein, doch aber werden einzelne Bestandtheile als möglicherweise unhistorisch preisgegeben“ — so bittet er auf Einzelverhandlungen mit ihm darüber einzutreten, welche Erzählungen der einen, welche der andern Kategorie angehören. Eine kühlere Natur als Neander war Ullmann klug genug, sich auf einen so gefährlichen Boden nicht locken zu lassen. Hatte er doch vor Augen, wie wenig Dank sich sein Berliner Colleague mit diesem Versuch verdient hatte. So lenkte er die Discussion auf die Frage vom Verhältniß des Idealen zum Realen zurück. Immerhin gebührt Ullmann das Verdienst, das die liberale Theologie ihm hoch angerechnet hat, und an dem auch wir nicht markten wollen, daß, als alles sich zum „Zeugniß“ drängte, er zuerst in anständigen Formen auf die mißliebige Frage wissenschaftlich eingegangen ist und damit den tumultuarischen Protesten Ruhe gebot.

Inzwischen hatte auch ein deutscher Gelehrter von kirchlicher

Vergangenheit, den Muth gefunden, sich ganz unumwunden für Strauß auszusprechen. Dieser Mann, den Strauß später mit unbilliger Härte behandelt hat, war der Leipziger Philosoph Professor Dr. C. H. Weiße, der mit allen Einseitigkeiten und Eigenwilligkeiten des Autodidacten doch auch die ehrliche Begeisterung und den Mannesmuth einer selbsteigenen Ueberzeugung verband. Wenige Monate nach dem Erscheinen des zweiten Bandes von Strauß hatte eine anonyme Recension des Buchs in den Blättern für literarische Unterhaltung wegen ihrer wesentlichen Zustimmung zu den Strauß'schen Voraussetzungen großes Aufsehen erregt¹. Höchst unerwartet gab sich ein genauer Freund Tholuck's, Professor Weiße, in dessen Literarischem Anzeiger² als Verfasser zu erkennen. Tholuck hatte von Weiße ein Votum darüber verlangt, ob das Hegel'sche System mit Nothwendigkeit zu den religiösen Meinungen von David Strauß führe, und als Antwort erhielt er nicht nur das Geständniß, daß der, den er gegen Hegel anwerben wollte, schon von Strauß gewonnen sei, sondern Weiße entwickelt ihm nun auch in seinem eigenen Blatte, daß Strauß, falls man einmal Hegel'sche Principien zulasse, nur sage, was Consequenz und Aufrichtigkeit erforderten, der Name des Judas also auf ganz andere Leute passe als auf ihn. Wenn Hegel die alten Religionen, die eine wie die andere, als Entfaltungen der Idee gelten lasse, so habe man vom Standpunct des Systems keine Wahl, als entweder auch die Wunder des Hercules und Bacchus als wirklich geschehene gelten zu lassen, oder die des alten Testaments wie jene als Mythen zu betrachten. „Ist aber einmal das alte Testament der mythischen Ansicht anheimgefallen, so kann dieselbe auch von dem neuen auf die Länge nicht abgehalten werden.“ Auch daß der wesentliche Inhalt des Christenthums nicht als Geschichte, sondern als Philosophie gefaßt werde, entspreche ganz Hegel's Meinung. Aber über diese exegetische Frage hinaus, was Hegel's Ansicht gewesen, erstreckt Weiße seine

¹ Bl. f. l. U. 1856. No. 61—65. — ² 1836. No. 79.

Betrachtungen auf die Frage selbst, und da kann er denn seinem hochgeehrtesten Freunde nicht verhehlen, daß die Philosophie zum Wunderbegriff auch nach Schelling und Hegel noch immer in demselben Verhältniß stehe wie zuvor, als sie noch in der sogenannten „mechanischen Naturansicht“ befangen gewesen. „Im Gegentheil wird die Abneigung des speculativen Naturbetrachters vor jeder Annahme einer äußerlichen Durchbrechung des gesetzmäßigen Naturlaufes um so größer sein als die eines Anhängers der mechanischen Ansicht, als er in jenen Gesetzen das eigentliche Selbst, die Substanz und den Begriff der Natur zu erkennen das Bewußtsein hat, die durch Durchbrechung der Gesetze völlig aufgehoben und vernichtet werden würde.“ Für das christliche Recht der Wunderläugnung beruft sich Weiße dabei schließlich auf das Wort Christi, daß er keine Wunder geben wolle, also wohl auch keine gegeben habe.

Die Leser des Literarischen Anzeigers waren über dieses Vileamstücklein, das ihrem Moabiterkönig angethan worden war, sehr entrüstet. Der Professor, den man gerufen hatte, um die Söhne Hegel's zu verfluchen, hatte sie gesegnet. Von mehreren Seiten wurde Tholuck vorgeworfen, er hätte einen solchen Aufsatz überhaupt nicht bringen dürfen, oder ihn wenigstens mit „streng rügenden Anmerkungen“ begleiten müssen, die „in den stärksten Ausdrücken“ die Solidarität des Blatts mit solchen Ansichten zurückwiesen. Tholuck war so vernünftig, dem zu erwidern: starke Ausdrücke ohne starke Gründe reichten heut zu Tag nicht mehr hin, um Eindruck zu machen, seine Gründe gegen Strauß aber werde er in einer eigenen Schrift darlegen¹. Inzwischen ließ er in seinem Anzeiger alle vier Facultäten „über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“ zu Wort kommen und unter gleichem Titel erschien im Jahr 1837 die angekündigte Gegenschrift, in Betreff deren Strauß selbst bekennt, „daß er von dem hohen Pferde Tholuck'scher Vielseitigkeit herab, trotz seines

¹ Lit. Anz. 1836, Nr. 32.

bisweilen unsichern Tritts die eine und andere Belehrung empfangen habe“. Es waren meist Anleitungen zu Fehlgriffen, wie sich unten zeigen wird.

Indessen führte auch Weiße seine Untersuchungen über diesen Gegenstand fort und 1838 erschien seine „Evangelische Geschichte“, die der erste über Strauß hinausgehende Versuch war, auf Grund eines näher begründeten Urtheils über den Werth der Quellen Historisches und Unhistorisches zu sondern und eine positive Darstellung des Geschichtlichen zu geben. Im gleichen Jahre trat Schröder mit einem ähnlichen, noch viel weitschichtigeren Versuch hervor¹, und damit war die Wissenschaft auf die erneute Untersuchung der Erkenntnisquellen eingetreten, die allein das Ergebniß des Strauß'schen „ich weiß, daß ich nichts weiß“ sein durfte und die durch die Tübinger Schule, wie wir an seinem Orte sehen werden, zu einer vollkommenen Umgestaltung der historischen Anschauungen von der Entstehung des Christenthums geführt hat.

Weniger theologisches Interesse hat die Fehde, in die Strauß damals mit Menzel, dem eben so anmaßenden als unwissenden Redacteur des Stuttgarter Literaturblatts gerieth, da dieses je und je auf Strauß Ausfälle gemacht und ihn denunciirt hatte, es sei bei seiner Kritik letztlich auf den Umsturz der Moral abgesehen. Formell ist Straußens Gegenchrift vielleicht die vollendetste, so daß Mümelin sie sogar über Lessings Antigöze stellt. Auch für die Literaturgeschichte bleibt sie eine Fundgrube gesunder Gesichtspunkte und vortrefflicher Bemerkungen. Menzels Rache war, daß er darauf zurückkam, auch Hengstenberg habe Strauß zum jungen Deutschland gerechnet, unter die Rehabilitatoren des Fleischs, als Einen, der die sittlichen Grundlagen des Christenthums zu demoliren strebe. So lang er sich darüber nicht erklärt, müsse er sich gefallen lassen, daß man ihn jenen Ureinen zuzähle, „wie denn überhaupt einige Ausdrücke Straußens auf eine Gemeinheit der

¹ Geschichte des Urchristenthums. Stuttg. 1838. 5. Bd.

Gesinnung schließen ließen, der man wahrſcheinlich noch mehr zu verzeihen habe“. Als ſich ein Sturm von Entrüftung gegen dieſe Frechheiten erhob, beglückwünſchte Hengſtenberg den Mann, „der Uebles leide für die Sache Chriſti, dem aber dafür mancher deutſche Mann im Geiſte die Hand drücke“. „Weg von dieſem Bilbe der Schmach!“ ſchließt Wiſcher ſeinen Bericht über dieſe Händel.

Ein ähnlich leichtgeſchürzter Gegner trat in dem Berliner Pcentiaten Bruno Bauer, Hegelianer der rechten Seite, Strauß gegenüber. Er wußte nicht nur die Möglichkeit, ſondern gleich auch die Nothwendigkeit der Wunder nach Hegel zu erweiſen, um ſpäter, zur Linken übergetreten, das Leben Jeſu von Strauß eine apologetiſche Schwachheit, ein Buch vollkommener kritiſcher Nullität zu nennen. Strauß hat ihn damals nur ganz obenhin abgewandelt, da er keineswegs nach weiteren Verhandlungen Verlangen trug.

Die lange Reihe der Einwendungen, die Strauß in den Jahren 1837 und 38 beantworten mußte, hatten ihn doch ge- nöthigt, rückwärts zu treten. Sowohl in Beantwortung der philo- iophiſchen Frage nach der Realität des Ideals als nach der Lage der Quellen für die Geſchichte Jeſu ſehen wir die Verhandlungen in neue Bahnen einlenken. Aber viel zu früh will Strauß aus dieſer noch keineswegs zu Ende geführten Diſcuſſion das Facit ziehen in einer neuen Bearbeitung ſeines Buchs. Theils der Wuñſch, durch Zurücknahme des Ausſtößigen wieder zu einem theo- logiſchen Lehramt zu gelangen, theils das Bedürfniß, eine dritte Auflage des bereits wieder vergriffenen Werkes herzuſtellen, haben zu dieſer voreiligen Frontveränderung geführt, die, als Strauß das Verfehlte des Verſuchs bei ruhigerem Nachdenken einſah, ihn zum Widerruf nöthigte, eine Niederlage, die er ſich ſelbſt um ſo weniger verzeihen mochte, als ſie theilweiſe durch jene äußerliche Rückſicht herbeigeführt worden war.

7. Die dritte Auflage.

Strauß hatte in den Verhandlungen mit Rosenkranz anerkannt, daß das Gottesbewußtsein des religiösen Genius in seiner intensivsten Stärke ein solches Ineinander des Göttlichen und Menschlichen darstelle, daß man berechtigt sei, von einem Sein Gottes in dem betreffenden Individuum zu reden und dieses als einen gottmenschlichen Offenbarungsträger zu verehren. Die Frage der philosophischen Möglichkeit eines Gottmenschen bestritt er mithin nicht länger, die Frage der geschichtlichen Wirklichkeit dagegen hing ihm wesentlich an der Authentie des vierten Evangeliums. Nun aber hatten der Reihe nach auch diejenigen Kritiker, denen Strauß volle Unparteilichkeit beimaß, sich für die johanneische Auffassung dieses Buchs ausgesprochen. Daß das von Hitzig mitgetheilte Collegheft von dieser Voraussetzung ausging, ersehen wir aus einem in Anlage mitgetheilten Votum Hitzig's, das die entgegengesetzte Annahme unter Straußens früheren Extravaganzen aufzählt¹. Baur verwahrte sich in seiner Erklärung gegen Hengstenberg² entschieden gegen die Verdächtigung, als ob er irgendwo und irgendmann die Aechtheit des Johanneischen Evangeliums angefochten habe und im Frühjahr 1837 hatte de Wette in seinem Commentar, ohne sich gegen die Zweifelsgründe zu verschließen, doch im letzten Resultat sich mehr für als wider die Aechtheit ausgesprochen. Unbefriedigend genug erklärte der Basler Kritiker in seiner Vorrede an Lücke, daß er in diesem Fall ein entscheidendes Urtheil nicht abzugeben wage. Damit stand Strauß, nachdem auch Bretschneider früher schon seine Einwendungen zurückgezogen hatte, in dieser Cardinalfrage ganz allein. Dem Beispiel der Vorgänger zu folgen war er zwar immer noch

¹ Beilage V, 2; S. 26. — ² Tübing. Zeitschr. 1836, S. 201.

nicht geneigt, doch wollte er es auf einen Versuch ankommen lassen, wie sich die Untersuchung, die Richtigkeit des Johannes vorausgesetzt, gestalte. Er bekennet in der Vorrede, daß ihm seine Zweifel an der Richtigkeit und Glaubwürdigkeit dieses Evangeliums selbst wieder zweifelhaft geworden seien. „Nicht als ob ich von seiner Richtigkeit überzeugt worden wäre: nur auch von seiner Unächtheit bin ich es nicht mehr. Unter den so eigenthümlich sich stoßenden und durchkreuzenden Merkmalen der Glaubwürdigkeit und des Unglaubhaften, der Nähe und Ferne von der Wahrheit, in diesem merkwürdigsten Evangelium, hatte ich bei der ersten Ausarbeitung meines Werkes mit einseitig polemischem Eifer einzig die, wie mir schien, vernachlässigte, ungünstige Seite hervorgehoben: unterdessen ist auch die andere Seite allmählig in mir zu ihrem Rechte gekommen; nur daß ich nicht im Stande bin, ihr, wie die jetzigen Theologen bis auf de Wette fast alle thun, die entgegengesetzten Beobachtungen ohne Weiteres zum Opfer zu bringen“. Daß sein Buch so an Einheit verlieren müsse, verhehlt Strauß sich selbst nicht, und in der That mußte jetzt der Grundfehler des ganzen Unternehmens offenbar werden, ohne festes Urtheil in Betreff der Quellen über die Geschichtlichkeit ihres Inhalts urtheilen zu wollen. Bei Abfassung der ersten Auflage war Strauß doch wenigstens über das Negative mit sich einig, daß keines der Evangelien von einem Augenzeugen herrühre, daß mithin alle Erzählungen sagenhaft seien, denen erhebliche Instanzen gegenüberstehen. Jetzt glaubte er zwar immer noch nicht an die Augenzugenschaft des vierten Evangelisten, aber die Skepsis an der Skepsis machte sein Urtheil zwiespältig.

Im Uebrigen hat man die Concessionen, die Strauß in der dritten Auflage gemacht haben soll, übertrieben. Die Complimente für den tiefen Gemüthsblick Neander's, der mit seiner selbstverläugnenden Wahrheitsliebe den unlautern Eifer des Herrn Hoffmann beschäme, die bitter-süße Anerkennung des Treffenden in den Arbeiten von Kern und Tholuck, die Freude an Weiße's Werk und ähnliche Worte lassen weit größere Concessionen erwarten,

als das Buch wirklich gemacht hat. Für die gesammte Vorgeschichte, die Strauß nach wie vor als mythisch reclamirt, kommt die veränderte Stellung zu Johannes ohnehin nicht in Betracht. Seinen guten Willen dagegen, der Tradition gerecht zu werden, wo ihr keine positiven Schwierigkeiten entgegenstehen, erweist Strauß an der Lukaserzählung von Jesus im Tempel. Nachdem er, wie früher, die alttestamentlichen Vorbilder aufgezählt, aus denen er in der ersten Auflage die Entstehung der Sage abgeleitet, folgt jetzt die Concession, daß die Erhaltung solcher Kindheitsgeschichten aus dem Leben großer Männer doch nichts Seltenes sei und da Jesu Gemüthsverfassung auf eine ruhige und stetige Entwicklung deute, so füge sich die Erzählung einer solchen ersten Geistesprobe passend in diese ein, so daß die Kritik kein Recht habe, ihr die geschichtliche Geltung abzuspochen¹. Wenn Strauß sich somit jetzt zur Regel macht, alle synoptischen Erzählungen, die von keiner wesentlichen Schwierigkeit gedrückt sind, anzuerkennen, ohne bestimmtere Wahrscheinlichkeitsbeweise für ihre Geschichtlichkeit zu verlangen, so macht er zum Zweiten das tiefer greifende Zugeständniß, daß auch Wundererzählungen nicht ohne Weiteres als sagenhaft zu betrachten seien. Die Aenderungen nach dieser Richtung entspringen wesentlich der Anwendung des relativen Wunderbegriffs, den Strauß im dritten Hefte der Streit-schriften zugegeben hatte. In der ersten Auflage hatte Strauß alle Wunder verworfen und beispielsweise von den Blindenheilungen Jesu geurtheilt: „Ein Augenübel, es mag noch so leicht sein, wie es nicht ohne mannfache Vermittlung entstanden ist, so wird es noch weniger unmittelbar auf ein Wort oder eine Berührung hin weichen wollen, sondern es erfordert sehr complicirte, theils chirurgische, theils medizinische Behandlung, und so vornehmlich die Blindheit, wenn sie überhaupt heilbar ist“. Ausdrücklich wurde betont, daß kein Beispiel einer magnetischen Kur von Leiden dieser Art vorliege, wie denn auch die Blindheit etwas

¹ L. J. 3. Aufl. S. 354.

vom Seelenleben so Unabhängiges sei, daß auch psychische Einwirkungen ausgeschlossen blieben. Im dritten Hefte der Streitschriften¹ ließ sich dagegen Strauß das Zugeständniß entwinden, daß Zeiten großer religiöser Umwälzungen von so unerhörten jeelischen Aufregungen begleitet seien, daß sie fast in der Regel auch wunderbare Erlebnisse mit sich führten. Er selbst erinnert an die Visionäre unter den Camisarden, an die Wunder auf dem Grabe des heiligen Paris. „Zum Theil, sagt er, haben diese Vorfälle Aehnlichkeit mit den Erscheinungen des thierischen Magnetismus, wie die Dämonischen des Neuen Testaments mit den neurlich beobachteten Besessenen. In allen diesen Fällen drehen sich die Erscheinungen hauptsächlich um zwei Punkte. Erstens ein erhöhtes Wirkungsvermögen sowohl der Seele auf den eigenen Leib als des einen Individuums auf den kranken Organismus des andern. Hiemit rücken die Heilungen Jesu, besonders die von Besessenen, Gelähmten in das Gebiet des auch sonst Geschehenen ein; und auch, was nicht eben so unmittelbar durch Analogien zu belegen ist, wie die Heilungen Ausfähiger, eines Blindgeborenen, läßt sich durch den Schluß a minori ad majus in der Art glaublich machen, daß, wenn bei einer verhältnißmäßig minder bedeutenden religiösen Aufregung jenes Leichtere, so bei der ohne Vergleichung größeren zu Jesu Zeit wohl auch das Schwerere möglich war; wobei es übrigens immer noch auf den Charakter der Erzählungen im Einzelnen ankommt, ob es wahrscheinlich ist, daß das an sich nicht Udenkbare auch wirklich in dem von der Relation angegebenen Falle geschehen sei“. Damit hatte Strauß einen Wechsel auf sich selbst ausgestellt, der mit der Ausarbeitung einer neuen Auflage verfallen war. Man kann nicht sagen, daß er ihn voll ausbezahlt hätte; nur einige Anzahlungen hat er geleistet. Die Dämonenaustreibungen werden nunmehr zugegeben, doch mit dem Abzug, daß auch auf diesem Gebiete die Sage nicht ganz gefeiert, sondern den historischen auch unhistorische Züge hinzugefügt habe². Die Heilungen Paralytischer

¹ S. 38. — ² 3. Aufl. Bd. II, S. 55 56.

stellt er sich nach Analogie ähnlicher Erfolge bei großen Gemüthsbewegungen vor¹, den Blindenheilungen gegenüber er bietet er sich zum Glauben, sobald vollständigere Analogien aus dem Gebiete der magnetischen Kuren würden beigebracht sein², und den Heilungen der Ausfägigen verweigert er geradezu den Credit³. Bei allen übrigen Wundern kommt das Zugeständniß auf das Offenlassen der natürlichen Erklärung hinaus. Man wird den Gebrauch, den Strauß von seinem Glauben an magnetische Kuren macht, sogar noch einen discreten nennen müssen, wenn man gleichzeitige Aeußerungen gläubiger Theologen in dieser Beziehung vergleicht. So warf Tholuck die Frage auf⁴, ob bei dem Erlöser vielleicht neben der psychischen Einwirkung auch materielle Ausströmungen der Heilkräfte stattfanden und in Tholucks literärischem Anzeiger⁵ theilte ein Herr von Lucher, Vormund des vielberühmten Kaspar Hauser, die Erfahrungen mit, welche magnetische Kräfte er an dem Nürnberger Findling beobachtet habe, um horribile dictu aus der magnetischen Wirksamkeit des Nervengeists, Fluidums oder Aethers bei dem noch unschuldigen Kaspar Hauser auf die viel kräftigere Wirksamkeit der magnetischen Heilkraft bei dem vollkommen sündlosen Erlöser zu schließen! Zu streng darf man also Straußens Mißgriffe nicht beurtheilen.

Eigentlich verwirrend hat auch nicht diese Concession, sondern nur die veränderte Stellung zum vierten Evangelium eingegriffen. War die frühere Auffassung der Person Jesu eine unbestimmte gewesen, so ist sie jetzt eine zwischen verschiedenen Möglichkeiten schwankende und damit doppelt unbefriedigende. Ist Johannes glaubwürdig, so hat Jesus von sich ausgesagt, daß er vor Abraham, ja vor Schöpfung der Welt schon gewesen sei. Strauß kann diese Vorstellung nicht vollziehen und darum auch ihren In-

¹ Bb. II, 65. — ² Bb. II, S. 87. — ³ S. 71 f. — ⁴ Vermischte Schriften, in dem Aufsatz: Die Wunder der kath. Kirche S. 83. — ⁵ Jahrgang 1840. S. 320.

halt nicht glauben. Aber angesichts des Johanneischen Zeugnisses meint er nun: „wir können nicht wissen, ob ein Gemüth von der religiösen Innigkeit Jesu die Gemeinschaft mit Gott, deren es sich bewußt war, nicht im Reflex der Phantasie als Erinnerung an ein früheres Sein bei Gott sich gestalten konnte?“ In den früheren Ausgaben hatte Strauß selbst diese Annahme eine unzulässige Anklage auf Schwärmerei genannt, seine Concession an das vierte Evangelium besteht nun darin, daß er ihm zu Lieb diese Hypothese zuläßt: „Psychologisch scheint ein solches Bewußtsein um so leichter in Jesu sich haben bilden zu können, wenn geschichtlich ähnliche Vorstellungen vom Messias gegeben waren“. Beispiele solcher werden denn aus Daniel und den Apokryphen in Menge beigebracht, allein da Strauß sie alle dazu verwendet, nicht die wirkliche Präexistenz Jesu zu beweisen, sondern aus ihnen das Entstehen der fixen Idee Jesu, präexistirt zu haben, zu erklären, so ist es fast naiv, wenn er meint, diese Anschauung würde den Frommen tröstlicher sein als seine frühere Meinung, die den präexistenten Christus einfach als ein Theologoumenon des vierten Evangelisten gefaßt hatte. Es ist, als ob er an einem recht schlagenden Beispiel hätte zeigen wollen, daß die mythische Auffassung mancher evangelischen Berichte der Würde Christi gerechter werde als die historische. Noch übler wird uns zu Muth, wenn Jesus die unerbaulichen persönlichen Verhältnisse der Samariterin am Brunnen auf dem Wege des Fernempfindens und Hellsehens (eine solche Gabe, schaltet Strauß ein, ist unläugbar schon bei Somnambülen beobachtet worden¹) möglicherweise soll gewußt haben können, obwohl er selbst wünscht, solche krankhafte Fähigkeiten der gefunden Erscheinung Jesu lieber fern halten zu dürfen. Den weiteren Anstoß, daß der Christus des Johannes hier der ersten besten Frau Samariens das Geheimniß seiner Messianität offenbart, das er bei den Synoptikern in Galiläa sorgsam hütet, versucht Strauß aus der geringeren Gefahr zu begreifen, der eine solche

¹ S. 579.

Mittheilung in Samarien sich aussetzte, und der prophetische Ausblick auf die spätere samaritanische Kirche braucht nicht gerade ein *vaticinium post eventum* zu sein, da Jesus, nach seiner Kenntniß der Bewohner, immerhin eine solche optimistische Vorhersagung wagen durfte. Endlich, der allgemeine Widerspruch dieser samaritanischen Wirksamkeit mit dem synoptischen Verbot an die Jünger, der Samariter Städte zu betreten, wird mit der Neander'schen Auskunft gehoben, daß die Jünger zu der dortigen Wirksamkeit noch zu ungeschickt gewesen seien, weshalb Jesus sich selbst den Verkehr mit den Samaritern vorbehalten habe. Sehen wir so Strauß durch den Versuch, das vierte Evangelium als historische Quelle zu verwertken, zu denselben unwahrscheinlichen Annahmen und aus der Luft gegriffenen Voraussetzungen gezwungen, die er an der Theologie seiner Zeit mit so gutem Rechte gezüchtigt hatte, so fehlen in Consequenz des gleichen Mißgriffs selbst harmonistische Ausgleichungsversuche nicht, nur daß er, geschmackvoller als andere, in Johannes den historischen Kern zu finden meint, der sich in den synoptischen Relationen in verschiedene Zweige auseinandergelegt habe¹.

Sollte das vierte Evangelium glaubwürdig sein, so mußte man ihm natürlich auch etwas glauben, allein Strauß hätte an der Künstlichkeit dieser Resultate sehen müssen, daß er sich in eine falsche Bahn hatte drängen lassen. Dieses Weichen war ein Unrecht, das er sich selbst anthat. Bei der nächsten Bearbeitung nahm er auch alle diese Zugeständnisse wieder zurück: „Die sich durchkreuzenden Stimmen der Gegner, Beurtheiler und Mitarbeiter, nach denen aufmerksam hinzuhören ich mir zur Pflicht machte, hatten die Idee des Werks in mir übertäubt; über dem emjigen Vergleichen abweichender Ansichten hatte ich die Sache selbst aus dem Gesicht verloren. Daher fanden sich, wie ich in gesammelterer Stimmung diese Uebearbeitung wieder durchsah, Aenderungen,

¹ So die Entwicklung der Geschichten von Martha und Maria, der salbenden Frau, der Hebrecherin. S. 786 f.

über die ich mich wundern mußte und durch die ich offenbar mir selbst Unrecht gethan hatte. In allen diesen Stellen sind jetzt die früheren Lesarten hergestellt, und hat somit, wenn man will, meine Arbeit bei dieser neuen Auflage vornehmlich darin bestanden, die Scharten, die in mein gutes Schwert nicht sowohl der Feind gehauen, als ich selbst hineingeckliffen hatte, wieder auszuweisen“.

So wenig man mithin Uriache hat, sich der Nachgiebigkeit Straußens in der kritischen Frage zu freuen, um so anerkennenswerther sind seine Zugeständnisse in Betreff der Dignität der Person Christi. Die Schlußabhandlung läuft jetzt nicht mehr auf die schreiende Dissonanz zwischen Begriff und Vorstellung hinaus, die den, der die Religion begriffen hat, nöthigt, der Verkündigung der Vorstellung zu entsagen, sondern Strauß gibt zu, daß dem Stifter einer Religion auch eine historische Würde inwohne, in der das Ideale geschichtlich geworden sei. Er hält in dieser Beziehung an dem Hegel'schen Satze fest, an der Spitze aller Handlungen stehen Individuen. „Insbesondere, jagt er, auf dem Felde der Religion sind, wenigstens innerhalb des monotheistischen Gebietes, sonst alle neuen Epochen und eigenthümlichen Gestaltungen an hervorragende Persönlichkeiten geknüpft: nur das Christenthum sollte eine Ausnahme von diesem Typus machen? Die gewaltigste geistige Schöpfung ohne nachweisbaren Urheber nur das Ergebnis des Zusammenstoßes zerstreuter Kräfte und Ursachen sein?“ — Die nächste Consequenz dieser Reflexion für die in Rede stehende Frage ist, daß Jesus in die Kategorie der hochbegabten Individuen eintritt, welche auf den verschiedenen Lebensgebieten die Entwicklung des Geistes in der Menschheit zu höheren Stufen zu erheben berufen sind. Damit wäre nun zunächst Jesus auf eine Bank mit Napoleon und Cäsar, mit Raphael und Mozart gesetzt, doch die Erwägung führt weiter. Unter den verschiedenen Geistesgebieten steht die Religion nicht etwa nur unbestimmt als vornehmstes obenan, sondern sie verhält sich wie der Mittelpunkt zum Umkreise, sofern in der Religion allein der

göttliche Geist dem menschlichen im unmittelbaren Selbstbewußtsein nahe tritt, während er auf allen andern Gebieten vermittelt ist, sei es durch Gedanken, sei es durch Bilder, Farben, Töne u. s. w. In Folge dessen kann vom Religionsstifter in ganz anderem Sinne als selbst vom Dichter und Philosophen gesagt werden, daß Gott sich in ihm offenbare. Im Kreise der Religionsstifter überragt dann wieder Christus alle sonst Dagewesenen und daß diejenige Höhe des Gottesbewußtseins, die sich in Jesu offenbarte, auch künftig nicht wird übertroffen werden, wird nicht nur durch eine Vergleichung der übrigen Religionen mit der Christi wahrscheinlich gemacht, sondern auch mit den Gründen, die wir schon aus den Verhandlungen mit Rosenkranz kennen, a priori erwiesen. Ueber das Ziel hinaus gibt es keine weitere Entwicklung; da nun das Ziel der Religion, die Vereinigung des menschlichen und göttlichen Bewußtseins, in Christo erreicht war, so ist über ihn überhaupt nicht hinaus zu gelangen. So kommt Strauß, indem er synoptische wie johanneische Selbstausagen Christi, das Zeugniß der Geschichte und die Forderung der Speculation, daß an der Spitze jeder Entwicklung eine Person stehe, zusammenzählt, zu folgender Definition der Würde Christi: „Mit Beiseitstellung der Begriffe von Unündlichkeit und schlechthiniger Vollkommenheit als unvollziehbarer, fassen wir Christum als denjenigen, in dessen Selbstbewußtsein die Einheit des Göttlichen und Menschlichen zuerst und mit einer Energie aufgetreten ist, welche in dem ganzen Umfange seines Gemüthes und Lebens alle Hemmungen dieser Einheit bis zum verschwindenden Minimum zurückdrängte, der insofern einzig und unerreicht in der Weltgeschichte steht, ohne daß jedoch das von ihm zuerst errungene und ausgesprochene religiöse Bewußtsein sich im Einzelnen der Läuterung und Weiterbildung durch die fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geistes entziehen dürfte“.

Die Schranke von Strauß bleibt freilich auch hier, daß dieser ganze Christus ein wesentlich a priori construirtes Gedankenbild ist. Die Hegel'sche Schule hatte ihn gewöhnt, auch in der

Geschichte in Kategorien, statt in Thatsachen zu denken und die Personen auf Formeln zu bringen. Eine „bis auf ein Minimum der Hemmung zu Stande gekommene Gottheit“ ist aber ein zu abstrakter Begriff, um für irgend einen religiösen Menschen etwas Erwärmendes zu haben. Eine liebevoll eingehende Interpretation der von Strauß nie bestrittenen ächten Worte Jesu hätte erlaubt, ein ungleich concreteres Bild vom Selbstbewußtsein Jesu zu zeichnen als es dieser vage Ausdruck enthält und ein solches aus der wissenschaftlichen Analyse der Bergrede emporsteigendes Bild Christi hätte die directe Sonnenwärme des Evangeliums ausstrahlen lassen, während es so bei dem kalten Mondlicht der Reflexion verblieb. Diese halb widerwillige Annahme der johanneischen Zeugnisse, der wunderfreien Erzählungen und derjenigen Wunder, die sich nach der Analogie der somnambülen und magnetischen Kuren des Doctors von Weinsperg begreifen, konnte dagegen niemanden erwärmen und niemanden versöhnen.

Genügt haben dem Verfasser zudem diese Concessionen gar nichts. Es ist die Praxis der Männer der Kirche zu allen Zeiten gewesen, die Ketzer erst zum Widerruf zu verführen, um sie dann, nachdem sie um ihre Popularität betrogen sind, um so bequemer zu vernichten. Als der Streit um Straußens Berufung nach Zürich begann, nahm von seinen Zugeständnissen niemand Act, er blieb für die Züricher Geistlichkeit der Christusläugner, als dann aber die Gefahr vorbei war, wurde er höhnisch auf seinen eigenen Widerruf verwiesen, durch den er sich selbst widerlegt habe. Sogar die deutschen Vermittlungstheologen, deren Höflichkeit mehr den Zweck gehabt hatte, sich vortheilhaft von Hengstenberg zu unterscheiden, als Strauß die Hand zur Verständigung zu bieten, nahmen seine Zugeständnisse mit unverhohlener Ironie entgegen. Sie spotteten, daß die früher helle Stimme des Kritikers anfangs zu mutiren, daß aus dem deutlichen Nein, ein gebrochenes Ja = Nein geworden sei¹; Tholuck höhnte sogar, ein Mann, der in

¹ Tholuck im Lit. Anzeiger 1838, S. 632.

solchem Grade aus der Kaltblütigkeit Profession mache wie Strauß, hätte seine Gegner nicht nach dem Maße ihrer Artigkeit gegen ihn abschätzen sollen. Zur Sache selbst bemerkt er im Namen eben derjenigen Gruppe, auf deren linker Seite Strauß ein Plätzchen für sich gesucht hatte, daß sie sich zwar durch seine Zugeständnisse von der Stärke ihrer Gründe überzeugt hätten, (wahrlich ruft Tholuck aus, welche Macht der Geschichte, die der Wunderscheu eines solchen Mannes, solche Zugeständnisse abgepreßt hat!) aber zu der Dauerhaftigkeit seiner Bekehrung vermöchten sie sich kein rechtes Herz zu fassen. „Diese Zugeständnisse sind so unfreiwillig, sind so abgedrungen, daß möglicherweise der Tag kommen könnte, wo nochmals der Zweifel an dem Zweifel sich hervorbrängt“. „Nur dann könnte sein Werk ein wesentlich anderes und damit auch die Polemik gegen ihn eine wesentlich andere werden, wenn er entweder auf der einen Seite die Selbstverläugnung hätte, die Aechtheit eines Evangeliums mit Zuversicht anzuerkennen, oder auf der andern Seite jene Voraussetzung von der wesentlichen Gleichartigkeit alles Geschehens, die nicht sowohl eine Voraussetzung seiner Philosophie, als seines fleischlichen natürlichen Menschen ist, aufzugeben¹“. Der Dank für sein Entgegenkommen war somit, daß man ihm den Stuhl jetzt um so rücksichtsloser vor die Thüre setzte.

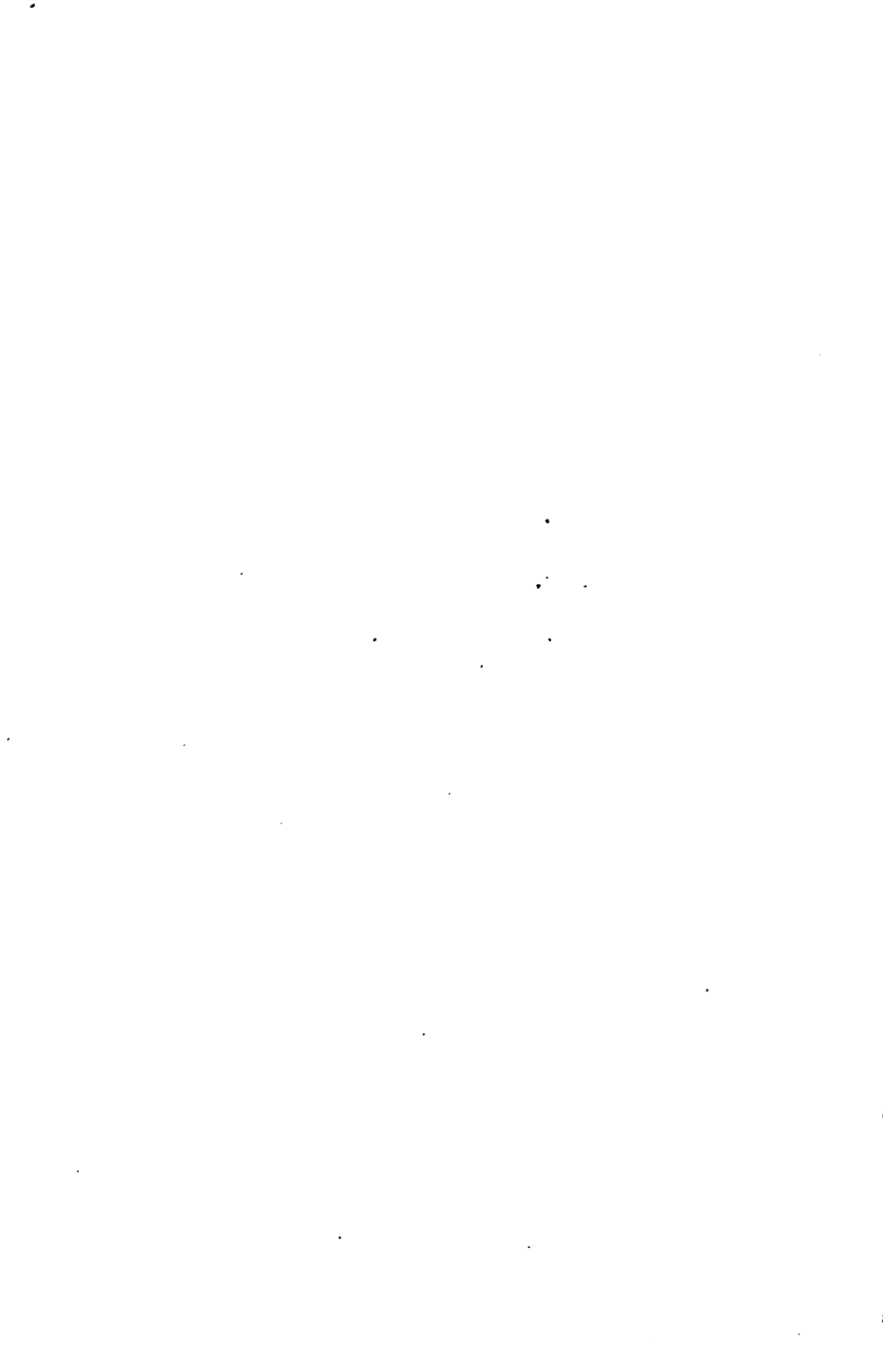
Strauß hat es später mit der Uebereilung dieser dritten Auflage nicht leicht genommen. Aber es ist schlimm, wenn Männer wie dieser das Gleichgewicht verlieren. Der erste falsche Schritt zog sofort einige weitere nach sich.

¹ Lit. Anz. 1838. S. 616 f.



Viertes Buch.

Die Berufung nach Zürich.



1. Friedliche Blätter.

Die rückläufige Bewegung, die sich in den Strauß'schen Schriften von 1838 und 1839 wahrnehmen läßt, war zum Theil durch das Bedürfniß des Verfassers bedingt, wieder zu einem positiven Verhältniß zu Theologie und Kirche zu gelangen. Er lernte während seines Stuttgarter Aufenthalts bald die ganze Dede eines berufslosen Literatenlebens kennen und fand, daß er zu einer derartigen Existenz am wenigsten geschaffen sei. Aus nächster Anschauung schreibt Vischer im Jahre 1838 über ihn, daß Strauß den Schlag, der ihn mit der Entziehung der Lehrthätigkeit getroffen, nie verschmerzen werde. „Wenn irgend Jemand, so hat er, vermöge seiner altbürgerlichen soliden Erziehung und Denkart das Bedürfniß einer festen Unterlage seiner Thätigkeit, eines öffentlichen Wirkungskreises, kurz eines Amtes. Das aufgedrungene aber als Lyceallehrer war seinen Neigungen, der Richtung seiner Studien, der Bestimmung seiner Kräfte zuwider. Er fühlte sich entwurzelt. Jenes Rehergefühl kam über ihn, das Gefühl, ausgestoßen, excommunicirt, mit dem Geruche der Pest umgeben zu sein: es ist daher sehr unrichtig, wenn man seine Entlassung nur als eine Privation darstellt, sie hatte auf ihn die Wirkung einer grausamen positiven Strafe¹.“ Ueber das erste Jahr in

¹ Krit. Gänge, Bd. I, 121 f.

Stuttgart hatte ihm die Ausarbeitung seiner ersten Streitschriften hinweg geholfen, aber der Eifer, Leute wie Steudel, Eschenmayer, Menzel u. s. w. auf's Haupt zu schlagen, war bald verraucht. Er sehnte sich nach einer geordneten Thätigkeit. „Mich in diesem Sinne wieder an Sie zu wenden, schreibt er an Hitzig¹, halte ich für Pflicht der geistigen Selbsterhaltung: ich kann ein Leben so ohne unmittelbare wissenschaftliche Anregung oder Wirksamkeit nicht ertragen, es lähmt mich.“ Seine Zugeständnisse in den jüngsten Streitschriften und in der dritten Auflage haben es gar kein Hehl, daß es ihm darum zu thun sei, sich wieder in ein natürlicheres Verhältniß zur Theologie zu setzen und er bittet seine Freunde, auf dieselben aufmerksam zu machen. „Meine eigenen Ansichten und Aeußerungen, schreibt er an Hitzig², haben sich, wie Sie theils aus den Streitschriften, theils aus dieser zweiten Auflage des Leben Jesu ersehen, indessen in einigen nicht unwesentlichen Punkten gemildert. Ich bin mit Ueberzeugung bemüht gewesen, die Person Christi mehr zu heben, und habe besonders von seinem Plane (s. das betreffende Kapitel im ersten Band) eine höhere Ansicht gewonnen. Ich weiß nicht, ob sich dies nicht zu meinen Gunsten geltend machen ließe; freilich wäre zu wünschen, der zweite Band des Lebens Jesu läge auch schon vor, wo die Schlußabhandlung vornehmlich im Sinn der vortrefflichen Abhandlung Ihres Collegen Schweizer (mit der ich ja auch schon im dritten Heft der Streitschriften unwissentlich zusammen getroffen bin) umgeändert werden soll.“ Aus einem anderen Briefe⁴ ersehen wir, daß auch der mehrfach citirte Aufsatz Wischer's in den Halle'schen Jahrbüchern: „Strauß und die Württemberger“ aus der Freundesabsicht stammt, in Erinnerung zu bringen, welche Gaben man hier feiern lasse.

In dieser Gemüthsverfassung befand sich Strauß, als er die

¹ Peilage IV, Brief vom 14. Juni 1838. S. 18. — ² Brief vom 14. Juni 1838. S. 18. — ³ Brief vom 14. Juni 1838. — ⁴ Vom 8. Juli 1838. S. 19.

späteren Streitschriften, die dritte Auflage und den in jeder Art vollendeten Aufsatz über Schleiermacher und Daub ausarbeitete, der ihm zugleich Gelegenheit gab, positiv zwischen den Streitfragen der herrschenden theologischen Schulen, und zwar zu Daub's Gunsten, Stellung zu nehmen. Nicht nur, daß er beginnt, seinen Ton milder zu stimmen, sondern er läßt sich sogar herbei, den früheren siegreichen zu entschuldigen. „Wenn das Denken, sagt er Hengstenberg gegenüber¹, in dem oder jenem, wenn es in mir selbst vielleicht, hin und wieder ungerecht gegen den Inhalt des Glaubens, gereizt und bitter sich bewiesen haben sollte: so liegt die Schuld davon nicht im Denken an und für sich, sondern in den Unbilden, welche es unter dem Joche der Autorität zu erleiden gehabt hat; so daß auch hier das Schiller'sche: Vor dem Sklaven u. s. f. seine Anwendung findet“.

Unter denselben innern und äußern Verhältnissen ist denn auch ein anderes friedliches Manifest entstanden, von dem wir noch nicht geredet haben, der in einer Hamburger Zeitschrift, dem Mundt'schen „Freihafen“, im Jahr 1838 veröffentlichte Aufsatz: „Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“². Strauß wollte in demselben seine theologischen Ansichten von ihrer mildesten Seite zeigen, oder, wie er in dem Wiederabdruck in den „friedlichen Blättern“ sagt, neben dem Nein auch das Ja laut werden lassen, damit das Publicum sehe, daß er nicht der Geist sei, der stets verneint. Dennoch sind diese „Selbstgespräche“ nichts weniger als eine feige Retractation, sondern ein in seiner Lage doppelt ehrenhafter und vollkommen ehrlicher Ausdruck dessen, was damals in ihm vorging. „Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte!“ mit diesem Ausruf beginnen die Selbstgespräche. „Und könnt' ich's, so würd' ich's hoffentlich nicht wollen, mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten“. Da proclamire

¹ Drittes Heft. S. 22. — ² Freihafen, Erster Jahrg. 3. Quartalheft. Bei Hammerich in Altona. 1838.

man heute zu Tag die vollbrachte Versöhnung von Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft, man verkünde, die neueste Philosophie sei selbst eine christliche geworden, aber so wenig als die wirklich Gläubigen könne er etwas davon wahrnehmen. Der Sache nach, so ist der Sinn des ganzen Aufsatzes, halten wir allerdings an den Grundgedanken des Christenthums, aber unsere Begründung derselben weicht durchweg von den früheren kirchlichen Epochen ab.

So geht er geradezu auf das Hauptdogma los, an dem der Christ von heute vor allem den religiösen Menschen erkennen will, auf die Unsterblichkeit. Er läugnet, daß das religiöse Denken von heute zur Vergeltung des Guten oder Bösen, das der Mensch gethan, eines jenseitigen Lebens bedürfe. Verdienst und Schuld bezahlen baar und nicht mit Anweisungen auf ein anderes Leben. „Also läugnest du die Unsterblichkeit?“ wendet man ihm ein. „D stille mit den böswilligen Consequenzen! Ich läugne sie nicht; aber ich begründe sie auf etwas ganz anderes“. Nicht ein Mal Lohn und Strafe in der Ewigkeit will er beabreden. „Je frischer und reiner ich meine Kraft in jedem Augenblicke entwickle, desto mehr bereite ich mir auch für die Zukunft eine ähnliche freie Entfaltung und damit Lust und Glückseligkeit vor; so wie jede jetzige Hemmung oder Mißbildung meines Wesens mit künftigen Hemmungen und Schmerzen, als ihren Folgen, schwanger geht. Diese Entwicklung, dieser Fortschritt im Guten oder Bösen, wird auch im künftigen Leben seinen Fortgang haben; nur daß man das nicht Lohn oder Strafe für das in diesem Leben Begangene nennen darf, als ob dies nicht schon hier seine angemessene Vergeltung gefunden hätte: vielmehr wird es auch dort noch so sein, daß die Thätigkeit jedes Augenblicks Folge früherer, in diesem Leben geübter Thätigkeiten ist. — Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand: uns ist es Fortentwicklung“.

Sofort schreitet Strauß zum zweiten Hauptstück des Glaubens, zum Versöhnungstod Christi. Gottes Gerechtigkeit soll den Tod des Unschuldigen als Sühne angenommen haben,

um den Schulbigen verzeihen zu können. „Eine treffliche Ausgleichung von Gerechtigkeit und Liebe in Gott, welche keiner genug thut und beide verläßt. Denn Güte ist das nicht mehr, die auf Strafe nicht verzichtet und Gerechtigkeit nicht, die einen Unschuldigen unterschiebt, damit die Schulbigen entriessen“. Dem gegenüber weiß Strauß für den Tod Jesu keinen weiteren religiösen Werth zu finden als den, daß er uns Symbol der Sündenvergebung ist, in so fern durch diesen Tod die Vergabung um der Opfer und äußern Leistungen willen aufgehört hat. „Wir wissen jetzt, daß über den Erlaß unserer Schulden zwischen unserem Gemüth und Gott unmittelbar verhandelt werden darf und muß; daß Möglichkeit der Sündenvergebung nur der religiöse Name für die menschliche Freiheit ist“. So hat der Tod Christi nicht sowohl für die Religion selbst als vielmehr für die Religionsgeschichte und die religiöse Bildersprache Werth. Er ist der Wendepunkt, an dem an Stelle der äußeren Veröhnung mit Gott die innere trat.

Das dritte Stück des modernen Glaubens ist das Wunder. Daß auf historische Zeugnisse hin etwas aller Analogie sich Entziehendes geglaubt werden könne, läugnet Strauß auch jetzt. Zeugnisse irren, das Naturgesetz ist stets dasselbe. Aber so weit Analogien für die Wunder nachweisbar sind, können sie geglaubt werden. Nur ist auch hier mit Verstand zu verfahren. Daraus, daß für Somnambule magnetisirtes Wasser anders schmeckt als unmagnetisirtes, kann man das Wunder von Kana nicht erklären und wenn Magnetisirte, deren Magnetiseur Speise zu sich nahm, denselben Geschmack im Munde und dieselbe Stärkung im Magen empfanden, als hätten sie selbst Speise genossen, so wäre es doch mehr als lächerlich, daraus das Speisungswunder erklären zu wollen. Anderes dagegen hat keine Analogien. Daß Lahme auf Jesu Kuf aufstanden und ihr Bett nach Hause trugen, daß auf sein Geheiß eine verdorrte Hand sich neubelebt wieder ausstreckte, eine Jahre lang zusammengekrümmte Frau sich aufrichtete, daß die Bande schwer rebenber Zungen auf seine Berührung und sein

Wort sich lösten, daß die Vorstellung von ihm als Gottessohn, vor dem alle Mächte der Finsterniß weichen müssen, den Wahn der Dämonischen verschlechte: darin ist, nach verwandten Erfahrungen verschiedener, namentlich aber der neuesten Zeiten nur etwa das noch befremdend, daß Jesu, so viel wir aus den Evangelien wissen, nie eine solche Kur mißlang, ausgenommen zu Nazareth, wo man nicht an ihn glaubte“. Allein gerade weil diese Wunder durch Analogie zu ungewöhnlichen aber keineswegs übernatürlichen Erscheinungen geworden sind, haben sie alle religiös-dogmatische Beweiskraft verloren. Niemand behauptet, daß die besten und sittlichsten Menschen auch am meisten Fähigkeit haben, magnetisch zu wirken, noch daß die besten Magnetisirende diejenigen sind, deren Herz und Wandel wir uns zum Vorbild nehmen müßten. Aus solchen Wundern folgte also heute für die Person Jesu gar nichts.

Ähnlich ist es mit den Analogien für das prophetische Wissen Jesu. „Einige Erscheinungen von wunderbarem Wissen im Leben Jesu können an das Hell- und Fernsehen magnetischer oder in ähnlichen Zuständen befindlicher Personen erinnern. Wie Jesus den Nathanael unter dem Feigenbaume: so sehen magnetische Personen ihren Arzt, ihre Verwandten, oft selbst gleichgültige Individuen, in fernen Häusern und Gegenden; wie er dem samaritanischen Weibe von ihren sechs Männern redete, so haben Somnambule schon in dem Innern derer, mit denen sie sich unterredeten, deren geheime Verhältnisse gelesen; endlich, wenn Jesus anzugeben weiß, wo in dem See, seinen Jüngern, den erfahrenen Fischern, unbemerkt, eine Menge von Fischen sich zusammengedrängt hatte: so kann dieß an jene Menschen erinnern, welche vergrabene Metalle, Knochen, verborgene Wasser, durch dichte Zwischenlagen hindurch empfinden, oder an solche, denen der Leib Anderer wie durchsichtig ist, so daß sie dessen innerste Theile anschauen, und deren Zustand und etwaige Leiden angeben können. Allein wenn wir vorhin sagen mußten, jene natürlichen Wundergaben beweisen keinen sittlichen Vorzug, so müssen wir hier sagen, diese Fähigkeit

beruht vielmehr auf krankhaften Dispositionen. Die fernsehende Somnambüle befindet sich im Zustande der krankhaftesten Aufregung des Nervenlebens, welche sie zur freien menschlichen Thätigkeit untüchtig macht; sie ist in das Naturleben heruntergefallen, ein Spiel aller möglichen Eindrücke von außen, denen das in sich geschlossene gesunde Leben ohne Mühe widersteht. — Das apologetische Interesse scheint mithin vielmehr zu erfordern, solche Analogien von Jesu fern zu halten, als mit ihnen seine Weissagungsgabe zu rechtfertigen. Mit dem Wunderbeweis vermag Strauß darum überhaupt nichts anzufangen.

Bleibt ihm mithin von dem dogmatischen Christus wenig genug übrig, so fragt sich, ob nicht auf andere Weise eine spezifische Stellung Christi zu gewinnen sei und nun geht er auf jene, uns bereits bekannte Construction der besonderen Würde des Religionsstifters über, dem unter allen menschlichen Genien der oberste Rang gebührt, und unter welchen Christus das Höchste erreicht hat, weil in ihm Gottheit und Menschheit in einem Bewußtsein eins geworden sind, wie auch hier aus johanneischen Sätzen bewiesen werden will. Die Ausführung, die die dritte Ausgabe des Lebens Jesu nur in abstracten Hegel'schen Formeln gibt, wird hier glücklicher mit Anlehnung an Schleiermacher gegeben. Mit diesem „scharfsehenden Verstorbenen“ theilt Strauß die menschlichen Naturen und Begabungen in zwei Classen, von denen die eine Trieb und Beruf empfindet, aus sich heraus zu gehen, und, was in ihnen lebt, in Werken der Kunst oder Wissenschaft, in Thaten des Kriegs oder Friedens, objectiv darzustellen; die andern aber, in sich selbst verbleibend, vor Allem dahin streben, ihr Inneres in sich einstimmig zu machen, dessen verschiedene Kräfte zu üben und auszubilden, und so ihr eigenes Leben zu einem reichen und harmonischen Kunstwerk zu gestalten. Naturen der ersteren Art, so führt Strauß weiter aus, werden über dem äußeren Gestalten leicht das innere Leben vernachlässigen; sie werden in diesem manche Lücke lassen, manchen Mißton überhören, wenn ihnen nur das Werk, in dessen Vollendung sie eben begriffen sind,

harmonisch hinzustellen gelingt. — Ja es ist Thatsache, daß irgend ein innerer Widerstreit vorhanden sein muß, um einen so Begabten zur Thätigkeit nach außen zu veranlassen. Ihre Begabung ist auch meist eine einseitige, indem die eine Thätigkeit die andere bindet, daher die Beschränktheit eines Mozart, die Excentricitäten bei Alexander, die Härten bei Napoleon.

Ganz anders jene nach innen gewendeten Naturen. Ihre ganze Eigenthümlichkeit beruht auf einer gewissen Gleichmäßigkeit der nach allen Seiten reichen Begabung. Hätte nicht in ihrem eigenen Innern jede Kraft, jedes Talent seine Ergänzung in einem andern, jeder Druck einen Gegenruck: so würden sie ja eben, wie jene anderen, aus sich hinausgerissen, und zu dem Verjuche getrieben werden, durch objective Schöpfungen sich mit sich in's Gleichgewicht zu bringen. Ebenso, indem sie jede Störung ihres innern Lebens nicht erst durch den objectiven Umweg, sondern unmittelbar in ihrem eigenen Innern aufzuheben trachten, und als Ziel sich die immer schnellere und leichtere Ausgleichung jedes solchen Zwiespaltes vorsetzen: so werden sie sich weit eher jenem Gleichgewicht aller Seelenkräfte, jenem harmonischen Wechselspiel aller Thätigkeiten, jener vollendeten inneren Schönheit nähern, deren Mangel es eben ist, welcher jene andern nach außen wirft. Wenn man den schaffenden Naturen um ihrer Werke willen manches verzeiht, so finden wir doch die wahrhaft liebenswerthen Naturen, die wir in allen Stücken uns zum Muster nehmen möchten, unter diesen, die nach innen gekehrt, vor Allem mit sich selbst in's Reine zu kommen trachten, und hierauf erst die innerlich gewordene Harmonie auch auf Andere wirken lassen. Aufgabe dieser Naturen ist wesentlich Selbstdarstellung. Unter den Griechen kennt Strauß einen wahrhaft großen Mann dieser Art: Sokrates. Daß ihrer zu allen Zeiten so wenige genannt werden, beweist nicht, daß es ihrer auch wenige gewesen sind. „Wir suchen ganz am unrechten Ort, wenn wir nach Menschen dieser Art im Buche der Geschichte blättern. Geschichtlich wird der Mensch durch Werke, durch das, was er thut und macht, nicht durch das, was er ist.

Durch dieses Letztere wirkt er in der Regel nicht so weit hinaus, um in den Gang der Geschichte von Völkern, oder gar der Menschheit, einzugreifen; sondern der engere Kreis seiner Umgebung ist es, der das sanfte Säuseln, das liebliche Tönen solcher Gemüther zunächst vernimmt. In dem stillen Cirkel der Familie, dem alltäglichen Verkehre des bürgerlichen Lebens, ist es daher, wo dergleichen schöne Charaktere gefunden werden". Um auf diesem Gebiete bedeutend zu wirken, genügt es nun nicht, daß eine solche Gestalt ebenmäßig sei, sondern, um weit umher erblickt zu werden, muß sie eine große sein. Von Sokrates können wir das sagen. Im vollsten und höchsten Sinne aber gehört Christus dieser Classe von Naturen an.

Damit ist denn die Kategorie gefunden, unter die Strauß Jesum stellen will, und wir meinen, daß mit dieser Beschreibung der Art des religiösen Genius auch das individuelle Selbstbewußtsein Jesu näher bezeichnet sei, als mit den abstracten Hegel'schen Kategorien, mit denen Strauß in der Schlußabhandlung seiner dritten Auflage sich quälte. Doch mag man diese Versuche Straußens, von seinem Standpunkte aus zu einem positiv religiösen Ergebnis zu kommen, fruchtbar oder unfruchtbar finden, das eifrige Ringen danach wird man respectiren müssen und noch mehr die Ehrlichkeit, mit der er jede mit seinem Standpunkt unverträgliche Concession zurückweist. Kaum daß die eine oder andere Illusion ihm eine positivere Stellung zur Wunderfrage möglich zu machen scheint — alsbald regt sich die kritische Ader, die sie unbarmherzig zerstört. Diese Ehrlichkeit ist aber um so höher anzuschlagen, als die Versuchung, einen Frieden um jeden Preis mit der Theologie zu machen, offenbar an ihn herangetreten ist. Vielleicht, daß noch ein Schritt weiter, ihn zu der ersehnten Lehrthätigkeit führte, er tritt bis an die äußerste Peripherie des für ihn Denkbaren, aber über diese Linie hinaus geht er nicht — und das ist brav.

Die für die neue Zeitschrift „Freihafen“ geschriebenen Blätter fanden solchen Beifall, daß das betreffende Heft zum zweiten Mal

aufgelegt werden mußte¹. Bald sollten sie auch eine weitere praktische Bedeutung erlangen. Als im Verlaufe des Winters 1838 auf 1839 die Züricher Kämpfe über seine Berufung neu entbrannten, da versprach sich Strauß eine beruhigende Wirkung von der besonderen Ausgabe dieses Aufsatzes. Mit jener reizenden Schilderung seines Verkehrs mit Justinus Kerner, die er zuerst in den Halle'schen Jahrbüchern hatte drucken lassen, gab er diese „Selbstgespräche über das Vergängliche und Bleibende im Christenthum“ unter dem Titel: „Zwei friedliche Blätter“ 1839 separat heraus. Der erste Aufsatz, der den Verfasser in traulichem Verkehr mit dem frommen Geisterbeschwörer von Weinsperg zeigt, wollte den verheßten Zürichern sagen: so bin ich, der zweite wollte ihnen sagen: so glaub' ich. „Keine Furcht, ruft das Büchlein zum Schluß, es möchte Christus uns verloren gehen, wenn wir manches von dem, was man bisher Christenthum nannte, preisgeben und genöthigt finden! Er bleibt uns und Allen um so sicherer, je weniger wir Lehren und Meinungen ängstlich festhalten, welche dem Denken ein Anstoß zum Abfall von Christo werden können. Bleibt uns aber Christus, und bleibt er uns als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist: nun so bleibt uns in ihm doch wohl das Wesentliche des Christenthums.“

Für den nächsten Zweck des Abdrucks kamen die „friedlichen Blätter“ zu spät. Als Strauß am 15. März 1839 die Vorrede revidirte, hatte er bereits die Verfügung des Züricher Erziehungs-
raths² in Händen, daß man von seiner Einberufung vorerst ab-
sehe². So schloß er sein Vorwort mit den Worten: „Mögen die Wohlwollenden einstweilen mit diesen Keimen und Blüthen vorlieb nehmen, bis ich seiner Zeit im Stande sein werde, ihnen auch

¹ Vgl. Boden, Gesch. der Berufg. des Dr. Strauss nach Zürich. Frankf. bei Sauerländer 1840. S. 5. — ² Vgl. den Brief an Sigis vom 14. März. Beilage IV, S. 22.

wieder Früchte zu reichen. Wenn es hierzu kommt, so werden diejenigen, denen sie munden sollten, ihren Dank vorzüglich den Züricher Frommen zu sagen haben, welche im gegenwärtigen Augenblicke so zart besorgt sich zeigen, zu verhüten, daß meine literarische Muße durch kein mir übertragenes Amt gestört werden möge.“ Tags zuvor hatte er ein in ähnlichem Sinn gehaltenes „Sendschreiben“ an die Züricher Freunde abgehen lassen. Es waren mithin dieses die letzten Worte, die er den dortigen Gegnern zu Gehör spricht; eine verzweifelte Ironie, die als letzten Grund, warum sie ihn berufen müßten, auch noch den anführt, daß sie ihn so am besten an die Kette legen und an weiterem Bücherschreiben verhindern würden. Nicht sehr lange, nachdem diese „friedlichen Blätter“ ihren Weg nach Zürich gefunden, trachten dort die Schüsse.

2. Vorverhandlungen.

Die Blüthe der Schweizerischen Universitäten, bei verhältnißmäßig geringen aufgewendeten Mitteln, beruhte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht zum kleinsten Theil darauf, daß dieses äußerlich und innerlich unabhängige Gemeinwesen gute Kräfte an sich zog, die die Reaction aus Deutschland vertrieb. Auch die theologischen Facultäten haben auf diese Weise namhafte Talente gewonnen, so Basel: de Wette, Bern: Schneckenburger und Hundeshagen. Die im Jahr 1832 neu gegründete Hochschule zu Zürich bediente sich desselben Vortheils. Mit glücklichem Griff erwählte sich die republicanische Behörde für ihre junge theologische Facultät den unstreitig genialsten Vertreter der in Preußen auf Aussterbeetat gesetzten Gesenius'schen

Schule, Ferdinand Hitzig, als er eben im Begriff stand, seine Stellung als Privatdocent an der Universität Heidelberg mit dem badischen Pfarrdienst zu vertauschen.

Hitzig trat in Zürich ein in einen Kreis wissenschaftlich bedeutender und freisinniger Theologen, unter denen der alte Schultheß, der geistvolle Alexander Schweizer, der gelehrte Hirzel sich eines weiten Rufes erfreuten. Als nun in Tübingen die schroffe Entlassung von Strauß erfolgte und dieser seine geistige Befähigung immer glänzender erwies, kamen der Philologe Drelli, der zugleich Mitglied des Erziehungsrathes war, und Hitzig auf den Gedanken, diese bedeutende Kraft für Zürich zu gewinnen. Beide hatten in diesem Sinne bald nach der Uebersiedelung Straußens nach Ludwigsburg an diesen geschrieben, und als nun die Professur für Kirchengeschichte und Dogmatik durch Rettig's Tod († 25. März 1836) erledigt wurde, wendete sich Strauß seinerseits an Hitzig und bat um dessen Verwendung¹. Weder die Facultät noch der Erziehungsrath waren aber geneigt, Hitzig's und Drelli's Meinung beizutreten. Nachdem Strauß soeben selbst den Austritt aus dem geistlichen Amte die Consequenz seines Standpunkts genannt hatte, trugen begreiflich die Behörden Bedenken, ihn als Lehrer für künftige Theologen zu berufen. In der Facultät stimmte nur der alte Schultheß Hitzig bei². Schweizer, der selbst eine Reihe höchst anerkennender Artikel über Strauß in der „Kirchenzeitung für die Reformirte Schweiz“ geschrieben hatte, vertrat doch den vollkommen richtigen Standpunkt, daß Strauß für die philosophische, nicht für die theologische Facultät gewonnen werden sollte³. Man hätte Strauß am besten gebient, hätte man sich nach dieser Richtung für ihn verwenden wollen, wenigstens gab noch am 31. Januar 1839 der Antistes der Züricher Kirche die Erklärung ab, daß sich gegen eine Berufung von Strauß

¹ Vgl. Beilage IV, Brief an Hitzig vom 13. April 1836. — ² Vgl. Beilage V, S. 25. — ³ Ref. K.-Z. Jahrgang 1836, No. 15 f. und Laienworte über die Hegel-Straussische Christologie S. 35.

als Philosophen keine Hand und kein Fuß geregt haben würde. Strauß selbst freilich dachte damals noch nicht, wie später, an einen solchen Wechsel des Fachs. In der Hauptsache ist es wohl sein leidenschaftliches Interesse an den theologischen Fragen gewesen, theilweise aber war es doch auch eigensinnige schwäbische Consequenzmacherei, daß er dem Widerspruch der halben Welt zum Trotz auf seinem Anspruch auf einen theologischen Lehrstuhl beharrte. Er selbst hatte auch dieses Mal um die theologische Lehrstelle gebeten; als es nun aber zu Anfang Juni 1836 im Erziehungsrath zur Abstimmung kam, hatte Strauß von 15 Stimmen nur 4 für sich.

Nach Aussage der Evangelischen Kirchenzeitung war auf die Abstimmung die Aufregung von Einfluß gewesen, die sich unter dem Landvolk des Cantons zeigte, „hervorgerufen, wie die Evangelische Kirchenzeitung rühmt, durch eine gedruckte Nachricht über die Tendenz des Strauß'schen Buchs, welche Menschenfreunde in tausenden von Exemplaren verbreitet hatten.“ Mit dem Reformationsliede, meint Hengstenberg, könne man singen:

„Der Bau'r die Sach' will merken,
Das müßt Rbln und Paris.“

Zugleich mit einem Abdruck des fanatischen Vorworts der Evangelischen Kirchenzeitung¹ hatten nämlich die „Menschenfreunde“ eine Flugschrift „Laienworte über die Hegel-Strauß'sche Christologie“, verfaßt von dem Erziehungsrath Nägeli², unter das Volk geworfen, die die größten Unwahrheiten enthält. — Unter Hinweis auf die zahlreichen verkommenen deutschen Literaten, die sich in der Schweiz herumtrieben, wird Strauß hier als „verunglückter Hegelianer“ und „eingefleischter Satyr“ tractirt³, der die jungen Leute lehren werde „flott zu leben“⁴. Des Weiteren wird den besorgten Müttern durch die Erzählung bange gemacht, der Neffe des großen Philosophen S—g sei durch Strauß wahn-

¹ Vgl. Allg. K.-Ztg. 1836, No. 99, S. 816. — ² Bei Drell, Füßli u. Co. 1836. — ³ S. 9. — ⁴ S. 31.

sinnig geworden und rufe nun fortwährend aus: „Hegel und Strauß haben mir meinen Gott gestohlen, erbarme Dich meiner Jehova Zebaoth!“ Mit der Verdächtigung der Person halten die Fälschungen der Ansichten Straußens vollkommen Schritt, indem die Laienworte versichern, nach Strauß treffe jede Religion das unvermeidliche Loos, früher oder später zu veralten², ja der „freche Mensch“ nenne Jesum ein im Ehebruch erzeugtes Kind, und stelle die Gebenedeite als eine Gefallene dar. Nachdem der Menschenfreund sich so das Mögliche zusammengelogen, setzt er erbaulich hinzu: „Mit Widerwillen fertigt der Laie solch ein Sündenregister an, dabei mit dem Wunsch, daß der christliche Leser es überschlage, hingegen diejenigen, welche ein solches Subject zur Verufung an die Hochschule haben empfehlen wollen, es lesen — und sich schämen³.“ Alle Stellen, die der Verfasser nun in diesem Register anführt, sind so aus dem Zusammenhang gerissen, daß der „Bauer“ auf die Meinung kommen mußte, Straußens Persiflage der Paulus'schen Wundererklärung und der supranaturalistischen Hypothesen richte sich gegen das Evangelium selbst, der fromme Schreiber aber nimmt die Miene an, als ob er diese lediglich auf Unkenntniß berechneten Proben nicht für die Laien, sondern zur Beschämung der Gelehrten abdrucke, die „ein solches Subject“ hätten berufen wollen. Daß bei solchen Referaten über das Buch von Strauß, die Bevölkerung entschlossen war, die Verufung desselben um jeden Preis, nöthigenfalls sogar um den eines Bürgerkrieges zu verhindern, begreift sich.

Nachdem die Frommen durch solche Mittel gesiegt, mahnte noch obenein Hengstenberg, da man doch im apokalyptischen Jahre Bengel's stand, die Hizig, Drelli, Hirzel und Genossen an die bevorstehende Wiederkunft Christi, „den alle schauen werden, auch die, die ihn gestochen haben“.

Aber gerade die Schlechtigkeit der Mittel, die die Gegner angewendet hatten, um die Verufung Straußens zu hintertreiben,

¹ S. 4. — ² S. 10. — ³ S. 28.

trübte den Freunden desselben den Blick dafür, daß doch in der That ihr Vorhaben ein sehr fragwürdiges Experiment gewesen sei und das empörte Gerechtigkeitsgefühl der vor Allem von Charakter rechtschaffenen Antragsteller, Hitzig, Bürgermeister Hirzel und Drelli, meinte, nun erst recht eine Satisfaction verlangen zu sollen. Auch unter den Professoren und den aufgeklärten Bürgern behielt Strauß enthusiastische Freunde und das Denunciationsbureau der Evangelischen Kirchenzeitung weiß sogar unter dem 13. August 1836 aus Zürich zu vermelden, daß bei einem akademischen Feste von der Universität in corpore auf das Wohl von Strauß getrunken worden sei; „eine That, setzt das fromme Blatt schauernd hinzu, wie sie seit der französischen Revolution nicht mehr vorgekommen ist“.

Strauß war über den Ausgang der Verhandlungen niedergeschlagen, ohne deshalb den Gedanken an eine theologische Professur aufzugeben¹. Als nun der alte Rationalist Schultheß in Zürich noch im Laufe desselben Jahres (10. November 1836) mit Tod abging, machte die Frage der Berufung von Strauß, die eben durch Besetzung von Rettig's Stelle mit einem andern Schwaben, Dr. Elwert, erledigt schien, auf's neue auf. Schultheß hatte neben praktischer Theologie auch Exegese gelesen und letzterer Umstand sollte die Handhabe bieten, Strauß vorerst als Extraordinarius beizuziehen. Man dachte dabei zugleich, das gute Geschäft zu machen, einen europäischen Namen für einen Gehalt von 800 Francs zu gewinnen². Vergeblich aber hat Strauß in einem Brief an Hitzig vom 6. Januar 1837, die Angelegenheit dieses Mal weniger geräuschvoll zu betreiben³. Es lag das nicht in Hitzig's Hand. Die „Menschenfreunde“, die das letzte Mal dem Bauern „die Sach“ verrathen hatten, waren sofort wieder auf dem Plan. Ein verbi divini minister Johannes Zeller, Pfarrer in Stäfa, ließ in der Bürklin'schen Officin eine Sammlung von

¹ Vgl. den Brief an Hitzig vom 10. Oct. 1836. — ² Siehe Beilage IV. Brief vom 6. Jan. — ³ Siehe Beilage IV, a. a. D.

„Stimmen der deutschen Kirche über Doctor Strauß“ erscheinen, in der der „Diener am Wort“ nicht nur die inzwischen satifam gerügten Nägelschen Lügen utiliter acceptirte, sondern auch billige Stimmen, wie die von Ullmann, Weiße, Neander u. A. in passendem Auszug als verdammende aufzählte. „Haeretico non est servanda fides“ sagt Strauß bitter in einer Note zu seinen Streifschriften, in der er dieses würdigen Herrn gedenkt.

Als am 25. Februar 1837 der Erziehungsrath zu der entscheidenden Sitzung zusammentrat, wurde Lic. Fridolin Fröhsche in Halle, Bruder des bekannten Geregelen, mit allen gegen eine Stimme gewählt¹. Es hatte dabei auch der finanzielle Punct eine Rolle gespielt. Strauß, der seine literarischen Einnahmen² nicht ohne Entgelt opfern wollte, verlangte einen Gehalt von 2000 Franken; Drelli's dilatorischer Antrag, falls diese Summe nicht aufzutreiben sei, die Besetzung noch aufzuschieben, fand keinen Beifall. Die Berufung scheiterte zum zweiten Mal, allein die Stimmung schien sich eher zu Gunsten von Strauß gebessert zu haben. Als beispielsweise der Literarische Anzeiger Tholucks Schweizer dafür belobte, daß er so entschieden gegen Strauß aufgetreten sei, erwiederte dieser öffentlich, nur dagegen sei er gewesen, als einzigen Ordinarius für das Neue Testament gerade Strauß zu wählen, ob aber eine reicher besetzte Facultät eben so handeln solle, darüber habe er Ansichten, „die vielleicht nicht so gelobt werden würden“³. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß Straußens Freunde auch nach der zweiten Zurückweisung noch immer die Hoffnung, schließlich durchzubringen, nicht aufgaben; doch beruhte die Frage nun bis zum Sommer 1838. Damals nämlich erkrankte Elwert und ließ sich von dem Consistorium in Stuttgart eine leichte Pfarrei, Mödingen bei Herrenberg, übertragen, so daß nunmehr der Lehrstuhl für Kirchengeschichte und Dogmatik wieder erledigt war⁴.

¹ Allg. K.-Z. 1837, S. 544. — ² Allg. K.-Z. 1837, S. 168. — ³ Theol. Stud. u. Krit. 1837, S. 508. — ⁴ Baur in d. Gesch. u. Beschreibung der Univ. Tüb. v. Klüpfel. S. 424.

Die Verhandlungen zogen sich dieses Mal durch den ganzen Winter 1838 auf 1839 hin und auch jetzt redete die Oeffentlichkeit in die Beratungen des Erziehungsrathes herein. In der Facultät stand Hitzig mit seiner Empfehlung Straußens vollkommen allein, da Schultheß indessen gestorben war und Alexander Schweizer Strauß natürlich noch weniger als einzigen Lehrer der Glaubenslehre berufen wünschte als früher zum einzigen neuteamentlichen Theologen. Trotzdem blieb Hitzig auf seiner Meinung. Eine durch und durch tapfere Natur, schreckte ihn weder die Agitation unter dem Landvolk, noch imponirten ihm die Gründe seiner Collegen. Er hatte, seit sein Rechtsgefühl durch die Behandlung von Strauß in Tübingen tief beleidigt worden war, seinen Sinn darauf gestellt, eine Reparation eintreten zu lassen und hielt mit der Consequenz eines guten Gewissens und einer selbstlosen Ueberzeugung daran fest, das Unrecht, das man Strauß gethan, müsse geühnt werden. Die Mittel, die man im Jahre 1836 angewendet hatte, um Strauß von Zürich fern zu halten, konnten ihn, nach seiner ganzen Art, in diesem Vorsatz nur bestärken.

Als im Januar 1839 die Facultät von dem Erziehungsrath zu einer Aeußerung über Strauß aufgefordert wurde, gab Hitzig sein Votum dahin ab, die seitherige wissenschaftliche Discussion habe Strauß durchaus gerechtfertigt. In dem wesentlichen Punct, der Anwendbarkeit mythischer Erklärung auf das Neue Testament, habe Strauß Recht behalten. In Betreff der Stellung der Person Jesu habe er sich in der dritten Auflage befriedigender als früher ausgesprochen, Extravaganzen wie die der Bezweiflung des vierten Evangeliums habe er zurückgenommen. Die Grundsäulen jeder positiven Religion, die individuelle Fortdauer des menschlichen Geistes und die Persönlichkeit Gottes stelle er nicht in Abrede. Damit seien die wesentlichsten Bedenken gehoben und für den Fall man Strauß nicht für Dogmatik, sondern für ein Nebenfach anstelle, fielen sie ganz dahin. Andererseits würde eine Berufung für Dogmatik die wohlthätige Folge haben, Strauß auf positivere Bahnen und

zu einem synthetischen Verfahren zu nöthigen. Im Uebrigen stehe die Ernennung eines Lehrers der wissenschaftlichen Theologie, nicht die Creirung eines Antistes in Frage, auch würde durch Straußens Berufung der Einfluß der übrigen Mitglieder der Facultät auf die Studirenden vielleicht verdunkelt, aber nicht aufgehoben¹.

Schweizer, und mit ihm die Majorität der Facultät, war dagegen der Meinung, daß man den Lehrstuhl der Glaubenslehre unmöglich an einen nur durch seine negative Kritik bedeutenden Theologen vergeben könne. Hätte Strauß seine positiven Gedanken in Betreff der Idee Christi bereits in einer ausführlicheren Weise ausgestaltet, so könnte sich die Facultät sogar über ein Aergerniß der Kirche, das dann nur ein mißverständliches wäre, hinwegsetzen, aber auch in seiner neuesten Bearbeitung bleibe Straußens Hauptwerk ein wesentlich negatives. Auf die bloße Hoffnung hin aber, Strauß werde als Lehrer der Dogmatik positivere Bahnen einschlagen, könne die Facultät ihn nicht als einzigen Professor der Glaubenslehre angestellt wünschen. Sie befürchte vielmehr, daß die Zuweisung dieses Fachs gerade an Strauß sogar den Fortbestand einer gemeinsamen theologischen Bildungsanstalt für den Canton in Frage stellen werde.

Beide Vota, das der Majorität, wie das Hitzig's, wurden schriftlich erstattet², welchem der Erziehungsrath beitreten werde, war, da die Stimmen auch dort sich theilten, sehr ungewiß.

Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die Angelegenheit jetzt doch erheblich anders lag als im Jahre 1836. Strauß hatte nicht nur seine radicalen Meinungen über die Stellung des philosophisch Gebildeten im kirchlichen Amte zurückgenommen, sondern er hatte auch „mit Erfolg sich bemüht“, sich eine positive Stellung zu den christlichen Grunddogmen zu geben. Auf den Wegen, die er eingeschlagen, lag theilweise wirklich die Versöhnung der philosophischen Zeitbildung mit dem Christenthum, die auch er damals anstrebte. Ganz unberechtigt war es freilich nicht, wenn die Gegner

¹ Vgl. Beilage V, S. 25 f. — ² Vgl. Beilage V, S. 23 f.

ihrerseits sagten, Aeußerungen, wie Strauß sie in der Schlußabhandlung zur ersten Auflage über die Stellung seiner Richtung im geistlichen Amt gethan, erforderten „eine längere Reihe von Jahren, um eine Präscription zu erlangen¹“, und in dem Mißtrauen, das sie gegen seine Zugeständnisse hegten, sprach sich die ganz richtige Erkenntniß aus, daß Strauß eine religiöse Natur nicht sei, noch je eine solche aus sich entwickeln werde.

Vor Allem aber rechtfertigte Eines ihren Protest. Nicht von Seiten Hitzig's, Drelli's und Hitzel's, aber von Seiten der radicalen Führer im großen Rath wurde Straußens Berufung betrieben, um das kirchliche Wesen des Cantons unter seinem Beirath und nach den bei ihm vorausgesetzten modernen Grundsätzen zu reorganisiren. Man hatte in den letzten Jahren alle Cantonal-einrichtungen umgestaltet, nur von den inneren kirchlichen Ordnungen hatte man bis jetzt, in richtiger Erkenntniß der eigenen Unzulänglichkeit, die Hand gelassen. Wo man sie aber gelegentlich gestreift hatte, hatte man ihnen regelmäßig wehe gethan. Daß die radicale Behörde bei dem in Arbeit befindlichen Katechismus sich Straußens Beirath bedienen werde, konnte den Theologen und kirchlich gesinnten Laien nicht sehr tröstlich sein, obwohl sich dieser wahrscheinlich sehr viel conservativer würde erwiesen haben, als man erwartete. Aber schon die seitherigen Proben radicaler Experimente genügten, um das Aeußerste befürchten zu lassen. Hatte man doch ein geographisches Lehrbuch in der Mittelschule eingeführt², in dem bei Beschreibung der einzelnen Confessionen gesagt war: „Die Evangelischen sind im Allgemeinen duldsam und beten nur Einen Gott an; doch müssen hiervon die Frömmeler oder Pietisten ausgenommen werden, welche drei Götter, Gott den Vater; Gott den Sohn, Gott den heiligen Geist anbeten.“ Wenn schon die „Erdbeschreibung“ die Pietisten in so unbilliger Weise beschrieb, was sollte man da von den auf die himmlischen

¹ Vgl. Beilage VII, S. 28. — ² Vollrath-Hoffmann's Erdbeschreibung. 3. Aufl. S. 300. Vgl. Christenbote 1836. S. 484.

Dinge bezüglichen Schriften, dem Katechismus und künftigen, von David Strauß zu verfassenden, Religionsbüchern erwarten! Daß die Regierung, ohne Grund freilich, auf Strauß für diese Reformen rechnete, war so allgemein bekannt, daß die theologische Facultät sich für berechtigt hielt, auch dieses Motiv der Berufungsprojecte zu beleuchten. Sie erklärte in ihrem Berichte, auch wenn man die Aufregung einer kirchlichen Reform nicht scheue, so möge man sich doch klar machen, daß ein nur durch seine Negation berühmt gewordener Standpunkt nicht eine kirchliche Reform hervorzubringen vermöge. „Eine neue Epoche im kirchlichen Leben, schreibt Dr. Hirzel, als Decan der Facultät, läßt sich erst dann erwarten, wenn ein positiver Grund schon mitgetheilt werden kann, auf welchen sich eine neue Gestaltung der Kirche aufbauen läßt. Diesen aber hat Dr. Strauß noch so wenig aufgezeigt, daß die Facultät allfällig vorhandene Neigungen, dem politischen Umschwung unserer öffentlichen Verhältnisse, gegenwärtig einen kirchlichen nachfolgen zu lassen, von einer solchen Maßregel her, wie die Berufung des Dr. Strauß wäre, sich nichts versprechen kann, da theils Politisches und Kirchliches sehr verschiedener Natur sind, theils der politische Umschwung seiner Zeit nur auf eine positive Idee hin erfolgen konnte, die für einen kirchlichen nicht gegeben ist¹.“ Hitzig freilich glaubt, „auch die kirchlichen und staatlichen Beziehungen erwägend“, Straußens Berufung empfehlen zu können, doch wohl nur, weil er weiß, daß Strauß sich auf derartige Abenteuer nicht einlassen wird. Aber eben diese kirchenpolitische Perspective gab der Berufungsfrage nicht zum wenigsten ihren aufregenden Charakter, und nach den Vorstellungen, die dem Züricher Landvoß über Strauß beigebracht worden waren, erschien das ganze Unternehmen auch liberalen Männer als ein gewagtes.

So schien die Berufung auch dieses Mal zu scheitern. Die Commission des Erziehungsraths, der die Sache zum Bericht

¹ Beilage VII, S. 25.

übertragen war, empfahl durch Stichtenscheid des Vorsitzenden, Ferdinand Meyer, den von der Facultät vorgeschlagenen Repe- tenten Landerer in Tübingen. Auch die projectirte neue Verthei- lung der Fächer, bei der Strauß nicht gerade Dogmatiker hätte werden müssen, war nicht zu Stande gekommen, da Hitzig's Collegen Strauß eben überhaupt nicht wünschten. Als der Er- ziehungsrath am 26. Januar 1839 sich versammelte, handelte es sich einfach um die Wiederbesetzung der erledigten Professur für Dogmatik und Kirchengeschichte. Bei der Abstimmung war die Behörde in zwei gleiche Hälften, sieben gegen sieben Stimmen, ge- theilt. Da entschied der vorsitzende Bürgermeister Hirzel für die Berufung. So konnte nun Hitzig den ersten Erfolg an Strauß nach Stuttgart mittheilen.

Die Männer, die die Berufung eingeleitet, Hitzig und Drelli, haben sicher außer dem Interesse der Billigkeit gegen Strauß nur das der Wissenschaft im Auge gehabt. Anders wurde die Frage außerhalb der technischen Collegien verstanden. Radicale und Conservative waren der gleichen Meinung, die Berufung von Strauß bedeute den Anfang einer kühnen und durchgreifenden Reform der Züricher Kirche im Geiste des neunzehnten Jahr- hunderts. Indessen bedurfte die Wahl der Bestätigung durch den Regierungsrath, und ehe diese erfolgte, legten berufene und un- berufene Gegner einen sehr entschiedenen Protest ein¹.

¹ Vgl. Gelzer, die Straussischen Zerwürfnisse in Zürich. Gotha bei Perthes. 1843. S. 112.

3. Die Berufung.

Daß die Bewegung im Canton Zürich, die an die Berufung von Strauß anknüpfte, zum Theil ganz andere Gründe hatte als religiöse, erweist sich schon darin, daß ihre letzte Katastrophe eintrat, nachdem Strauß längst beseitigt war. Um sie zu verstehen, muß man die allgemeine Lage dieses Cantons in's Auge fassen¹. Das Jahr der Julirevolution war auch für die Schweiz, wie Hengstenberg es nannte, ein Entscheidungsjahr, nur daß die Entscheidung hier anders fiel als in Deutschland. Der plötzliche Umsturz in Frankreich gab der radicalen Partei, die eine freiere Repräsentativverfassung auf demokratischer Grundlage begehrte, Muth und Einfluß. Zuerst warf eine im Thurgau sich erhebende Bewegung die alten Behörden nieder, und nun spielte durch die meisten Cantone, wenn auch mit verschiedenem Erfolg, dasselbe Stück. Volksversammlungen sprechen ihre Wünsche nach einer neuen Verfassung aus, Volkshäufen unterstützen dieselben durch ihr Erscheinen vor den beratenden Regierungen, und dann folgt entweder die Abbanfung der Behörde oder eine hinhaltende Antwort mit dem Hintergedanken einer gewaltsamen Reaction.

In Zürich fand die Opposition die mächtigste Stütze an der Eifersucht des Landes gegen die Stadt². Die Stadt hatte allen Einfluß an sich gebracht. Die einträglichen Aemter waren in den Händen der Städter; Räthe und Richter des Landes hatten wenig zu sagen. Da kam die Julirevolution. Eine Volksversammlung im Spätjahr 1830, abgehalten zu Uster, forderte und erhielt schließlich auch eine Volksrepräsentation auf breiterer demo-

¹ Vgl. Dr. Heinrich Gelzer, die Straussischen Zerwürfnisse in Zürich. Hamburg und Gotha, bei Perthes 1843. — ² Vgl. Gelzer a. a. O. 89. Weiss, Beitrag zur Gesch. d. Revol. von 1830. Winterthur. Hegner, 1839.

fratischer Grundlage, die den politischen Vorrang der Stadt vernichtete. Aber die siegreiche Partei ward bald in sich uneins. Es schieben sich Gemäßigte und Radicale, durch deren Verbindung die neue Verfassung zu Stande gekommen war. Als der große Rath 1832 die unbeschränkte Bildung von Schutzvereinen, d. h. eines Netzes von beaufsichtigenden Clubs billigte, legte ein Theil der Regierungsräthe ihre Stellen nieder, darunter einflußreiche Männer wie Muralt, Wyß, Mousson, Hottinger, F. Meyer, Escher u. A. Die Thatkräftigeren unter diesen Gemäßigten suchten Fühlung mit den früheren Gegnern und setzten sich nunmehr in heftigen Widerspruch mit dem neuen radicalen Regiment¹. Als Führer der siegreichen Fraction der Radicales galt damals jener Dr. Friedrich Ludwig Keller, Professor der Rechte an der Universität, den wir seit 1843 als Professor zu Halle, seit 1847 in Berlin als Anhänger der historischen Schule, später noch näher als conservativen preußischen Abgeordneten kennen lernten. Ihm gegenüber stand Dr. Bluntschli, Keller's Colleague, nach dem Sprachgebrauch der Parteien das Haupt der Stadtaristokraten.

Auch die Gegner bestreiten nicht, daß der Enthusiasmus der jugendlichen Partei, die seit 1830 das Heft in die Hand bekam, in kurzer Zeit Großes geschaffen. Ein Schullehrerseminar wurde zu Rüschnach gegründet, das in einem Württemberger, dem ehemaligen Blindenlehrer Scherr, einen energischen Vorsteher erhielt. Neue Lehrbücher wurden eingeführt; Schulhäuser wurden gebaut, die jedes andere Gebäude im Ort, auch das Pfarrhaus in Schatten stellten². Zu Zürich selbst wurde eine Hochschule errichtet und in kürzester Frist mit theilweise ausgezeichneten Lehrern — wie Hirzel, Hitzig, Schweizer; Bluntschli, Keller; Schönlein, Arnold; Oken, Drelli u. A. besetzt, nach Maßgabe

¹ Gelzer a. a. O 43. Betrachtungen über die Revolution im C. Zürich. Basel. Schweighauser, 1839. Seite 9 f — ² Sieben Sendschreiben des ewigen Juden an die Zür. Geistl. St. Gallen bei Wartmann 1840.

der Mittel eine bedeutende Leistung. Dazu wurde die gesammte Rechtspflege und Verwaltung reorganisiert, Straßen gebaut, Gewerbefreiheit eingeführt, Maß und Gewicht geändert, das Militärwesen neu geordnet und ein neues Forstgesetz, ein neuer Steuermodus geschaffen. Daß eine solche Ummwälzung eines ganzen Staatswesens im Lauf von 8 Jahren eine Unzahl von Interessen verletzen mußte, liegt auf der Hand¹. Vollkommen zufrieden war schließlich niemand, in irgend einem Interesse gekränkt jeder, am tiefsten aber war die Geistlichkeit beleidigt. Ihre Naturalien waren in eine Staatsbeiboldung umgewandelt worden und wenn sie ihre fixen Sätze nicht unbillig nennen konnte, so klagte sie um so mehr, daß seitdem die Geschenke der Gemeindeglieder aufgehört hätten². An Stelle des Anciennetätsverfahrens war ein Dreiervorschlag des Kirchenraths und die Wahl durch die Gemeinden getreten, eines der erprobtesten Mittel, Unzufriedene zu machen. Vor allem aber war der ganze Ton einer radicalen Reformjägererei ihr antipathisch. Das aufstrebende Schulwesen schob sie zur Seite. Man hörte wohl auf den Bierbänken die Weisfagung, in einigen Jahrzehnten werde man die Kirchen abschaffen und die Pfarrhäuser den Schullehrern einräumen. Namentlich der Seminardirector Scherr mit seinen aufklärerischen Tendenzen erschien den Geistlichen als eine Gefahr und ihm insbesondere wurde nachgesagt, er trage sich mit dem Gedanken, die Schule an Stelle der Kirche zu setzen, und zeige seinen Zöglingen die Pfarrwohnungen als Ziel ihrer Kämpfe und Lohn ihrer Anstrengungen³. Aber auch der Ton, den die radicalen Behörden selbst gegen sie anschlugen, konnte den Pfarrern unmöglich gefallen. Ganz öffentlich wurden, wo sich Schwierigkeiten erhoben, die Pfarrer als Gegner des Volksschulwesens, als Feinde des Lichtes, der Bildung, der Freiheit, der Volkssouveränität, kurz

¹ Vgl. H. Weiss, Beitrag zur Geschichte der Revol. vom 6. Sept. 1830. Winterthur. Hegner, 1840. Seite 88 f. — ² Steben Sendschreiben u. s. f. S. 69. — ³ Galzer a. a. O. 327.

als Gegner der neuen Ordnung der Dinge angeklagt. Man that, als ob sie in ihrem Amte beinahe mehr Schaden als Nutzen stifteten, Anträge auf Erneuerungswahlen, Drohungen mit Pfarrhausverkauf und ähnliche Brutalitäten wurden selbst im großen Rathe laut¹. —

Unter so bewandten Umständen hatte die Geistlichkeit ihrer großen Mehrheit nach sich überzeugt, daß die Revolution im Begriff stehe, Zürich und Winterthur zu Sodom und Gomorrha zu machen. Ihr Urtheil über die vorgenommenen Reformen lesen wir in einer Darstellung, herausgegeben von der evangelischen Gesellschaft in Zürich², die in allem, was seit 1830 geschah, nur das Wehen des französischen Empörungsgeistes verspüren will. „Man setzte, so sagt die Denkschrift des Vereins, seine Ehre in den Ruhm, fortzuschreiten mit der Zeit, und je mehr in sittlicher Beziehung durch Gesetze und eigenes Beispiel die jüngern Gesetzgeber, Rätbe und Richter recht weite Gleise zogen, desto mehr befreundete sich das Fleisch, Eigennuß und Genußsucht mit dieser neuen ungebundenen Freiheit. Möchte in äußeren Dingen große Formgenauigkeit walten, in den Dingen des Geistes Gottes wurde man immer nachgiebiger, die Sittengesetze und folgerichtig die Sittenaufsicht immer lockerer und lauer. Eine Preßfreiheit fast ohne Gränzen darf das Heiligste ungestraft lästern, die pöbelhafteste, schamloseste, schmutzigste Rede vor allem Volke führen und selbst die Ehrerbietung vor der obrigkeitlichen Gewalt auf rohe Weise untergraben. Jagden, Musterungen, Tänze, öffentliche Spiele, Arbeiten, Bauten (selbst an dem Staate zustehenden Gebäuden) an Sonn- und Festtagen werden ungeachtet wiederholter Klagen, Vorstellungen und Bitten gestattet und von Behörden zum Theil angeordnet. Den Unzuchtssünden ist zum zeitlichen und ewigen Verderben vieler Einzelner und zum wachsenden Schaden der Gemeinden durch gesetzlich angenommene

¹ Sieben Sendschr. S. 71 — ² Die Zürcher'sche Kirche u. Schule und ihr Verhältniss zu Dr. Strauss. 1839.

Estraflofigkeit und die offenkundige Uebung und Duldung derselben ein Spielraum geöffnet, der im größten Widerspruche steht mit den Worten der Schrift". Des Weiteren beklagt die Flugschrift die neue Ordnung des Schulwesens, vermöge deren auf 27 Unterrichtsstunden nur zwei bis drei Stunden „der Moral und Religion“ kommen.

Solche und ähnliche Ausstellungen mochten theilweise begründet sein, wie denn eine übereilte Gesezmacherei und Organisationswuth leicht die Zucht der Bevölkerung lockert. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß die Geistlichkeit selbst durch die Leidenschaftlichkeit ihrer Opposition das Ihre zur Erschütterung des Autoritätssinns im Volk beigetragen hat. Insbesondere, was über Rohheit und Zuchtlosigkeit der Presse gesagt wird, das gilt vor allem von dem Organ der frommen Partei, der für den gemeinen Mann geschriebenen Bürkzeitung und jenen frommen Flugblättern, von deren Haltung uns bereits die früher besprochenen „Laienworte“ einen Vorgeschmack gegeben haben. Alle schlimmen Folgen der Vermischung politischer und religiöser Fragen stellten sich so auch in diesem kleinen Freistaat ein und wie in Berlin die Frommen den König bestürmen, dem Unglauben zu steuern, so werden sie hier nicht müde, dem souveränen Volk für seine „Wahlsünden“ die Strafen Gottes in Aussicht zu stellen¹.

Dennoch würde diese Geistlichkeit politisch kampfunfähig gelieben sein, hätte sich nicht eine aristokratische Partei in der Stadt ihr angeschlossen. Das frühere Vorrecht der Stadt war hinfällig geworden, seit die Verfassungsrevision die Repräsentation nach der Volkszahl nivellirt hatte. Nur knirschend trugen die Städter die Herrschaft der Landschaft. Zum Bruch war es gekommen ob der Zulassung der politischen Comités zum Schutz der Verfassung. Die damals ausgeschiedene Fraction der Stadtaristokraten schloß sich nun mit der gegen die ewigen Reformen

¹ Die wahre Reformation. Zürich bei Wichelhausen 1839. S. 5.

erbitterten Geistlichkeit zusammen und die projectirte Berufung von Strauß galt als diejenige Frage, „über die die Radicalen endlich ein Mal den Hals brechen würden“. Nach allem Vorangegangenen konnten die Freunde von Strauß wissen, woran sie waren. Allein für die radicalen Führer hatte diese Berufung eben die Bedeutung, daß man an ihm einen sachkundigen Gesinnungsgeossen für die eigenen vagen Projecte einer Kirchenreform zu gewinnen dachte. So wurde die Berufung von beiden Parteien verstanden.

Auf den Beschluß des Erziehungsraths vom 26. Januar 1839, Strauß zu berufen, antwortete der Kirchenrath schon unter dem 28. Januar mit einer Verwahrung, die der Antistes Fückli als Präsident desselben dem Regierungsrath überreichte. Die von dem Decan Dr. Salomon Bögeli verfaßte¹ Denkschrift führte in ruhigem und amtlichem Tone aus, daß Strauß zur Bekleidung der einzigen Professur für christliche Glaubenslehre ungeeignet sei. Jeder Gelehrte, der zum Vortrag einer positiven Disciplin berufen werde, müsse der Natur der Sache nach mit den Grundprincipien der betreffenden Wissenschaft einverstanden sein. Unter diese Grundprincipien rechne man für die christliche Theologie die Anerkennung der absoluten Würde Christi, während Strauß den Stifter des Christenthums in die Reihe der übrigen merkwürdigen Erscheinungen der Menschheit herabziehe und seiner Geschichte alle Glaubwürdigkeit abspreche. Einen Lehrstuhl der Theologie einem solchen Mann zu übertragen, sei eben so verkehrt als einen Kryptokatholiken zum Lehrer des protestantischen Glaubens zu machen, oder einen Professor der Medicin zu berufen, der die Arzneikunde selbst für einen Schwindel erkläre. Das Recht zu einer solchen Berufung bestreitet der Kirchenrath aber auch darum, weil das Synodalgelübde auf einem vom Staate genehmigten Reglement beruhe. Daraus folge nothwendig, daß der Staat keine Lehrer anstellen dürfe, die die Schüler unfähig machten, dieses Gelübde

¹ Vgl. August Boden, Gesch. der Berufung des Dr. Strauss an die Hochschule von Zürich, Frankfurt a. M. Sauerländer 1840. S. 27.

mit gutem Gewissen zu leisten. Die Berufung werde weiterhin die Folge haben, daß auswärtige Theologen nicht mehr nach Zürich würben kommen dürfen und daß man die inländischen auswärts werde studiren lassen. Alle kirchlichen Kämpfe, die aus einer solchen Berufung hervorgehen müßten, werde der Regierungsrath zu verantworten haben, weßhalb man um so mehr von ihm die Zurückweisung des Antrags des Erziehungsraths erwarte.

Gegen Form und Inhalt dieses Protestes ist nichts zu erinnern. Die Bedenken, die hier geltend gemacht werden, waren nicht aus der Luft gegriffen, und um so weniger waren die Vertreter der Geistlichkeit auch gemeint, ihren Widerstand auf einen amtlichen Gedankenaustausch zu beschränken. Auf den Kanzeln, wie in der Seelsorge verkündigten die erbitterten geistlichen Gemüther, die Herren in Zürich wollten die Bibel abschaffen, dem Volke seine Religion nehmen, die Vernunft auf den Altar stellen, Unsittlichkeit und Unglauben in die Hütten des Volks verpflanzen¹. Da der große Rath auf den 31. Januar einberufen war, suchte man nach einer Form, die Frage vor diesem zur Verhandlung zu bringen. Da Personalfragen vor dieses Forum eigentlich nicht gehörten, brachte der Antistes der Züricher Kirche eine Motion ein, „der Große Rath möge beschließen, auf dem Wege der Gesetzgebung Vorkehr zu treffen, daß der Kirchenrath bei Besetzung der theologischen Professuren in geordneter Weise mitzuwirken habe“. Als die Motion zur Verhandlung kam, war die Erregung bereits so groß geworden, daß sogar Mitglieder des Erziehungsraths, die für Strauß gestimmt hatten, sich in der Presse dahin vernehmen ließen, als Erziehungsräthe hätten sie nur Straußens wissenschaftliche Qualification zu untersuchen gehabt, etwaige andere Rücksichten auf das Wohl des Staats oder der Kirche zur Geltung zu bringen, sei Sache des Regierungsraths. Schon jetzt also suchten Einzelne ihre Verantwortung auf den Regierungsrath überzuwälzen².

¹ Boden a. a. O. S. 56. — ² Gelzer a. a. O. S. 119.

Um so nachdrücklicher durfte F üßli im Großen Rath auftreten. Trotzig fragte der energische Mann, ob der geeignet sei, den einzigen Lehrstuhl der christlichen Glaubenslehre in Zürich zu bekleiden, der in den beiden ersten Ausgaben seines Lebens Jesu selbst erklärt habe, wer seine Ansichten theile, könne ehrlicher Weise und mit gutem Gewissen nicht christlicher Prediger und Diener der Kirche bleiben? Man sage ihm, Strauß habe seine Ansichten modificirt, so nimmt der Redner sowohl die Concessionen der dritten Auflage, wie die des Aufsatzes im „Freihafen“ durch, um zu erklären, einen Erlöser, der mit Napoleon und Phidias auf einer Bank sitze, könnten die Züricher, Christen nicht brauchen. Warnend ruft er den Rätthen zu: „Es gehört zur Sache, daß ich von den Folgen spreche, welche diese Berufung haben könnte. Der Name Strauß ist in jeder Hütte bekannt. Leicht könnte das Volk für sein Heiligstes sich regen. Ich hörte zwar schon, daß man die Sprache führe, wenn's Lärm gebe, so seien die Geistlichen Schuld, und man stecke einige derselben ein und die Ruhe werde bald hergestellt sein. Nun Paulus ist ja auch zu Philippi eingesteckt, zu Jerusalem geschmäht und zu Athen auf dem Areopag von einigen gelehrten Herren verlächt worden, aber der Glaube, den er verkündigte, ist doch Weltreligion geworden, und wenn im Schweizerischen Athen sich Aehnliches wiederholen sollte, so werden die Folgen dieselben sein“. So bleibt er dabei, es sei sehr gewagt, in das durch die vielen neuen Gesetze ohnehin erregte Volk, nun auch diesen Strauß noch hineinzuwurfen und macht die Radicalen für alle Folgen verantwortlich.

Wie F üßli, so warnte auch Professor Alexander Schweizer vor dem Experiment, das man zu machen im Begriff stehe. Man gebe selbst Straußens Berufung als Anfang einer großen Kirchenreform, aber zu einer solchen sei der Erziehungsrath nicht berufen. Jedenfalls solle der Große Rath sich über die Frage aussprechen, denn einzelne Collegien könnten eine solche Entscheidung nicht auf ihre Schultern nehmen; leicht könne es sonst

kommen, daß man Strauß tapfer berufe und dann dem Widerstand gegenüber ihn wieder mattherzig fallen lasse. „Hat der große Rath die Ansicht, eine Kirchenreform mit aller ihrer Aufregung, allen Verwirrungen, die sie herbeiführen kann, thue Noth, wollen Sie die aufregende, vielleicht Sturm veranlassende Nähe dieses Mannes verantworten, wollen Sie es wagen, nun ich werde mich in diesen Collegen finden. Aber bei dem Riß, der in neuerer Zeit zwischen Volk und Gebildeten ohnehin groß genug ist, möchte ich nicht auf Kosten des Volks den Gebildeten bequemer bauen. Jene Erzählungen, die Strauß in so übergroßem Maße für Mythen ansieht, vermitteln Tausenden im Volke den Zusammenhang mit dem Göttlichen, und mir sind diejenigen lieber, welche, wenn in noch so grober Hülle, das Göttliche haben als die, welche in noch so feinen Formen den göttlichen Lebensgehalt eingebüßt haben“. Schweizer's Votum ward indessen eher als ein für Strauß günstiges aufgefaßt, sofern man darin den Versuch sah, dem Großen Rath die Verantwortung zu überlassen.

Die Führer der Radicalen, Bürgermeister Hirzel, Regierungsrath Zehnder, Dr. Keller gingen dagegen noch weit über die Berufungsfrage hinaus. Nach ihnen sollte sie in der That den Anfang einer Kirchenreform bilden, zu der die Zeit gekommen sei, nachdem alle anderen Gebiete bereits die bessernde und umgestaltende Hand der neuen Richtung erfahren hätten. Es wurde geradezu ausgesprochen, daß dieser Schritt nur erst ein Anfang sei, denn da die Geistlichkeit zur Reform weder Neigung, noch Geschick zeige, müsse man solche Kräfte wie Strauß heranziehen, um durch sie die Reform in die Hand zu nehmen.

Dem gegenüber war es nicht nur berechtigt, sondern es war auch loyal, daß die politischen Gegner des Radicalismus eben so offen wie die Geistlichen gegen den ersten Schritt auf dieser Bahn ihr Veto einlegten. Unmittelbar nach Keller ergriff dessen College Bluntzschli das Wort, um diesen neuen Experimenten der politischen Gegner seine entschiedenste Opposition anzukündigen. „Ich gehöre wahrlich nicht zu denen, erwiederte er auf

die Ankündigungen seiner Vorredner, welche der freien wissenschaftlichen Forschung in irgend einem Gebiete in den Weg treten, welche das Licht der Wissenschaft verdunkeln wollen. Wie ich mir selbst das Recht vindicire, frei zu denken, so gönne ich dasselbe Recht jedem Andern. Aber die Frage hat noch eine andere Seite, und auf dieser liegen meine Bedenken“. Man möge sich hüten, so führt er aus, dem Glauben der Bevölkerung wehe zu thun, denn auf ihm beruhe die Gesundheit des Volkslebens. „Je mehr ein Volk sich von dem Christenthum abwendet, in einen um so tieferen Verfall geräth es. Ein Volk hat schon einmal das Christenthum abgeschafft; aber als dieses Volk die Göttin der Vernunft verehrte, war es zugleich wie das unvernünftigste, so auch das unglücklichste. Ich halte auch zur Zeit das Christenthum nicht für einen abgedorrten Baum, welcher seinen Zweck erfüllt hat und nunmehr umgehauen werden muß. Vielmehr traue ich demselben jetzt noch innere Lebenskraft zu. Ich traue ihm namentlich auch die Kraft zu, die Krankheiten, welchen ein Volk erliegt, zu heilen, das Böse, Verwerfliche, was sich in's Völkerverleben verweben hat, zu überwinden“. Wenn man ihm nun sage, Strauß's Aufgabe sei, allen Autoritätsglauben zu brechen, so könne er unmöglich mitgehn. Ob mythische Bestandtheile im neuen Testamente nachgewiesen, ob dieses oder jenes Wunder für unhistorisch erklärt werde, trage ihm nichts aus, aber die Autorität Christi müsse unumwunden anerkennen, wer Lehrer künftiger Geistlicher sein wolle. Was nun freilich Bluntschli unter der Autorität Christi versteht, ist ungefähr dasselbe, was Strauß im Freihafen die spezifische Stellung Jesu nannte. „Ich glaube, sagt er, daß Christus voraus dazu geboren und berufen war, das religiöse Moment in seiner höchsten Potenz zu verwirklichen. Ihm war das Verhältniß zwischen Gott und Menschen klarer, als es seither je Einem geworden. Und was er so aus seiner eigenen, von göttlichem Geiste durchdrungenen Seele schöpfte und äußerte, hat eine höhere Glaubwürdigkeit anzusprechen, als die kühnsten Philosopheme. Diese Wahrheit, welche das Denken auch des größten

Denkers nicht zu geben im Stande ist, geht ein in das Gemüth auch derer, welche nie dazu gelangen werden, in der Wissenschaft Belehrung zu schöpfen. Diese Autorität darf auch der größte Denker verehren, ohne sich herabzuwürdigen“. Ob der Unterschied dieser Christologie von der Strauß'schen so groß ist, wie der Redner sich ohne Zweifel vorstellte, läßt sich bezweifeln, vollkommen begründet ist jedenfalls, was er theoretisch gegen die Hegel'sche Schule bemerkt, die die Gebiete des Denkens und Glaubens ineinander wirre und darum den Glauben vom Standpunkt des Begriffs meistere, praktisch, was er in Betreff der Folgen einer Berufung von Strauß zu bedenken gibt. Die Folge wird eine noch größere Abwendung der Gläubigen von der Hochschule auf der einen und eine Stärkung der religionsfeindlichen Elemente des Cantons auf der andern Seite sein. Der entzündete Kampf der Geister müsse allerdings auf dem Gebiete der Wissenschaft ausgetragen werden, aber warum gerade in Zürich, sehe er nicht ein. Die Pietisten beschwerten sich jetzt schon über die zu liberale Färbung der Facultät. „Was wollen wir nun neue innere Störungen, innere Kämpfe in unserer Volks hervorrufen, in stärkerem Maße als nöthig und heilsam ist? Kämpfe deren Resultate noch nicht abzuziehen sind. Hier sind Gefahren, die man nicht leichtsinnig, nicht ohne Noth eingehen darf. Und eine solche Noth scheint uns nicht vorhanden. Man spricht freilich von einer Reformation, deren wir bedürfen. Aber ich halte diese für einen Traum“. Ähnlich wie Bluntschli ließ sich auch der Erziehungsrath Ferdinand Meyer vernehmen, der 1832 aus dem Regierungsrath ausgetreten war und wie der Vorredner der städtischen Opposition angehörte.

Das Recht der erhobenen Einwendungen war offenbar und wir glauben auch nicht, daß die vorgebrachten Gründe auf so offene Köpfe wie Hirzel, Drelli und Keller ihres Eindrucks ganz verfehlten, aber man konnte nicht mehr zurück. Nicht selten macht die Deffentlichkeit, mit der schwierige Fragen in der Demokratie behandelt werden, auch dem innerlich Bekehrten den Rückzug

unmöglich, weil das Hohngelächter der Presse eine schlimmere Niederlage für die Partei sein würde als der entschiedenste Mißgriff. Um dem souveränen Volk zu imponiren, muß man seine erste Meinung durchsetzen. — So war es den damaligen Führern, deren wahre Stimmung wir aus dem in Anlage mitgetheilten Briefe des Regierungsraths Meyer kennen lernen¹, beschieden, wissend und schauend dem Sturze entgegenzugehen. Man prophezeie überall im Lande, sagte Anwalt Ulrich, das sei eine Frage, über die die Radicales endlich einmal den Hals brechen würden; man wolle durch Mißverständnisse und Vorurtheile das Bestehende stürzen, das heißt im Trüben fischen, um so mehr müsse der Große Rath fest bleiben, denn der Kern der Sache sei der, ob die Repräsentanten des Volks den Erziehungsrath verläugnen wollten oder nicht; selbst aber, wenn der Große Rath Bedenken ausspreche, so habe der Regierungsrath sich zu erinnern, daß die Frage zu seiner Zuständigkeit gehöre und werde hoffentlich Dr. Strauß dennoch berufen.

Nachdem so als „Kern der Frage“ erkannt war, daß man den Erziehungsrath nicht im Stiche lassen dürfe, war das Votum leicht vorauszusehen. Mit 98 gegen 49 Stimmen verwarf der Große Rath den Antrag des Antistes Füssli. Damit war indirect auch eine Billigung des Verhaltens des Erziehungsraths ausgesprochen. Am 2. Februar beschloß daraufhin der Regierungsrath mit fünfzehn gegen drei Stimmen die Berufung von Strauß.

Aber schon die Nachricht von der Abstimmung vom 31. Januar flog wie ein Lauffeuer durch den Canton. Alle Gegner der Radicales hatten bei derselben das Gefühl, den Feind nunmehr in der Falle zu haben. Ein Führer der kirchlich gesinnten Conservativen, der Fabricant Hürlimann von Nichten-schwyl stellte sich an die Spitze der ländlichen Opposition. Schon am 13. Februar wurde zu Wädenschwyl eine Versammlung von

¹ Vgl. Anlage VII, S. 28 f.

Vertrauensmännern abgehalten, die rasch eine Organisation verabredeten, um den Canton mit einem Netze von Comités zu überdecken. Wie weit auch Mitglieder der rein politischen städtischen Opposition sich hinter der nun überall auftretenden kirchlichen Agitation bargen, läßt sich schwer verfolgen. Daß sie an den maßlosen und abenteuerlichen Aufhebereien Theil genommen, die das Landvolk nun allerwärts aufstachelten, ist unwahrscheinlich, daß sie aber eine große Betrübniß darüber empfinden sollten, wenn das Regiment ihrer Gegner zur Reige ging, wird niemand von ihnen verlangen. Ebenso wenig wird man aus den bis dahin geschehenen Schritten der kirchlichen Opposition einen Vorwurf machen dürfen. Sie handelte einfach nach Pflicht und Gewissen, wenn sie gegen diese Berufung bei den Behörden Vorstellungen machte. Auch daß sie der gegebenen Entscheidung gegenüber das Petitionsrecht der Bevölkerung organisirte, ist zu entschuldigen, wenn sie nun ein Mal diese abenteuerliche Vorstellung von der Wichtigkeit des einzelnen Mannes hatte. Handelte es sich aber schon hier der großen Mehrzahl der Pfarrer und ihrer politischen Parteigänger mehr um den Sturz der Radicalet als um die Fernhaltung von Strauß, so war vollends die Art, wie dieser schwarz gemacht werden mußte, um jenen Zweck um so sicherer zu erreichen, geradezu unethisch zu nennen, und schließlich wurde den Führern das Bekenntniß doch nicht erspart, daß es ihnen nicht um den Lehrstuhl der Dogmatik, sondern um die Stühle am grünen Tisch zu thun gewesen sei, denn als die Regierung Strauß fallen ließ, selbst aber bleiben wollte, mußte man zur Revolution ohne Vorwand greifen, obgleich damals die Religion bereits gerettet war.

Unmittelbar nach der Abstimmung im großen Rath hatte Hitzig den ersehnten Sieg an Strauß mitgetheilt, zugleich mit der Erwartung, es werde die Gegenpartei, sei es mit Staats-, sei es mit eigenen Mitteln eine Gegenprofessur errichten, eine Unannehmlichkeit der Strauß enthoben zu sein wünschte. Er meinte, Bürgermeister Hirzel könne die Genehmigung an die Be-

dingung knüpfen, daß sämmtlichen theologischen Lehrstühlen solche Doubletten hinzugefügt würden, worauf den Subscriptionslustigen wohl die Lust zur Sache vergehen werde¹. Im Uebrigen ahnungslos begehrt er bereits in Betreff der Miethe einer Wohnung Hitzig's Rath, und selbst noch ohne Signatur gewährt er schon einem Freunde seine Fürsprache, um auch ihm in Zürich eine Stelle zu verschaffen. Voreilige Sorgen! Zwischen Lipp' und Kelch's Hand schob Herr Hürlimann-Landis seine groben Hände und der Verdruß einer Gegenprofessur ward Strauß erspart, weil seine eigene Professur dem Gegner zufiel.

Die am 2ten Februar vom Regierungsrath bestätigte Vocation ward am 3ten vom Erziehungsath sofort ausgefertigt und Strauß wurde mit einem Gehalt von 2000 Fr. als ordentlicher Professor für Dogmatik und Kirchengeschichte berufen. Unter dem 18ten Februar erklärte er seine Annahme mit dem Beifügen, „daß er es gar nicht zu den schwierigen Aufgaben zähle, die Gemüther derjenigen zu beruhigen, die in ihm einen Mann vermutheten, der seine Stellung zu Untergrabung der bestehenden Religion benutzen werde. Ihm liege es ganz fern, die Gemeinde in ihrem Glauben und ihrer Religionsübung stören zu wollen, vielmehr werde er sich rein innerhalb der Gränzen seines wissenschaftlichen Berufs halten und auch in diesem dahin wirken, daß die göttlichen Grundwahrheiten des Christenthums geachtet und im Geiste dieser Achtung immer mehr von dem menschlichen Beiwesen gereinigt werden“.

Als der Erziehungsath in seiner Sitzung vom 25. Februar von diesem Schreiben Kenntniß erhielt, war die Lage schon eine sehr bedenkliche, wie aus dem Protocoll der Sitzung hervorgeht: „Nach Anhörung einer Zuschrift des Herrn Dr. Strauß vom 18. Febr., hat der Erziehungsath beschlossen: 1) von dieser Anzeige ist im Protocoll Kenntniß zu nehmen. 2) Dagegen ist unter den gegenwärtigen Umständen die Entscheidung über den

¹ Brief an Hitzig vom 4. Febr.

Zeitpunkt der Einberufung zu verschieben. 3) Das Präsidium ist ersucht, dem Herrn Dr. Strauß die Gründe mitzutheilen, warum gegenwärtig die wirkliche Einberufung noch nicht stattfinden. 4) Von dem Schreiben, sowie von gegenwärtigem Beschlusse ist dem Regierungsrathe Kenntniß zu geben“.

Strauß sprach daraufhin am 1. März in einem Schreiben an den Erziehungsrath die zuverlässige Hoffnung aus, „der hochpreisliche Erziehungsrath werde ihn in den Rechten und Ansprüchen zu schützen wissen, die ihm als wirklichem und ohne eigene Schuld an der Activität verhinderten Professor zustehen“¹. Hitzig hatte für den äußersten Fall von Strauß eine Vollmacht zu der Erklärung verlangt, er trete zurück. Allein das lehnte Strauß entschieden ab²; er meinte noch immer, im Laufe des Sommers werde die Aufregung sich legen und war durchaus nicht gemeint, seinen Rechten etwas zu vergeben, obwohl auch andere Stimmen ihm diesen Verzicht als Pflicht seiner Ehre darstellten³.

4. Die Pensionirung.

Während unter heftigen Kämpfen das sogenannte Glaubenscomité durch alle Stadt- und Landgemeinden eine große Abreßbewegung gegen Strauß organisirte, raste eine Sturmfluth von Flugschriften jedes Tons und der verschiedensten Meinungen durch das kleine Ländchen, die schon in ihren Titeln ein Bild der Be-

¹ Des Zürchervolkes Kampf u. Sieg. Zürich bei Fr. Schulthess. 1839, S. 19. — ² Briefe vom 20. Febr. u. 1. März Beilage S. 20 f. — ³ Beilage IV, S. 22.

fürchtungen und Hoffnungen geben, welche sich an diesen berufenen Namen knüpfen. „Strauß ist ein Christ!“ ruft ein Titel uns entgegen, „Sehet zu, daß Euch niemand verführe²“, antwortet ein zweiter. „Dr. Strauß als Werkzeug des Radicalismus oder der Angriff des sich selbst vergötternden Verstandes gegen das gläubige Gemüth³“, sagt ein Dritter. Der Vierte führt die Leute auf's Eis unter dem Aushängschild: „Strauß darf und soll nicht kommen! Wahrhaftige Geschichte, wie es einem Bauersmann im Canton Zürich mit dem Doctor Strauß ergangen. Sehr ernsthaft und doch lustig zu lesen⁴“; um so grämlicher sind die „Worte der Belehrung, der Warnung und des Trostes“, die Herr Pfarrer Heer von Matt⁵ in zwei Flugschriften beisteuert. Auf „ein freies Wort an die freien Züricher⁶“ antwortet eine „Beleuchtung des freien Wortes⁷“ unter dem Motto: „Glaubet nicht jeglichem Geiste, sondern prüfet die Geister“. Decan Grob will statt der Strauß'schen Reformation: „Die wahre Reformation nach dem Worte Gottes⁸“. Auf die Frage: „Ist Strauß uns zum Heil oder Unheil berufen?“ erwiedert der „Hirtenbrief des Herrn Antistes Füssli“ in amtlicher Ermahnung der Heerde. Den Antistes übertrumpfend schreibt ein Anonymus ein „Kreis Schreiben Sr. Heiligkeit Gregor XVI. an die Bürger des Cantons Zürich Rom 1839. In der Druckerei der heiligen Congregation für Ausbreitung des Glaubens“, während dem verkappten Schelm sich in schwerfälligem Ernst der katholische Prof. Troxler zur Seite stellt und unter dem apokalyptischen

¹ Zürich Orell, Füssli u. Co. 1839 Die Schrift ist auf Anregung de Wette's von Schenkel verfaßt. — ² St. Gallen bei Scheitlin 1839. — ³ St. Gallen 1839. — ⁴ Orell, Füssli & Co. 1839 — ⁵ Glarus bei Freuler 1839 — ⁶ Orell, Füssli & Co. 1839. — ⁷ Frauenfeld bei Beyer 1839. — ⁸ Zürich, Wichelhausen 1839. — ⁹ Zürich. Orell, Füssli & Co. 1839.

Titel: „Die letzten Dinge der Eidgenossenschaft“ die Frage aufwirft: wie es heute mit dem Schriftprinzip, der letzten Autorität des Protestantismus, stehe? Gleichfalls katholisch schreibt ein Dr. Henne ein „Send schreiben an das Zürchervolk“ für Strauß, während andere „Worte eines gläubigen Katholiken über die Berufung des Dr. Strauß“, gegen ihn protestiren. Auch die lieben Landsleute aus Württemberg ließen sich vernehmen in einem Separatabdruck aus der Zeitschrift „Eklektika“, während der alte Paulus einen sehr weitschweifigen Empfehlungsbrief für seinen jungen Freund an alle die richtete, „die eines freisinnigen Auswärtigen gewissenhaft geprüfte Ueberzeugungen gerne prüfen wollen“². Kurz, wer wollte all die Sendschreiben, Warnungen, Weckrufe, Nachrichten und Ansprachen aufzählen, die jeder Tag brachte und die ringsum alle Druckerpressen bei Tag und bei Nacht erstöhnen ließen, da die Zürcher Drucker all die Straußiaden nicht bewältigen konnten³.

Bei einem solchen Flugschriftenkrieg ist an sich der angreifende Theil im Vortheil. Die lech hingeworfene Beschuldigung macht immer mehr Eindruck als die nachhinkende Abwehr. Wenn Herr Pfarrer Heer den Bauern erzählte, Strauß sage in seinem Buch, Jesus sei eine fabelhafte Person⁴, ein aus dem alten Testamente zusammengesetztes Flickbild, Gott existire für Strauß nur im Denken und sei in stetem Werden begriffen, wenn er ihn mit dem inzwischen verstorbenen Nägeli einen „eingefleischten Satyr“ nennt⁵, und berichtet, er habe in seinen neuen Auflagen die zerstörende Tendenz noch deutlicher als früher geoffenbart⁶, so war das zwar ungefähr das Gegentheil der Wahrheit, aber wer wollte den Bauern die sehr viel weniger interessante Wahrheit beibringen, nachdem zwei Auflagen dieser Schrift in mehreren Dörfern vertheilt worden waren? Dazu kommt dann der grundgelehrte Herr

¹ St. Gallen. Scheitlin 1839. — ² Orell, Füssli & Co. 1839. — ³ Verzeichniß in Rheinwald's Repertorium pag. 26—28. — ⁴ A. a. O. S. 4. — ⁵ S. 9. — ⁶ Ebenba S. 9.

Pfarrer Meyer¹ und wirft Strauß unter die Theologen des Pfennigmagazins und des Conversationslexicons, deren blasirte Loosung bei allem Großen heißt: „Ich habe selbst gesehen, daß nichts daran ist“. Die „Allgemeine Schweizer-Zeitung“ weiß sogar, daß Strauß noch weniger an Himmel und Hölle glaube, als der Pandurenoberst Trenk. Ein Pandurenoberst, ein Satyr, ein Mann, der zu allem Großen die Achseln zuckt, ein Literat des Pfennigmagazins — man sieht, das Bild rundet sich ab und hatte nur erst, zumal die weibliche Phantasie, sich mit demselben durchdrungen, so war schwer gegen diese Phantome aufzukommen. Dazu kam, daß einige Vorkämpfer Straußens wirklich die Mitte hielten zwischen Panduren und Walbgöttern, wenigstens sagt dieselbe Zeitung von der Zusammensetzung der radicalen Collegien: „Das Personal dieser Behörden ist zum Theil schon auf einer Höhe oder in einer Tiefe angelangt, daß in einem Decennium die Wahl eines Türken zum Professor der Dogmatik in Schweizerisch-Athen weniger auffallen wird, als jetzt die Wahl des Dr. Strauß².“ Freilich wurde dabei auch auf wahrhaft diabolische Weise gelästert und verläumdet. Hat doch ein anonym auftretender Pfarrer die Stirne zu schreiben³: Herr Hirzel — er wisse nicht, „ob jung, ob alt, verheirathet oder nicht, Verehrer der Rehabilitatoren des Fleisches oder des Eölibats,“ habe bei einem Besuch bei dem jungen Strauß sich in diesen verliebt. Im Rath habe er den Besuch erzählt: „Das Ding klingt wie ein Liebesgeständniß. Ob nicht so manch' zartes Herzchen junger, bildungsreicher Rathsmitglieder überfloß und schwachend nach dem holden Strauß sich sehnte.“ Da sei Napoleon ein anderer Mann gewesen, als man ihm „einen niedlichen Besuch durch eine, wie es heißt, hübsche Frau Herzogin“ machen ließ, habe er seinem Adjutanten fest und kräftig zugerufen: „Lassen Sie den Wagen

¹ Werth des geschriebenen Worts. Zürich. Bürkli. 1839. S. 11. —

² Allg. Schw.-Ztg. No. 16 vom 5. Febr. Vgl. auch Hübigs Urtheil: Beilage XI, S. 67. — ³ Sendschreiben an Bürgermeister Hirzel. St. Gallen. Scheitlin. 1839.

der Dame vorfahren“. Nach solchen Proben dessen, was man unter dem Deckmantel der Deffentlichkeit in der Presse wagen durfte, läßt sich auf das schließen, was mündlich zum Besten gegeben ward. Waren doch die Bauern bis zuletzt überzeugt, Strauß sei ein gebrandmarkter Verbrecher und in Württemberg dem Zuchthaus entsprungen¹. So gerieth man aus lauter Glauben immer tiefer in die Gemeinheit.

Die Vertheidiger Straußens hatten dieser Sachlage gegenüber einen schweren Stand. Wenn es an sich schon leichter ist, Waffen zu verheßen, als sie zu beschwichtigen, so kam hier hinzu, daß das Volk unmöglich das Recht eines kritischen Werkes, wie des Straußischen, begreifen konnte. Die Gegner wußten genau, daß sie hier gewonnenes Spiel haben würden, denn die Liberalen brauchten nur zu bekennen, was sie mit Wahrheit nicht läugnen konnten, Strauß halte einen großen Theil des Evangeliums für ungeschichtlich, so war für das Landvolk die Sache entschieden. Dazu wußten die Gläubigen mit ihren Pfarrkindern viel besser den Ton zu treffen, als die Aufgeklärten. Im Grunde ist nicht eine der zahlreichen Vertheidigungsschriften geschickt zu nennen. Gelehrte Herren, wenn sie populär werden wollen, werden leicht läppisch. So schildert eine Biographie² den Berufenen als einen fleißigen Musterschüler von Jugend auf; sein Studieneifer ließ sich selbst durch die Cholera nicht von Berlin vertreiben; versetzt wurde er, weil die alten Tübinger Professoren neidisch waren, daß er viele Zuhörer hatte und sie wenige; in Ludwigsburg hatte er ein schönes Gehalt und wenn er nur auf den Geldbeutel gesehen hätte, so wäre er an der dortigen Schule geblieben, aber die Wissenschaft ging ihm über alles. So ist er ein Märtyrer und lebt in Stuttgart von seiner Arbeit. Er wäre der rechte Mann, um die Züricher wieder für das Christenthum zu gewinnen, also muß man ihn berufen.

¹ Verhandlg. d. Zür. Gr. Raths vom 18., 19., 20. März 1839. S. 23.

— ² Ist Strauss uns zum Heil oder Unheil berufen. Zürich. 1839.

Die gleiche Taktik befolgt ein verwandtes Schriftchen „Doctor Strauß und seine Lehre¹.“ Dieser Verfasser behandelt sein Thema im Predigtstil: „So laffet uns denn zweierlei in's Auge fassen: 1. die Person des Doctor Strauß, 2. die Lehre des Doctor Strauß.“ Zuerst wird des jungen Straußens Kindheit, Lernen und Lehren erzählt mit dem rührenden Schlußsatz: „dies waren schöne, gesegnete Jahre. Bald sollten sie dahinschwinden. Eine traurige Zeit der Leiden sollte für ihn beginnen.“ Folgt seine Leidensgeschichte: „Hinuntergestoßen wurde er von der Kanzel, als ein gefährlicher Mensch wurde er bezeichnet! Die Herzlosen, die Unmenschen! Ich sage Euch: wenn seine Feinde ihn einen Bettler wüßten, sie hätten kein Erbarmen mit ihm. . . . Doctor Strauß ward also abgesetzt. Manche Thräne ward dem bewunderten und geliebten Lehrer von Volk und Studirenden nachgeweint. Er zog sich zurück nach Ludwigsburg, nahe bei der Residenz, wo er in bescheidener Stille als Privatmann lebte. Während hier sein König dem Vergnügen sich hingab, blutete der redlichste Bürger unter den Pfeilen des Unrechts. Die Gegner sagten freilich, er sei noch gnädig weggekommen. Freilich er wurde doch nicht lebendig verbrannt! Oh Christen, wann werdet ihr doch lernen Menschen sein!“ . . . „Doctor Strauß ließ seine Feinde wüthen. Mit ruhigem Ernste entgegnete er ihren Anschuldigungen, mit Sanftmuth ertrug er ihren Spott, mit siegreicher Wahrheit schlug er ihre Verleumdungen nieder. Edles Metall bewährt sich im Feuer. Strauß mußte leiden, sonst hätte Europa nicht seinen edlen Charakter kennen lernen. Ich weiß nicht, ob er je ein Zwingli sein werde, wenn er unter uns auftritt, allein das weiß ich, daß er in Einer Hinsicht Martin Luther übertrifft. Luther war heftig, Strauß ist sanft. . . . Ein bekannter Geistlicher aus Deutschland (Krummacher) reiste aus der Ferne zu Doctor Strauß, in der Absicht, ihn zu bekehren. Der arme Mann! Sein Versuch scheiterte, wie zu erwarten stand. Dennoch bekannte eben dieser

¹ Drell, Füssli u. Co. 1839.

laut: „Wenn Einer zu Doctor Strauß mit dem Dolche im Gewande käme, in der Absicht, ihn zu ermorden, und er sähe dieses heitere, wohlwollende, von Zutrauen und Menschenliebe beseelte Antlitz: wahrlich, der Dolch würde seiner Hand entsinken, er könnte ihn nicht tödten!“ „Und gegen einen solchen Mann wollst ihr petitioniren? Ich erkläre Strauß für einen Biedermann! Wer mir beistimmt, der erkläre sich auch laut für ihn, damit die gute Sache den Sieg davontrage.“ Etwas kleinlauter ist unser Straußenfreund im zweiten Theil seiner Predigt, die von der Lehre des Dr. Strauß handeln soll, aber um die Hauptfrage herumgeht wie ein rationalistischer Pfarrer um seinen Text. Daß das Buch von Strauß sehr gut sein müsse, sollen die Leser daran merken, daß es 10 fl. kostet und doch drei Auflagen erlebt hat. „Ist dies nicht schon ein Beweis von der Trefflichkeit seines Inhalts? Es muß gefallen, ich möchte sagen: Millionen gefallen, sonst würde es nicht gelesen. . . Welcher Buchhändler möchte für ein Buch 5000 fl. bezahlen, wenn es nicht vom höchsten Interesse wäre?“ Aber, was steht denn nun in dem Buch? Das freilich ist so eine Sache. „Es ist ein Lehrbuch. Der letzte Satz desselben läßt sich nur begreifen, wenn man viele andere Wahrheiten, auf denen es beruht, eingesehen hat. Wer das Buch mit Nutzen lesen will, muß auch die alten Sprachen verstehen. Ja, selbst unter allen diesen Voraussetzungen ist es noch möglich, ein falsches Urtheil zu fällen.“ So begnügt der Verfasser sich zu sagen, was in dem Buche nicht stehe und diejenigen freche Lügner und Verläumder zu nennen, die sagen, Strauß glaube nicht an Gott und Unsterblichkeit und wolle Christum absetzen.

Die Schrift muß doch Eindruck gemacht haben, da ein Anderer für nöthig fand, eine „Beleuchtung“ derselben entgegen zu stellen¹. Als Novelle behandelt ein Anderer die große Frage²,

¹ Beleuchtung des „freien Worts an die freien Zürcher“ betreffend Doctor Strauss und seine Lehre. Zürich und Frauenfeld Druck und Verlag von Chr. Beyel. 1839. — ² Strauss darf und soll nicht kommen. Orell, Füssli u. Co. 1839.

in der „wahrhaftigen Geschichte, wie es einem Bauersmann mit dem Dr. Strauß ergangen ist“, nachdem er zuerst in der Versammlung mitgeschrien hat: „Wir lassen uns unsere Religion nicht nehmen“. Als er heim kommt, ärgert es ihn, daß seine Frau über dem Doctor Strauß den Kaffee immer schlechter macht, darüber wird er über seinen Glauben ruhiger, und es fällt ihm ein, wie's der Pfarrer treibt; der hat wohl nur so schlecht von Strauß gesprochen, weil er ihn in seiner Bequemlichkeit stören könnte, und der fromme Fabrikherr, wie es mit dessen Christenthum bestellt ist, weiß man auch, der will die Schulkinder wieder an den Spinnstuhl haben u. s. w. Kurz, nachdem der Bauersmann es sich recht überlegt hat, kommt er zu dem Ergebnis: „Ich weiß also, was ich thue. Ich thue gar nichts. Wollen sie wieder Versammlungen halten und dergleichen, so bleibe ich zu Haus.“ Ein anderer Dichter behandelt die Frage dramatisch und läßt Zwingli in Person zu Wädenschwyl auftreten, um dem Glaubenscomité über den Mund zu fahren¹.

Auch der Bürgermeister Hirzel zu Zürich ging jetzt unter „die Straußen“, wie man die Vertheidiger des Verufenen schlechtweg zu nennen pflegte, und erließ ein Flugblatt: „An meine Mitmenschen im Canton Zürich“. Nachdem der Bürgermeister und Mitmensch über den Inhalt von Straußens Büchern einiges Beruhigende gesagt, redet er seine Leser folgendermaßen an: „Meine verehrten Mitbürger und Mitbürgerinnen zu Stadt und Land! zürnet uns nicht länger, daß wir es dem Herrn Professor Strauß möglich gemacht, die ihm von Gott verliehene Gabe unter uns leuchten zu lassen! Seid nicht böse, seid wieder gut!“ . . . „Lernt ihn nur erst kennen, diesen denkenden, sittlichen, gläubigen, Mann. Wer weiß, der schöne Fremdling, den ihr jetzt zu hassen wähnt, wird Euch noch von Herzen lieb.“ So Melchior Hirzel, der die Frauen für den gefährlichsten Theil der Gegnerschaft ansah. Hatte doch schon nach der Motion des Antistes

¹ Zwingli vor dem Grossen Rath. Orell, Füssli u. Co. 1839.

Züßli eine wohlbekannte dicke Wirthin sich vernehmen lassen: „Die Sach' vom Herrn Bürgermeister Hirzel g'fällt mer gar nüt; hingege mit der Munition vom Herrn Antistes bin ich wohl z'friede“. Die unzarte Anspielung auf den heirathsfähigen „schönen Fremdling“ regte nun aber die Gemüther der Züricherinnen nur noch mehr auf, und es liefen in der Bürkzeitung mit der Anrede: „Herr Witmensch“, eine Reihe von Erklärungen von Stapel, die weder für Hirzel, noch den schönen Fremdling sehr schmeichelhaft waren. Bald prangte auch eine Caricatur an den Schaufenstern, die Hirzel vorstellte, wie er einen Strauß anbetet und ihm Futter streut. Doch bewunderten die alten und jungen Witmenschen ebenso ein anderes Bild, auf dem die antistraußische Gemeinde Pfaffenhofen mit der Feuerspritze anfährt, um ein Licht auszulöschen, das ihr ein Strauß im Schnabel entgegenbringt. Ein drittes zeigt einen bekannten Staatsmann, der, kenntlich gemacht durch sein am oberen Theile des Schenkels angebrachtes Correspondenzzeichen, mit dem Antistes zusammen ein Feuer anzündet, das einen Kessel voll Straußeneier zum Sieden bringen soll.

Indessen selbst diese bewegte Literatur gibt nur ein schwaches Bild von der Aufregung, die in jeder Gemeinde des kleinen Freistaats herrschte. Ein Anonymus hat sich das Verdienst erworben, alle komischen und ernsthaften Begegnisse, die die Aufregung mit sich führte, zu sammeln¹. Auch die kirchlichen und politischen Tagesblätter dieser Zeit wimmeln von Glaubensanekdoten aller Art. Die Parteien kündigten sich die Rundschaft, alte Freundschaften lösten sich, selbst Thätlichkeiten waren nichts Seltenes. Wohin ein Reisender kam, überall hörte er streiten: „De Lüslel hol de Strauß.“ „Kespäc vorm Strauß.“ „Ußi muß de Chaib.“ „Werd nüd si.“ „Du häst schints di Seel verchauft.“ „Du würdisch si denk wohl au gern verchaufe, aber es nimmt der sie

¹ Ein Nest voll Antistrausseneier, gelegt, gebrütet und dargeboten in den Monaten Februar, März, April 1839. Druckort ist nicht angegeben.

niemer ab.“ So ging es hin und her. Ein Mann, der mit seiner Frau in Unfrieden lebte, meinte, wenn das Chaib nur wollt' eine Straußin werden, dann könnt er sie ohne Sünde todtschlägen. „Die Christen, berichtet die Evangelische Kirchenzeitung erbaulich¹, schießen jetzt bei uns auf wie die Pilze.“ Aber sie waren auch danach. Man fand sie vor allem in den Wirthshäusern. „De Win gaht rißed fort“, sagten die Wirthhe. Denn mehr als ein Tagdieb hatte sich verschworen: „ich arbeite bim Turnmer Hagel kã Streich meh, bis d' Religion wieder in Ordning isch“. Häusirer verdienten sich ein Glas, indem sie ankündigten, Dr. Strauß komme dicht hinter ihnen her, und an manchem Ort wurde Befehl gegeben, zu stürmen, sobald man seiner ansichtig werde. Bei liberalen Schullehrern wurde Haussuchung nach ihm gehalten, auch mußten die Bäuerlein genau, woran man ihn kenne: „er hät ä brännnta Galge uffem Buggel“. Von einem Hinterwäldler wurde erzählt, er habe sich einen großen Hund angeschafft, als er überall hörte, der Strauß komme und wolle den Leuten ihr Bestes rauben. Ein Anderer kaufte sich das Buch von Strauß, weil er meinte, man könne daraus zaubern lernen. Als in einer Schifferherberge den Leuten gleichfalls zugeredet wurde, sie sollten sich der Religion annehmen, erhob Einer das Glas und rief begeistert: „Der Herr Jesus lebe hoch!“ und die Andern fielen ein: „Er lebe hoch, er lebe hoch, er lebe tufsig Jahre noch, sein Alter sei so frisch und g'hund wie in den Jugendjahren.“ Da Ausgangs Februar gerade die Fastnacht gefeiert wurde, ward allgemein bei den Spielen „de Struß“ dargestellt. Der Doctor kommt an, wird durchgeprügelt, soll todtgeschlagen werden, entwischt in ein Wirthshaus, wo hinter der Thüre zwei Teufel stehn, die ihn in Empfang nehmen und auf einen Karren setzen, auf dem der Bürgermeister Hirzel in seiner ganzen Länge schon festgebunden ist und so geht es durch die Stadt². Auf dem Dorfe stopften sie sich aus alten Kleidern einen „Struß“ aus

¹ Ev. K.-Ztg. 1839, No. 22. — ² Evang. K.-Ztg. 1839, S 171.

und nachdem man allen Unfug mit ihm getrieben hatte, wurde er feierlich verbrannt, woher das Gerücht stammt, die Glaubensversammlung in Wädenschwyl hätte mit diesem erbaulichen Acte geschlossen¹.

Neuen Unfug brachten die Gemeindeversammlungen, die das Glaubenscomité berufen hatte. Hatte je ein Mann den Muth abzurathen, so ward er gröblich unterbrochen: „de het lang g'nug g'redt, er kann schwigge, wann'r will.“ „Du Hagl, wann's Nacht isch, wolle mer Dich zerprüggle!“ Geht er weg, so schreien die Jungen hinter ihm her: „Struß! Struß!“ „Auch der Glaser hat schon zu thun gehabt“, setzt die Evangelische Kirchenzeitung mit Befriedigung hinzu, der wir diesen Bericht entnehmen².

Bei dem Allen wiederhallten alle Kanzeln Sonntag für Sonntag von der Religionsgefahr, auf Stunden strömten die Leute zu dem, der das Schreckliche am schrecklichsten auszumalen verstand, das Volk genoß sein eigenes „Gruseln“- und die fanatisirenden Predigten wurden in vielfältigen Abschriften in den Häusern umhergeboden³. Wenn man diese Leute hört, schreibt der Republicaner⁴, so sollte man meinen, es solle jetzt auf das Zeichen eines Nordklapfs eine Reformation gemacht werden, bei der das Oberste zu unterst gekehrt, Jedem sein Glaube genommen und, wie auch schon gesagt worden, bei Zuchthausstrafe alle Gebetbücher verboten werden. Von einer auch nur annähernd verständigen Kenntniß der Strauß'schen Schriften war nirgends die Rede, konnte doch ein ländlicher Abgeordneter noch im Großen Rath am 18. März von einem Buche von Strauß „Freihafen betitelt“ reden⁵, was mochten da die Andern von den Büchern wissen, über die man sie schreien hieß.

Natürlich waren die Handlungen und Reden der Bertheidiger von Strauß weder besser noch klüger. Als ein früherer

¹ Allg. Ztg. 1839. S. 470. — ² Jahrgang 1838, S. 171. — ³ Sieben Sendschreiben, S. 121. — ⁴ No. 11 vom 5. Febr. 1839. — ⁵ Verhandlg. d. Zür. Gr. Rathes am 18. 19. u. 20. März. S. 32.

Vorkämpfer der Mythentheorie gefragt worden war, wie doch diese einfachen Fischer und Zöllner so viele und großartige Mythen hätten ersinnen können? antwortete er darauf unverzagt: das konnte ihnen nicht schwer werden, da sie den heiligen Geist hatten. Ähnliche Proben der Logik und einer modern vorgeschukten altväterlichen Theologie kamen auch jetzt vor, da der große Troß der „Straußen“ selbstverständlich aus Halbgebildeten bestand.

Während derartige Vorgänge allenthalben spielten, hatten sich in den einzelnen Gemeinden, dem Aufruf von Hürlimann-Landis entsprechend, Glaubenscomités von je zwölf Mitgliedern gebildet, diese sendeten je zwei Mitglieder in einen Bezirksverein¹, und die Bezirksvereine waren durch je zwei Mitglieder in dem Centralcomité in Zürich vertreten. Das Centralcomité aber sollte durch Organisation des Petitionsrechts die Aufrechterhaltung des Glaubens sichern. Auch in Zürich selbst ward eine Versammlung der städtischen Bürgerschaft gehalten, die in der Peterskirche am 12. Februar stattfand, und bei der über 1000 Menschen sich für den Anschluß an die Bewegung erklärten. So konnte schon am 28. Februar das aus diesen Localversammlungen hervorgegangene Comité, im Ganzen 22 Personen, darunter 7 Pfarrer, in Zürich seine erste Sitzung halten. Die Regierung besorgte das Schlimmste. Bei der täglich wachsenden Aufregung schien es nicht unwahrscheinlich, daß dem Zusammentritt des Comité's ein bewaffneter Aufbruch des Volks nach der Stadt folgen werde. Der Director des Schullehrerseminars verlangte bewaffnete Bedeckung für seine Anstalt, denn seit man erfahren, daß er im Erziehungsrath für Strauß gestimmt, hatte die Volkswuth in ihm ihr erreichbares Ziel entdeckt. Als vorläufige Berathungen mit der Regierung zu keinem Erfolge führten, überreichten drei Abgeordnete des Comité's am 1. März dem Regierungsrathe eine Adresse, die in hohem Ton Abstellung der Volksbeschwerden verlangte. „Die Bezirksvereine, heißt es in derselben, sind übereinstimmend

¹ Bei Gelzer, a. a. 183.

in der ersten der gestellten Forderungen: Strauß darf und soll nicht kommen. In den Schranken der Gesetzlichkeit wurde bis jetzt Alles gehalten. Allein das Volk befindet sich in höchster Spannung, wie im höchsten Grade der Kraft. Der Wille des Einzelnen ist der Wille des Ganzen geworden, und jeder Widerstand unserer Regierung, dem Volkswillen in dieser Hinsicht seine Rechte zu versagen, ist gefährlich" . . . „Die Regierung wird unter diesen Umständen zu der Ueberzeugung gelangen: Wir müssen nachgeben, und wir wären für die Folgen verantwortlich, die aus einem längern Widerstand hervorgehn würden.“ Das war deutlich gesprochen und während das Comité als unerläßliche Bedingung des Friedens sofortige Zurücknahme der Berufung des Dr. Strauß und Verzicht auf irgend welche Verwendung desselben verlangt, sowie die Anstellung eines Dogmatikers von entschieden christlicher Gesinnung vorschreibt, kündigt es bereits eine zweite Petition an, die die Garantien näher bezeichnen werde, welche das Volk verlange, die aber das Comité vorher noch der Sanction der Kirchengemeinden unterbreiten müsse. „Wir geben der Hohen Regierung, so schließt das denkwürdige Actenstück, die Folgen zu bedenken, die aus der Verweigerung unserer Forderungen für sie und für das ganze Land hervorgehen müssen, und endigen damit, Hochdieselben unserer vollkommenen Hochachtung zu versichern.“

Die weitere Petition, die der Regierung wie ein Schwert hinter dem Vorhang gezeigt worden war, wurde am folgenden Tag (2. März 1839) an die sämtlichen Kirchengemeinden versendet. In einem Begleitschreiben¹ bringt das Centralcomité seinerseits den Gemeinden in Erinnerung, daß sie dazu Vertreter gewählt hätten, „damit diese den Nothruf von Tausenden und Tausenden, die geängstet sind, Wahrheit und Licht verlieren zu können, berathen“. Diese Abgeordneten seien nun beisammen gewesen, „durchdrungen von einer innigen Freude beim Anblick der

¹ Vgl. Gelzer a. a. O. 192 f.

Einigkeit des Volkes in seinem heiligen Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, der als tief gewurzelt in allen Herzen und als die innerste Lebenskraft eines Volkes auf eine Weise hervortrat, wie seit Jahrhunderten nie." Die an die Regierung gestellten Forderungen hätten sich rein auf religiösem Gebiet gehalten und so die Verläumdung derer zu Schanden gemacht, die hinter dieser „hehren Bewegung“ politische Hintergedanken witterten. „Allen . . . können wir jetzt darthun, daß der Herr selbst diese Bewegung angefangen, daß er bis jetzt mit seiner wunderbaren Gewalt sie geleitet hat und daß wir darum auch hoffen dürfen, er werde sie zum erwünschten Ziele führen.“ Um so zuversichtlicher legt das Glaubenscomité den sämtlichen Kirchgemeinden „im Aufblick zu Gott und unserm Erlöser“ den Entwurf zu einer Petition an den Großen Rath vor, wobei aber zugleich den Gemeinden abgerathen wird, zu den bevorstehenden Sitzungen selbst nach Zürich zu ziehen, da das Comité, sobald der Rath sich ausgesprochen, das Nöthige schon anordnen werde.

Die Petition nun, die am Sonntag den 10. März sämtlichen Gemeinden zur einfachen Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden soll und die bereits auf Stempelpapier gedruckt, zur Eingabe fertig, beigelegt wird, beginnt folgendermaßen: „Es gibt im Leben der Staaten Momente, wo die gesetzmäßigen Gewalten ihre Befugnisse überschreiten, die Völker sich erheben und diese Mißbräuche bestrafen! Die Geschichte gibt dazu Belege, und einer der neuesten ist die anno 1830 stattgehabte Schilderhebung des französischen Volkes gegen seinen König, der die gethanenen Uebergriffe mit dem Verluste seines Thrones büßen mußte.“ Nach einem kurzen Ueberblick über die materielle und geistige Entwicklung des Cantons in den letzten sieben Jahren geht die Petition auf die Klagen über, die das Volk, insbesondere in Betreff des religiös-sittlichen Geistes im Regiment, zu führen hat. „Die Annahmen des Directors am Seminar zu Rüsach, seine unbegrenzte Machtvollkommenheit, die Zweifel an seinem

evangelischen Glauben und die aus seiner Streitsucht hervorgegangene, dünnliche Unbescheidenheit vieler der daselbst erzogenen Schullehrer weckten überall die Frage, ob es allein an der untadelhaften intellectuellen Seite der Schule genüge, und ob man in Bezug auf wahre sittliche und religiöse Gemüthsbildung nicht an einem verhängnißvollen Irrwege stehe.“ Zu diesen Bedenken sei nun neuerdings die Befürchtung hinzugetreten, man beabsichtige, auf das irreligiöse Element der Schule auch eine irreligiöse Kirche zu gründen. Die Berufung des Dr. Strauß involvire eine klare Verletzung des § 4 der Staatsverfassung¹. Deshalb habe sich mit Recht das „Oberhaupt der Landeskirche“ im Großen Rathe gegen solches Beginnen erhoben und nachdem seine Motion unberücksichtigt geblieben, habe das ganze Volk das fast einstimmige Verlangen gestellt: „Doctor Strauß soll und muß entlassen werden“. Weigere die Regierung auch jetzt noch die Beseitigung von Strauß, so bleibe nur übrig, dieselbe nach § 41 der Staatsverfassung, wegen Beeinträchtigung des § 4 vor den Großen Rath zu laden und sie im Namen des Volks zur Rechenschaft zu ziehen. Dieser §, der die evangelische Landeskirche gewährleiste, sei aber verletzt durch Berufung eines Mannes, „der von allen deutschen Universitäten geächtet, weder auf Katheder noch auf der Kanzel eine Anstellung findet, und den selbst das gepriesene Baden nicht aufnimmt“. Das erste Verlangen geht daher auf definitive Beseitigung des Dr. Strauß, das zweite auf Berufung eines gläubigen Dogmatikers. Um aber der Kirche überhaupt diejenigen Rechte zu sichern, deren sie zur Erfüllung ihres Berufs bedarf, wird des Weiteren verlangt: eine Repräsentation derselben durch eine Synode, die hälftig aus Geistlichen und Weltlichen zu bestehen hat, ferner ein Bestätigungsrecht des Kirchenraths in Betreff der Professoren der Theologie, des Weiteren die Einrichtung, daß die Synode ein

¹ Derselbe lautet: Die Glaubensfreiheit ist gewährleistet. Die christliche Religion nach dem evangelisch-reformirten Lehrbegriffe ist die vom Staate anerkannte Landesreligion. Den gegenwärtig bestehenden katholischen Gemeinden sind ihre Religionsverhältnisse gewährleistet.

Drittel der Mitglieder des Erziehungsraths zu ernennen habe. Endlich aber soll, um dem Unterrichtswesen eine religiöse Richtung zu verleihen, der Religionslehrer am Seminar aus zwei vom Kirchenrath zu präsentirenden Candidaten gewählt werden müssen, die Zahl der Religionsstunden vermehrt, ein dogmatisches Lehrbuch an den Mittelschulen eingeführt und dem Kirchenrath die Aufsicht über alle religiösen Lehrmittel in der Schule garantirt werden. In ähnlichem Sinne ist das Schullehrerseminar zu reorganisiren, damit die Heranziehung der Lehrer in evangelisch-reformirtem Sinn gewährleistet sei. Nachdem dann zum Schluß die Petition es der Volksbewegung zur Ehre nachsagt, daß sie niemals die Universität zu zerstören beabsichtigt habe, hält sie es doch für sachgemäß, zu rügen, daß die Behörde vielfach bei Besetzung der Lehrstühle die Fremden gegenüber den Landeskindern bevorzugt habe. Ebenso will die Bewegung durchaus nicht das Auftreten der Volksschule hemmen, sie verlangt nur, daß der religiösen Seite des Unterrichts künftighin diejenige Bedeutung gesichert werde, die diesem schönsten und heiligsten Theile der Aufgabe gebühre.

Man sieht dem ungleichen Tone der Eingabe, deren gemäßiger Schluß mit dem revolutionären Eingang nicht recht stimmen will, an, daß auch beschwichtigende Stimmen bei der Berathung laut geworden sind und die politischen Beiräthe den geistlichen Herrn und ländlichen Fanatikern etwas Wasser unter den Wein gegossen haben. Auch sendete das Comité seinem kaum abgegangenen Entwurf nachträglich einige Anträge zur Modification der unpassendsten Ausdrücke, namentlich im Eingang der Petition, nach.

Immerhin würde in einem geordneten Staatswesen mit einer mächtigen Regierungsgewalt die Veröffentlichung dieser Petition mit Verhaftung des Comité's und einem Prozeß wegen Aufreizung zum Aufruhr beantwortet worden sein. Allein dazu fehlten hier alle Vorbedingungen, die Regierung begnügte sich, einige polizeiliche Anordnungen zu treffen und dem Polizeirath die Mittel zu

einer raschen Berichterstattung zu creditiren. Im Uebrigen begannen zwischen ihren eigenen, weniger compromittirten Mitgliedern und den Führern der Opposition bereits die privaten Abkommen. Das Comité war jetzt Cantonalregierung und die Allgemeine Zeitung läßt sich schreiben, daß die Weisungen desselben mit größerer Pünktlichkeit befolgt würden als die der geordneten Behörden.

Sonntag den 10. März sollte nun, nach Anordnung des Glaubenscomités, das Volk, in Kirchengemeinden versammelt, über die Petition entscheiden. In unerhörter Zahl fanden die Abstimmenden sich ein und es fehlte bei diesem entscheidenden Act nirgends an dramatischen Scenen. Der Ausgang der Abstimmung beweist am besten, welcher Terrorismus bei den Wahlen geherrscht hatte, da die Zahlenergebnisse dieser Abstimmung mit denen früherer und späterer Wahlen in einem all zu schreienden Mißverhältniß stehen, um als reiner Ausdruck wirklicher Ueberzeugung erscheinen zu können; 39,225 Stimmen hatten sich für, nur 1048 gegen die Petition erklärt. Beinahe ein Fünftheil der ganzen Bevölkerung, das heißt fast die Gesamtheit der Stimmberechtigten, hatte sich bei der Abstimmung betheilig^t.

Mit diesem Ereigniß war die Energie der Regierung vollends gebrochen. Die Adresse vom 1. März hatte der Regierungsrath noch am 4. März als anmaßlich zurückgewiesen. Jetzt lenkte er ein. Das Würdigste wäre wohl gewesen, abzudanken, doch begreift sich auch wieder, daß gewissenhafte Männer Bedenken trugen, den Führern dieser unberechenbaren Bewegung das Regiment in diesem Moment in die Hand zu geben. So begnügte man sich, den Erziehungsrath einzuladen, er möge untersuchen, ob Strauß seiner Verpflichtungen in Anwendung des §. 185 des Schulgesetzes (über Pensionirung) nicht entlassen, und die Stelle ander-

¹ Gelzer a. a. O. S. 209.

weitig besetzt werden könne¹, da die Umstände ihm eine nützliche Wirksamkeit für ein Mal unmöglich machten. Allein gegen alle Erwartungen widerstrebte der Erziehungsrath. Er bestritt nicht nur die Anwendbarkeit des betreffenden Paragraphen überhaupt, sondern verweigerte seine Mitwirkung auch aus dem Grunde, weil es nicht in seiner Stellung liege, die Pensionirung eines Lehrers aus Gründen auszusprechen, die nicht in der Person des Berufenen lägen. Wie bei der Berufung selbst, so entschied das Collegium auch jetzt wieder durch den Stichtentscheid seines Präsidenten Hirzel für Aufrechterhaltung der Strauß'schen Wahl, indem es damit den Vorschlag verband, einen zweiten Lehrstuhl der Dogmatik neben dem von Strauß zu errichten und im Sinn der orthodoxen Richtung zu besetzen. Als nun aber das Resultat der Abstimmung vom 10. März bekannt wurde, erhob der Regierungsrath seinen Vorschlag zum Beschluß, doch mit dem Vorbehalt, die ganze Sache dem zu diesem Ende am 18. März zusammentretenden großen Rathe vorzulegen. Die Behörde hatte damit gethan, was sie mußte, aber auch, so bitter Strauß sich über ihre Schwäche beklagt, was richtig war, denn wenn ein Mal eine Lehrfrage eine Bevölkerung in diesem Maße erregt, wird jede Regierung den betreffenden Lehrer opfern, und wenn sie mit seiner Theorie hundert Mal einverstanden wäre.

Es war ein Mißgriff von Strauß, zu dem er sich durch Hirzel bestimmen ließ, daß er in diesem letzten Stadium sich noch an das Züricher Volk wendete. Er that es seinen dortigen Freunden zu Gefallen, die er durch Gehorsam zur Treue verpflichten mußte, aber er that es ungern und nur in der indirecten Form, daß er ein Sendschreiben an Hirzel, Drelli und Hitzig erließ, das diese nach Ermessen weiter verbreiten mochten. Strauß selbst

¹ Der § lautet: „Der Erziehungsrath ist befugt, unter Vorbehalt der Genehmigung des Regierungsrathes einen Lehrer, welcher durch Alter oder andere unverschuldete Ursachen außer Stand gesetzt wird, seine Stelle zu versehen, in Ruhestand zu versetzen, in welchem Falle demselben nicht mehr als die Hälfte seines fixen Einkommens entzogen werden kann“.

konnte in Stuttgart mit seinen Nachrichten vom 23. Februar¹ die Zuträglichkeit eines solchen Schrittes nicht beurtheilen, allein damit, daß Hirzel dasselbe noch im letzten Momente drucken ließ², ist Strauß schwerlich ein Dienst geleistet worden. Er selbst hatte ganz richtig geurtheilt, es sei besser, wenn es erspart werden könne. Den Ton im Ganzen wird man zwar stolz genug finden, aber der Abriß seiner Ueberzeugungen, den das Sendschreiben gibt, verlangt doch immer wieder die Uebersetzung aus der Sprache der Vorstellung in die des Begriffs, wenn man verstehen soll, wie Strauß von seinem Standpunkt so sprechen konnte. Daß Gott täglich zu uns rede in der Natur, daß er uns täglich speise u. dgl.³, daß Gott die Frucht der Vereinigung von Joseph und Maria geheiligt, derselben die schöne reine Seele eingeblasen habe, die sich schon frühzeitig in dem Kinde zeigte⁴, daß Christus täglich zu Gericht sitze, weil sein Geist in uns straft oder lohnt und daß er uns damit auch verbürge, daß auch im künftigen Leben der göttliche Richter jedem von uns diejenige Wohnung in seines Vaters Hause anweisen werde, deren er sich hienieden würdig gemacht hat, — das alles konnte wohl Strauß in gewissem Sinne auch von seinem Standpunkte sagen, aber er verstand darunter doch etwas Anderes als die Leser und ohnehin ist es mißlich, unter solchen Umständen seinen Glauben aufzusagen, unter denen es zum Anstand der Passion gehört, zu schweigen.

Genügt hat dieser letzte Appell ohnehin nichts, denn die sammarische Wiederholung seiner Ansichten über die Wunder und die bittere Kritik der Geistlichen, die gegen ihn denselben Brodneid hegten wie die Abschreiber gegen die ersten Drucker, die Weber gegen die Spinnmaschinen und die Ruderer gegen die Dampfschiffe, sie genügten, um jede versöhnende Wirkung des Schriftchens aufzuheben. Wozu überhaupt eine Beruhigungsschrift,

¹ Vgl. f. Brief an Hitzig vom 1. März. — ² Sendschreiben an die Herrn Bürgermeister Hirzel, Prof. Orelli u. Hitzig. Zürich. Orell, Füssli u. Co. 1839. — ³ S. 14. — ⁴ S. 15.

wenn er sich die Genugthuung nicht versagen wollte zu erklären: „mit jener aufgeregten Masse habe ich nichts zu reden, des Spruches eingedenk, der solcherlei Menschen das Kleinod religiöser Ueberzeugung vorzulegen verbietet“. Natürlich beeilten sich die Gegner, dem Volke zu erzählen, daß Strauß die Züricher Schweine nenne, denen man keine Perlen vorwerfen dürfe. „Doch“, setzte der Antistes, als er in den Verhandlungen des Großen Rathes diese Stelle citirt hatte, entrüstet hinzu: „wenn ein Schwabe mit solchem Kram zu unserem Volke kommt, so wird das Volk ihm sagen: behalte Du Deine Perlen!“ —

Inzwischen machte die Studentenschaft noch in dieser letzten Stunde eine Demonstration zu Gunsten von Strauß, indem sie Drelli für seine muthige Vertheidigung der Wissenschaft eine Adresse votirte. — Die öffentliche Huldbigung, die sie ihm bringen wollten, ablehnend, sprach Drelli am 17. März in der Aula zu den Studirenden, indem er sie zugleich ermahnte, die Entscheidung des Großen Rathes zu achten, sie falle, wie sie wolle¹.

Am 18. März versammelte sich der Große Rath, um über den Antrag der Pensionirung des Doctor Strauß Beschluß zu fassen². Die Versammlung, die vor sieben Wochen mit 98 gegen 49 Stimmen die Einsprache Füssli's zurückgewiesen, war durch die Volksabstimmung vom 10. März gänzlich umgestimmt. Unter der Kleinen Minorität, die auch jetzt noch an ihrer früheren Meinung festhielt, befand sich aber der wackere Präsident Furrer, der muthig genug war, schon in seiner Eröffnungsrede sein Urtheil über „die hehre Bewegung“ einfließen zu lassen und mit unverkennbarer Mißbilligung auf das gleichzeitige Tagen des Centralcomités hinwies, das sich als zweite Repräsentanz des

¹ Anrede von Joh. Kaspar Orelli an die Stud. der Hochschule Zürich über die Berufung des Hrn. Prof. Strauss. Orell, Füssli & Co. 1839. — ² Vgl. die Verhandlungen des Zürcherischen Grossen Rathes am 18. 19. u. 20. März, betreffend die Rücknahme der Berufung von Dr. Strauss u. s. w. Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag von Beyel 1839.

Volkes neben den Großen Rath hinstelle. Es folgte dann die Botschaft des Bürgermeisters Hess, die in ihrer milden Beurtheilung, theilweise sogar apologetischen Schilderung der Bewegung den Mann verrieth, der wie der Göthe'sche Apotheker „sich zum weislichen Sprunge bereit hält“. Auch die erläuternden Bemerkungen des Referenten, des Regierungsraths Eduard Sulzer, tragen denselben Charakter; ja sie geben sogar eine bittere Kritik der Berufung von Strauß, die doch die Regierung, der er angehört, vollzogen hatte und rühmen an der Bewegung, die sich gegen eben diese Regierung richtet, „eine Kraft, die höher ist als die einer gewöhnlichen politischen Bewegung“. Da freilich die Regierung selbst die Zurücknahme ihrer früheren Verfügung beschlossen, durfte der Referent auch Kritik an derselben üben, zumal ihm aufgegeben war, die Pensionirung von Strauß mit einem Ruhegehalt von 1000 Fr. zu befürworten.

Umgekehrt stellte der zweite Bürgermeister Hirzel den Antrag, dem Ansinnen der Regierung nicht zu entsprechen, da mit der Errichtung einer zweiten Professur für Dogmatik allen gerechten Anforderungen entsprochen werden könne. Im Namen der Radicalen brachte Hr. Bürgi einen Antrag auf Aufhebung der Hochschule ein, da ohne Lehrfreiheit auch eine Hochschule nicht denkbar sei und nur so die Berufung des Herrn Dr. Strauß ohne Verletzung der Gesetze rückgängig gemacht werden könne. Dagegen wollte der Vertreter der Opposition, Hr. Spöndli, einfach §. 4 der Verfassung in Anwendung gebracht, d. h. die Berufung von Strauß als unzulässig cassirt wissen, wobei dann die Regierung sehen möge, wie sie sich mit ihm abfinde. Auch die Erhaltung der Universität, aber Aufhebung der theologischen Facultät, wurde berührt, doch nur im Vorbeigehen.

Ueber die Vorfrage, ob über alle diese Anträge, die den gleichen Zweck verfolgten, auch zugleich discutirt werden dürfe, erhob sich eine heftige Vorverhandlung. Alexander Schweizer brauchte für das Verhältniß der einzelnen Anträge zu einander das treffende Bild: die Einen wollen einen Nagel ausziehen, so

stellen die Andern den weitergehenden Antrag, zu diesem Zweck die Stube einzureißen, noch gründlicher sei geholfen, wenn man gleich das Haus anzünde. Nach üblichen parlamentarischen Regeln hätte über den letzten Antrag als den am weitgehendsten zuerst verhandelt werden müssen, da mit ihm auch die übrigen sich erledigten. Die Taktik, damit die Verhandlung ins Endlose zu spinnen, wollte aber der Mehrheit nicht einleuchten; sie beschloß, den Regierungsantrag auf Pensionirung von Strauß und den Gegenantrag von Hirzel auf Errichtung einer zweiten dogmatischen Professur zuerst in Verhandlung zu ziehen.

Hirzel erhielt zuerst das Wort, und beantragte Aufrechterhaltung der Berufung von Strauß, wobei er doch zugestand, daß von der Einberufung desselben einstweilen noch Umgang genommen werden müsse. Ueber den Eindruck der Rede bemerkten die Berichter nur in Parenthese: „Schwäzen und Husten“. Ferdinand Meyer, Erziehungsrath, zugleich aber Glied der Opposition, spielte sodann die Discussion auf das Gebiet des Dogmas hinüber, in welchem breiten Bette sich dann die Gewässer fortwälzten. Bemerkte doch Herr Oerrichter Fühlí sehr naiv, die Frage sei so wichtig, daß man es einem nicht übel nehmen könne, wenn Jeder sein Glaubensbekenntniß ablege. Eine Unterbrechung dieses Synodaltons war das schneidige Auftreten Keller's. Wir haben einen Staat mit einer Repräsentativverfassung, rief er. Was die Repräsentanten aussprechen, das ist der Wille des Volks, und wenn noch siebenhundert gültige oder ungültige Gemeinden dagegen abgehalten würden. Es ist eine Bewegung im Lande entstanden, welche ich in ihrer Quelle für unrein, in ihrer Entwicklung für unrein, in ihren Resultaten, wenn deren zu Stande kommen, für staatsgefährlich halte. Die Bewegung ist unrein in ihrer Quelle, wenn man die Menge veranlaßt, über die Wahl eines Professors zu urtheilen, denn Gott hat den Menschen nicht so geschaffen, daß er von Natur über die Wahl eines theologischen Professors urtheilen kann. Die Bewegung ist unrein, weil schlechte Mittel dazu gebraucht wurden, sie zu er-

regen. Es sind Unwahrheiten gesagt worden, wie z. B.: Strauß ist kein Christ. Unredlichkeiten, wenn man oft sagte und predigte, Strauß glaubt das und das nicht, aber verschwieg, was man selbst glaubt. Ich möchte durch einen Zauber bewirken können, daß manche von den Segnern Straußens den Leuten sagen müßten: so glaube ich und so glaubt Strauß und dann will ich sehen, wie Viele den Unterschied begreifen würden? Dieß aber halte ich für eine Unredlichkeit. Strauß ist ein Glied einer Abstufung, die sich in einer Kette von verschiedenen Meinungen in ununterbrochener Linie durch die ganze Geistlichkeit hindurchzieht, und vielleicht, daß es herauskäme — und nun folgt ein blutiger Stich auf Schweizer — daß wer zunächst an Strauß steht, noch Mitglied im Großen Rathe ist". . . „Bis ich die besseren Gründe gehört habe, die man mir vor vier Wochen zu sagen vergessen hat, bleibe ich bei meiner damaligen Ansicht". —

Wiederum im Namen der Regierung ergriff E d u a r d S u l z e r das Wort, aber auch hier zeigte sich, daß diese selbst Fühlung mit der Bewegung suche, denn der Regierungsrath wurde wesentlich zum Vertheidiger derer, die gestern davon gesprochen, daß die Völker sich zuweilen erheben, um ihre Regierungen zu bestrafen. Um so derber packte O b e r r i c h t e r F ü s s l i aus, der die Reinigungsversuche des Herrn Sulzer nicht wollte gelten lassen. Die Leute, die in den vom Comité berufenen Versammlungen hätten eine entgegengesetzte Ansicht vertreten wollen, seien theils aus den Localen hinausgewiesen, theils überbrüllt worden. „Wenn dieß eine reine Bewegung ist, wie sieht denn dann eine unreine aus? Man müßte dann wohl mit der Flinte in die Kirche gehen und die Opponenten todt schießen! Man hat den Radicalem vorzüglich Unsitlichkeit vorgeworfen. Was mich betrifft, so greife jemand meine Sittlichkeit an, wenn er kann. Ich kann Jedem Rede stehen. Man darf durch meine Fenster sehen, wie es in meinem Hause zugeht. Eine gerechte Entrüstung hat mich über solche Anschuldigung ergriffen. Daß die Bewegung unrein war, geht auch daraus hervor, daß man die Leute fragte, wollt ihr

Strauß oder Christus, daß man sagte, wollt ihr Taufe und Abendmahl behalten, daß man herumbot, Strauß sei dem Zuchthaus entlaufen und trage das Zeichen der Brandmarkung. Dies sind alles Lügen und Verläumdungen und beweist die Unreinheit der Bewegung". . . . Darum, meint der Redner, müsse man versuchen, den ausgetretenen Strom wieder in sein Bette zurückzudrängen. „Wenn man uns mit Gewalt zwingt und uns todt-schlagen will, dann müssen wir nachgeben, aber schmäählich ist es nachzugeben, ehe die Gefahr vor die Nase tritt. Ehe Sie nachgeben, rufen Sie die Concordatscantone an Der Regierungsrath schlägt vor, Strauß zu pensioniren. Strauß ist ein kräftiger junger Mann und diesen sollen wir pensioniren? Freilich sind auch mehrere im Regierungsrath, die so gut als pensionirt sind“. Kann man diesem Cato des Züribiets, um seines Muthes willen, einige Sympathie nicht versagen, so sind die Versuche des Herrn Pestalozzi-Hirzel, seine frühere Abstimmung gegen die Motion des Antistes zu rechtfertigen, um so schwächer. Er vermuthet, „es möchte in manchen jener Voten gegen den Antistes die geheime Ahndung gelegen haben, daß nun die Zeit des Erwachens eines religiösen Lebens gekommen sei, und diese wollte man durch Erheblichkeitserklärung jener Motion nicht zurückdrängen“. Es steht zu hoffen, daß der Redner selbst anständiger gehandelt hatte, als er von sich aus sagt, denn ohne pietistische Floskel hieße seine Erklärung, er habe gegen den Warner gestimmt, damit die Regierung um so sicherer in die Grube falle und das religiöse Leben eines allgemeinen Glaubenszanks erblühe. Und nun schwingt sich der Mann zu einem allgemeinen Klagelied über den Verfall des Glaubens und der Sitte auf, zeigt, wie die Kirche terrorisirt werde und wie man ihren Einfluß schwäche, während er doch selbst vor 4 Wochen den Antistes mit seinem Antrag, den Kirchenrath zum Hüter des Glaubens zu machen, abvotirt hat. Um wie viel würdiger rechtfertigte da der Bürgermeister Heß sein Zurücktreten von jener Abstimmung. Vor die Wahl gestellt, ein Vorurtheil der Bevölkerung mit Kanonen und

Darobinnen zu bekämpfen, oder innerhalb der bestehenden Gesetze diesem Vorurtheil nachzugeben, ziehe er das Letztere vor. Er pensionire lieber einen Lehrer ohne dessen Verschulden, als daß er Bürgerblut vergieße, eine Erklärung, die eben so offen als verständig und ehrenhaft genannt werden muß.

Schweizer hatte bei seinem Votum den Vortheil, sich auf seine früheren Warnungen beziehen zu können. Er verbat es sich aber auch, daß man die ganze Bewegung ein Mißverständnis des Böbels nenne. Dieser Böbel habe auf seiner Seite: 1) die württembergischen Behörden, die Strauß von seiner theologischen Lehrstelle entfernten; 2) fast alle deutschen Theologen, die über ihn geschrieben; 3) die theologische Facultät in Zürich, eine Stimme abgerechnet; 4) den ganzen Kirchenrath. Dem Wunsch des Herrn Dr. Keller, die Geistlichen ein Mal durchsichtig machen zu können, dem persönlichen Angriff auf sich selbst, entgegnete Schweizer, „wenn ich etwas zu verbergen hätte, was sollte mich abhalten, mein Amt niederzulegen? Haltet ihr mich für so talentlos, daß ich den Gehalt, den Ihr mir reicht, nicht mit leichter Mühe sonst verdienen könnte?“ Dabei trennt er scharf seine Meinung von der der Opposition. „Ich bin keineswegs für alle Begehren des Volks. Ich will dem Kirchenrath kein Veto geben in Beziehung auf theologische Professoren. Ich will nicht, daß der halbe Erziehungsrath von der Synode gewählt werde. Ich stimme einfach zu den Vorschlägen des Regierungsraths“.

Wie Schweizer, so wendet sich auch Bluntschli vornehmlich gegen Keller's Vorwürfe. Man tadelt, sagte er, diese Form von Organisationen, nennt sie staatsgefährlich, aber wer hat denn diese Form, sich zu organisiren, als gesetzlich statthaft in diesem Canton proclamirt? „Wir haben ja diese Frage hier schon ein Mal gehabt. Aber damals ist eben von jener Seite her, welche heute diese Verbindung des Volkes angreift, mit aller Entschiedenheit die Rechtmäßigkeit einer solchen Organisation vertheidigt worden“. Auch das könne er nicht zugeben, daß das Volk unfähig sei, in dieser Frage zu urtheilen. Seine religiösen Bedürfnisse

erkenne oft der Einfältigste besser als der Gebildete. „Gegenüber Gott ist keiner gescheut und keiner dumm“. Wenn man ferner sage, die Repräsentation sei das Volk, so sei das falsch. Die Repräsentation sei das Organ des Volks und wenn diese Repräsentation etwas anderes wolle als die weitaus überwiegende Mehrheit des Volks, so habe das Volk ein schlechtes Organ und müsse sehen, wie es zu einem komme, das seinen Willen zum Ausdruck bringe. Auch Keller sprach noch ein Mal in seiner kalten bösen Art und es fehlte nicht an leidenschaftlichen Anklagen und Gegenklagen.

Nachdem es über solchen Verhandlungen 9 Uhr Abends geworden war, fand der Antrag auf Schluß geneigtes Gehör. Bei der Abstimmung ergab sich für den Antrag Spöndli, die Berufung von Strauß als illegal zu annulliren, eine Stimme, für den Antrag des Bürgermeisters Hirzel, einen zweiten Lehrstuhl der Dogmatik zu errichten, waren 38 Stimmen, für den Antrag des Regierungsraths Sulzer, Strauß zu pensioniren, erklärte sich die starke Majorität von 149 Stimmen.

Am folgenden Vormittag wurden die Sitzungen des Regierungs- und Erziehungsrathes gehalten und als sich der große Rath Mittags 2 Uhr versammelte, wurde demselben Anzeige erstattet, daß der Erziehungsrath beschloffen habe: 1) Dr. Strauß in Anwendung des § 185 des Schulgesetzes in Ruhestand zu versetzen. 2) Demselben einen jährlichen Ruhegehalt von 1000 Fr. anzuwiesen. 3) Die erste Section des Erziehungsraths zu Vorschlägen wegen Wiederbesetzung der erledigten Stelle aufzufordern.

Die Motion einiger Radicalen wie Bürgi, Homberger, Surber, Suggenberger u. A. auf Aufhebung der Universität, die nun zur Verhandlung kam, konnte wenig Interesse mehr erwecken; sie war aus taktischen Gründen gestellt und wurde nur, um den Schein zu retten, lahm genug vertreten. Die Bedeutung der Discussion beruhte wesentlich darauf, daß sie den Männern der Opposition erwünschten Anlaß gab, nach außen in ostensibler Weise zu zeigen,

daß ihr Eintreten gegen Strauß nicht eine Beeinträchtigung der Lehrfreiheit und Wissenschaft bedeuten solle. Schließlich, um nicht ohne Untersuchung zu urtheilen, setzte man eine Commission nieder, die beauftragt wurde, im nächsten Juni über die Motion Bericht zu erstatten.

Den dritten Tag nahm die Behandlung einer Motion von Ferdinand Meyer, eines Mitgliedes der liberalen Regierung von 1830—32 und der antistraußischen Minorität im Erziehungsrath in Anspruch, die beantragte: „der Große Rath möge eine Untersuchung anordnen, ob die bestehenden Bestimmungen in Betreff der Stellung der Landessynode und der Einrichtungen des Unterrichtswezens nicht im Sinn der kund gewordenen Volkswünsche zu revidiren seien“. Auch diese Motion wurde schließlich für erheblich erklärt und einer Commission überwiesen. Man wollte damit die Einrede abwehren, als ob irgend einer der Volkswünsche definitiv unberücksichtigt geblieben sei.

Präsident Furrer, der mit seinen wuchtigen Worten die Sitzungen eröffnet, schloß sie mit einem nicht minder anzüglichen Schlußwort. Er erklärte, das Ergebniß der Verhandlungen werde diejenigen beruhigt haben, die über die Berufung von Strauß beunruhigt gewesen seien. Eine zweite Klasse, die sich der Bewegung angeschlossen hätte, bedürfte keiner Beruhigung, da sie niemals wirklich beunruhigt gewesen sei. Dagegen sei eine dritte Klasse da, die sich jetzt sehr beunruhigt fühle, nämlich die, die sich innerlich fragten, wohin kommt es mit der Autorität unserer Staatsgewalten, wenn Vorgänge, wie diese jüngsten sich wiederholen? „Beruhigen Sie durch Ihre weiteren Maßregeln auch diese letzte Klasse! Halten Sie fest an den Grundsteinen, auf welchen unser Staatsgebäude errichtet wurde!“

Damit war der erste Theil des Dramas gespielt. Wie wenig dieser Ausgang allen Hoffnungen entsprach, zeigt eine Correspondenz der Allgemeinen Zeitung, die lakonisch meldet, daß der Regierungsrath dem Dr. Strauß eine jährliche Pension von 1000 Franken lebenslänglich zugesichert habe. „Dies der

Schluß der ganzen Comödie, eben so auffallend als ihr Anfang. In einem Lande, wo kein Staatsbeamter für die längsten und treuesten Dienste Anspruch auf eine Pension hat, wird eine solche einem Manne gereicht, welcher nicht das mindeste Verdienst um ein Land hat, das sie ihm bietet.“ Um so begreiflicher ist es, daß sich an diesen Posten noch eine sehr wenig erfreuliche nachträgliche Verhandlung knüpfte. Das Glaubenscomité erließ am 20. März eine Ansprache, in der es den errungenen Sieg constatirte. Indem es, dem dringenden Zureden der Regierungsmitglieder nachgebend, sich auflöste, weil seine Instructionen erfüllt seien, mahnte es zugleich die Bevölkerung, mit der Pensionirung von Strauß sich zufrieden zu geben. „Wenn mancher redliche Arbeiter unter Euch, sagte Herr Hürlimann-Landis in seinem Abschiedsschreiben, fragt, wofür sollen wir nun einem Manne, der dem Lande nicht allein nichts geleistet, sondern Schaden und Zwietracht gebracht hat, alle Jahre tausend Franken zahlen? so bitten wir Euch, zu bedenken, daß dieses Opfer nach der Ansicht des hohen Großen Rathes für des Landes Ruhe nöthig war, und daß wir diese Ansicht als gute Bürger ehren sollen, und fügen bei, daß wenn Herr Strauß dieses Geld annimmt, er sich dadurch vor aller Welt als einen unehrenhaften und habfüchtigen Mann darstellt, von dessen Sittlichkeit u. s. w. dann wohl Niemand mehr viel zu rühmen wagen wird; dem dafür dann vielmehr die Verachtung jedes Wiedermannes zu Theil werden und um so sicherer jedes Wirken als Lehrer abgeschnitten sein wird.“

Auch für die Züricher Freunde von Strauß war die Ausgabe, die sie durch ihr Bestehen auf seiner Berufung dem Canton verursacht, eine üble Verlegenheit. Hitzig rieth deshalb Strauß, den betreffenden 1000 Franken eine Widmung für Züricher Institute zu geben, allein Strauß erwiderte, er ziehe vor, den Ertrag für die nächsten Jahre den Anstalten seiner Vaterstadt Ludwigsburg zuzuwenden¹. Dem Erziehungsrath aber schrieb Strauß,

¹ Brief an Hitzig vom 4. April 1830. Beilage IV, S. 22 f.

daß er trotz der Provocationen des Glaubenscomités die Pension annehme¹. Dienste habe er allerdings der Republik Zürich nicht leisten können durch Schuld Anderer, die ihn am Antritt seines Amtes verhindert. Wohl aber habe man ihm einen Nachtheil zugefügt, für den er Entschädigung anzusprechen habe. Von den Beschimpfungen, mit denen man ihn überhäuft, wolle er nicht reden, wohl aber komme in Betracht, daß ohne die Züricher Vorgänge wohl eine deutsche Regierung ihn in nächster Zeit hätte berufen können, während jetzt jene Vorgänge dieser und jener Regierung Bedenken erregen würden, sich an ihn zu wenden. Auf Rechte aber zu verzichten, die er thatsächlich habe, erlaube ihm weder seine Lage, noch sei er dazu Leuten gegenüber geneigt, die ihm eben so zum Vorwurf machten, daß er überhaupt eine Stelle begehre, oder auch nur Honorar für seine Schriften beziehe, weil sie es für Rechts hielt, daß ein Reker auch als Bettler ende. Wie er über diese Pension disponiren werde, sei seine Sache; für die nächste Zeit sei ihm die Summe willkommen, um sie zum Andenken seiner Mutter der Armentasse seiner Vaterstadt zuzuwenden. Daß das Letztere in der That geschehen ist, erhellt aus einer Correspondenz der Allgemeinen Kirchenzeitung²; später hat Strauß, ohne seinen Namen zu nennen, beträchtliche Gaben auch nach Zürich zurückfließen lassen³. Für ihn selbst

¹ Beilage VIII, S. 31 f. — ² No. 58. Correspondenz aus Stuttgart vom 30. März. S. 480.

³ Zum Beleg folgende Stellen aus Briefen an Hitzig: (Heilbronn, 10. Juni 1846.) „Um sogleich mit dem besonderen Anliegen, das mich zu diesem Schreiben veranlaßt, herauszurücken, so wünsche ich zu wissen, ob bei gegenwärtiger Theuerung, wo ohne Zweifel auch bei Euch Beisteuern für die Unbemittelten gesammelt werden, nicht auch ein Beitrag von mir durch Dich so angebracht werden könnte, daß ich als Geber aus dem Spiele bliebe? Dieser Wunsch beruht auf dem Allgemeinen, daß ich durch Dich jeweils unterrichtet sein möchte, wo und wie sich nach Maßgabe der Umstände etliche Procente dessen, was ich von dort empfangen, wohlthätig wieder anbringen ließen (wobei aber ich immer durchaus nicht genannt — nicht einmal zu verstehen gegeben werden dürfte — nicht blos aus Rücksicht der Delicatesse, sondern der Klugheit).“

(Vom 18. Juni 1846.) „Den schönsten Dank für Deine freundliche

hatte bei seiner Entscheidung die freilich irrige Meinung mitgewirkt, eine Reactivirung stehe in der Kleinen Republik nicht außer aller Möglichkeit. So sehen wir doch mehr als nur einen Schmerz darin, wenn er nach eingetretenem Umschlag am 10. Juni 1846 nach Zürich schreibt: „Am Ende werde ich noch einberufen, wo mich dann alle Morgensterne und Stützen nicht abhalten sollen, zu erscheinen“. Allein damals waren seine Geschicke als Professor der Glaubenslehre selbst für die Züricher Radicaleten besiegelt.

5. Die Revolution.

Nach der beschämenden Niederlage, die die regierenden Behörden des Cantons am 18. März 1839 erlitten hatten, wäre es angezeigt gewesen, daß aus dem Erziehungs- und Regierungsrath wenigstens diejenigen Mitglieder, die Straußens Berufung am eifrigsten betrieben hatten, ausgetreten wären und der Große Rath bei den Ergänzungswahlen eine Concession an die Sieger gemacht hätte. Daß das unterblieb und daß die geschlagenen Führer meinten, bis zu den ordnungsmäßigen Neuwahlen im Jahre 1842 in ihren Aemtern verbleiben zu können, war eine

Antwort und für die Willfährigkeit, mit der Du meinem Wunsch entgegenkommst; es folgen hier durch Vermittlung von Freund Z. . . . r 40 fl. 15 kr., die Du ganz nach Deiner Kunde der Bedürfnisse verwenden magst, immer unter dem Siegel u. s. w.

(Heilbronn, 6. März 1847.) „Der Nothruf, der auch aus Eurem Canton sich vernehmen läßt, veranlaßt mich, nach einem versenkbaren Stück Papiergeld mich umzusehen und da finde ich nichts als liegendes 25-fl.-Loos, für das jeder dortige Banquier noch $\frac{1}{2}$ Fr. weiter bezahlt. Sei daher so gut und gib den Betrag, wieder anonym, in die dortige Collecte.“

verhängnißvolle Selbsttäuschung. Zwar den nächsten Anlaß der Bewegung hatte man mit der Pensionirung von Strauß aus dem Wege geräumt, allein der Unzufriedenheit der Geistlichen war damit nicht abgeholfen und noch weniger gedachten die politischen Gegner drei Jahre zu warten, was dann die Neuwahlen bringen würden. Was das siegreiche Volk aber am meisten wurmte, waren die tausend Schweizerfranken, die die Behörden dem verhafteten Schwaben bewilligt hatten¹, und die Allgemeine Schweizer-Zeitung meinte, wenn Recht und Gerechtigkeit in Zürich herrschte, „so müßten die Hochpreislichen diesen gefräßigen Strauß aus ihrer Tasche füttern.“ Dinehin hatten die Pfarrer zu einer Regierung im Stile des Glaubenscomités ungleich mehr Vertrauen als zu den radicalen Behörden und auch das Volk hatte Geschmack gefunden an dieser directen Aeußerung seiner Souveränität. „Sehr ungerne, schreibt einer der geistlichen Herren, vernahm das Volk allerwärts den Rücktritt seines (Glaubens-)Comités. Als bald stellten fast alle Bezirkscomités die dringendsten Forderungen sofortiger Reconstituierung des Centralcomités vor der nächsten Großrathssitzung“². So begann die Agitation sofort aufs neue, aber der ganze Handel wurde jetzt zu einer reinen Personenfrage. „Was das Volk drückte, sagt unser geistlicher Chronist, und was ihm mangelte, ließ sich wohl nachweisen, weniger aber in bestimmte gesetzliche Bestimmungen fassen; es hing zu sehr mit dem Sinne und Geiste der Personen zusammen, welche nun einmal die auf diesen Gebieten herrschenden Behörden bildeten.

¹ „Die 40,000 Bürger des Cantons, die gegen ihn gestimmt, nennt Strauß, so klagt Herr Pfarrer Matt, eine Heerde, der er seine Perlen nicht vorwerfen will. Und dennoch nimmt er jetzt von dieser Heerde, die er so sehr verachtet, eine jährliche Pension von 1000 Franken und das gutmüthige Zürchervolk läßt sich das gefallen. Ich lobe recht sehr diese loyale Gesinnung, welche die gesetzliche Form achtet, aber was die Demokraten im Glarnerlande thäten, wenn ihre Behörden sich solche Mißgriffe zu Schulden kommen ließen“ u. s. w. a. a. O. S. 55. — ² Des Zürchervolkes Kampf und Sieg für seinen Christenglauben. Zürich bei Friedrich Schult-hess. 1839.

Daher kam man immer klarer zu der Ueberzeugung, daß einzig dadurch eine Garantie gegeben werden könne, wenn Männer, welche den vom Volke gewünschten religiösen und sittlichen Geist in sich tragen, am Seminar angestellt und in den Erziehungsrath und auch Regierungsrath gewählt würden, an die Stelle derer, die nun einmal offen gezeigt, daß solcher Geist in ihnen keine Stätte habe noch finde¹.“ Wer hat diesen Geist? war nun die Frage und die nächste Folge davon war, daß jeder Theil das Privatleben des Andern prüfte, daß eine trübe Fluth von persönlichen Angriffen und Verdächtigungen sich durch die Blätter wälzte, die immer neue Feindschaften erzeugte. Die beiderseitigen Führer hatten darunter schwer zu leiden und selbst ein Anhänger der Volksbewegung bekannte, daß man das Privatleben der Radicalen mit einer Geschäftigkeit preisgebe, die aus ganz andern Gründen herzurühren scheine, als aus sittlichem Gefühl². Insbesondere die Birklizeitung, der Beobachter, die Berner Allgemeine, der Waldstätter Bote waren voll von persönlichen Angriffen. Wie man gegen die einzelnen „Straußen“ wühlte, zeigt ein Artikel des letztgenannten Blattes, das scheinbar harmlos berichtet, drei von Zürich kommende Handwerksbursche seien einem Pfarrer begegnet und hätten ihn um einen Zehrpennig angesprochen; er habe sie gefragt, ob sie „Straußen“ seien, auf die bejahende Antwort seien sie beschenkt worden mit dem Bemerkten: daß er sie im entgegengesetzten Fall mit dem Stock würde bedient haben³. Nun konnte man an das Suchen des „Straußen“ gehen und jeder Hekerei war Thür und Thor geöffnet. Einer der Radicalen schildert seine Lage folgendermaßen: „Den Verbrecher bemitleidet man doch noch. Mit Abscheu und Graus dagegen wendet man sich von einem „Strauß“, der ja seine Seligkeit verwirkt hat. Jeden Augenblick sollte sich, nach solcher Meinung,

¹ Ebenba S. 86. — ² Betrachtungen über die Rev. im C. Zürich in Briefen eines Zürchers an einen Basler. S. 9. — ³ Allg. K.-Ztg. 1880, S. 912.

der Boden aufthun und einen „Strauß“ verschlingen. Wer einen „Strauß“ beschimpft, mißhandelt, schädigt, begeht ein Gott gefälliges Werk. Mein neunjähriger Knabe ging jüngst durch seinen Heimathsort: „Bist Du da, Du Antichrist?“ rief man ihm nach¹.“ Ein Bürger von Stäfa, der in der Gemeindeversammlung zu Wädenschwyl den Anträgen des Comités widersprochen hatte, beschwert sich in einem öffentlichen Inserat: „Seit dieser Versammlung bin ich persönlich der Gegenstand der lügenhaftesten Bloßstellung, der Verläumdung und der Rache geworden. An meinem Eigenthum, ja an meinen Kindern, aus der Kirche heimgehend, und an meiner Mutter wird Rache genommen, und der Fanatismus droht mehr noch, wenn der weltliche Arm mich nicht zu schützen vermag².“ Einen liberalen Pfarrer in Winterthur, der das Unglück hatte, mit seinem Familiennamen Strauß zu heißen, mußten seine Freunde durch Ueberreichung einer Ehrengabe über die fortgesetzten Beleidigungen beruhigen, die ihm Achtung und Namen eintrug³.

Alle diese Angriffe concentrirten sich aber auf den Seminar-director Scherr, dessen Absetzung das souveräne Volk schon in den Märztagen verlangt hatte. Blind, wie die Leute waren, sahen sie nicht, daß die reichen Fabrikanten, die ihnen den Namen Scherr vorwarfen, in diesem nicht den unchristlichen Seminar-director haßten, sondern das Mitglied des Erziehungsraths, das mit scharfen Augen darüber wachte, daß die Fabrikfinder nicht um ihre Schulzeit verkürzt würden⁴. Mehrere Volksversammlungen hatten so Scherr's Absetzung beschlossen, allein das Glaubenscomité hatte sich schließlich doch überzeugen lassen, daß man Zürich in den Ruf „eines halben Barbarenstaats“ bringe, wenn man einen Beamten ohne Untersuchung und Urtheil auf ein allgemeines Geschrei fanatisirter Massen absetze. Dennoch hatte man es sich

¹ Weiss, Beitrag zur Gesch. der Revol. vom 6. Sept. 1839. S. 61. — ² Allg. Ztg. 1839. S. 470. — ³ Allg. K.-Z. 1839. S. 1216. — ⁴ Allg. Ztg. 1839. S. 471.

nicht versagt, in der Petition an den Großen Rath öffentliche Anklage zu erheben „gegen die Anmaßungen des Directors am Seminar zu Rüsnaeh, seine unbegrenzte Machtvollkommenheit, die Zweifelhaftigkeit seines evangelischen Glaubens und die aus seiner Streitsucht hervorgegangene dünkelfhafte Unbescheidenheit vieler der daselbst erzogenen Schullehrer.“ Scherr hatte darauf geantwortet mit der Weisung, alle unter ihm gebildeten jungen Lehrer möchten sich von den Schulvorständen Zeugnisse ihrer dienstlichen und sittlichen Führung ausbitten, und da war es denn die erste Beschämung der geistlichen Schreier, daß beinahe ausnahmslos jeder Einzelne von ihnen seinem Lehrer das beste Zeugniß gab, da die Gemeinden hinter dem Lehrer standen und versicherten: „der Wa isch guet“¹. Nun ließ Scherr nicht nur diese Zeugnisse, sammt ihren geistlichen Unterschriften drucken, sondern richtete auch ein „Sendschreiben an die XXII des sogenannten Glaubenscomités“², in dem er sich rundweg zu seiner Lösung der Schul- emancipation bekannte: „Sie wollen die freie Schule wiederum zur Sclavin machen, rief er den 22 Glaubensinsurgenten zu . . . aber die freie Schule hat in acht Jahren mehr geleistet als die gefesselte, von der Kirche unterdrückte, in drei Jahrhunderten. Mögen Sie für einen Augenblick siegen. Der Zürcher'sche Lehrerstand hat, mit äußerst seltener Ausnahme, in dieser Zeit der schweren Prüfung sich groß, edel und stark gezeigt. Die Eltern werden sich diese Lehrer nicht rauben lassen, und diese Lehrer werden sich nicht knechten lassen“ . . . „Ich habe das stolze und erhebende Selbstgefühl, daß die Reform Eures Schulwesens in der Hauptsache mein Werk ist. Möge der Sturm einer dunkeln, gewaltsamen Reaction mir meine Stelle rauben, ich hole mir einen selbsterworbenen Titel aus dem Schatze meiner geistigen Erwerbnisse hervor“ . . . In ähnlichem Stil rebete Scherr auch in weiteren Nummern des „pädagogischen Beobachters“, dessen

¹ Allg. Ztg. 1839. Beilage S. 519. Sieben Sendschreiben S. 37. —

² Im Pädagogischen Beobachter No. 13 (12. März 1839).

Feuilleton er mit Aneboten aus den Erlebnissen seiner Schüler während der bewegten Märztage würzte. Geantwortet wurde ihm von einem der XXII¹ in einem Schreiben, das zeigt, wie tief der Ton zwischen beiden Theilen gesunken war, und das mit der höflichen Wendung schließt: „Schwerlich brauche ich Ihnen die gebührende Achtung zu versichern“.

Dieses Kleingewehrfeuer kam um so weniger zum Stillstand, als schon am 4. April bei neuen Rathsverhandlungen, die sich auf die formelle Erledigung der Volkspetitionen bezogen, die Radicals es sich nicht versagen konnten, ihrem im März niedergeschluckten Aerger Luft zu machen. Wieder war es Keller, der den Zank neu auführte, indem er einfache Tagesordnung über die Petitionen beantragte. „Wenige Verführer und viele Verführte, meinte er, und beim Licht betrachtet, Rebellen seien die Petenten. Als dann beantragt wurde, die mildere Form der Petitionen anzunehmen, die schärfere zu verwerfen, erhob er sich wiederum, nur um ein paar Worte zu sprechen, wie er sagte. Ihm scheine es lächerlich, wenn man eine Ohrfeige erhalten habe, zu sagen: „höre, Du hast mich beleidigt, das nehme ich Dir übel“. Wenn man also nicht den Muth habe, fest aufzutreten, solle man die Ohrfeige geduldig einstecken. Ein Augenzeuge schreibt über diese Scene: „Denke Dir dabei den Mann, wie er dies sagte; mit einer Nachlässigkeit stand er da, welche so recht eigentlich seine Verachtung ausdrückte; eine höhnische Ironie spielte um seine Lippen, und bei dem Ernste der Verhandlungen wählte er gerade dieses Beispiel, um über das Ganze seinen Spott auszugießen. Als der Große Rath damals in Lachen ausbrach, da befahl mich eine geheime Wehmuth; dieser zersekende, eifige, geistesübermüthige Mann konnte kein rechtes Herz für das Volk haben und auch nie das Herz des Volkes gewinnen. Wie mit einer geheimen Macht

¹ Herrn Scherr, derzeit Seminardirector. Druck der Ulrich'schen Buchdruckerei 1839.

umstrickte er mit seiner Ueberlegenheit den großen Rath¹. Schließlich verwies man alle Petitionen für und wider an die Commission. Noch mehr erbitterte es, daß der große Rath bei den Erneuerungswahlen des Regierungsraths einfach die alten Mitglieder für weitere sechs Jahre wieder wählte². Die Folge war, wie unser geistlicher Chronist sich ausdrückt³, daß, nachdem die heiligen Feste der Passionszeit das christliche Volk auf's Neue erwärmt, nachdem die Passionszeit durch die Betrachtung jener Feindschaft wider unsern Erlöser demselben den Blick in unsere Zeit geschärft und das Osterfest seinen Glauben an den Auferstandenen wieder höher gehoben hatte, das Glaubenscomité (den früheren Zusagen zuwider) neuerdings zusammentrat, um durch geschickte Organisationen die bevorstehenden Gemeindevahlen zu machen. Von allen Kanzeln hallte die Klage über die seitherigen „Wahlsünden dieses Volkes“, was denn auch zur Folge hatte, daß die „Stillstände“ dieses Mal meist nach dem Geist und nicht nach dem Fleisch gewählt wurden. Inzwischen hatten die Feldarbeiten begonnen und es blieb Ruhe, bis die auf Juni angesetzten Verhandlungen über die Volkspetitionen den Streit auf's neue in Gang brachten.

Zur Berathung stand zunächst eine neue Synodalordnung. Die bestehende geistliche Synode hatte einen Entwurf genehmigt, der einfach jedem mündigen evangelischen Einwohner Wahlrecht gab, die Gemeinden von 1500 Seelen sollten durch einen, volkreichere durch zwei Abgeordnete vertreten sein. Das heute perhorrescirte Princip der Vertretung der unbekehrten Massen war hier auf Antrag der Clerikalen Partei im vollsten Umfang zur Anwendung gebracht worden, und wurde, so sehr sah man alles im Licht der jüngsten Ereignisse, von den Radikalen bekämpft, die eine ausschließlich geistliche Synode als Expertenversammlung,

¹ Betrachtungen über die Revolution im C. Zürich in Briefen eines Zürichers an einen Basler. Basel Schweighauser. 1839. — ² Vgl. b. + Correspond. d. Allg. Ztg. 1839, S. 1947. — ³ Des Zürchervolkes Kampf u. s. w. 38.

natürlich unter Bevormundung des Großen Rath's, für das Richtige erklärten. In der That wurde der Entwurf mit 141 gegen 36 Stimmen verworfen. Dagegen wurde der von der Synode eingereichte neue Katechismus genehmigt, aber wiederum nach einer Menge von herausfordernden Bemerkungen, wie die, man wolle lieber den alten behalten, von dem Jedermann wisse, daß man $\frac{9}{10}$ nicht glaube, oder der hochmüthigen Rede Keller's: „Lassen Sie diesen Katechismus unter das Volk gehen; nur aber sagen sie zugleich, daß es noch andere Menschen gebe, die etwas anderes glauben und dennoch zur Kirche gehören¹“. Die Veränderungen im Schulwesen beschränkten sich auf die Vermehrung der Religionsstunden am Seminar und an den Volksschulen, wozu noch die organisationsmäßige Bestimmung kam, daß am Seminar und der Cantonalschule der Religionslehrer ein ordinirter Geistlicher der Landeskirche sein müsse. Der Fortbestand der Universität endlich wurde einstimmig genehmigt.

Das Glaubenscomité war nun zwar keineswegs gemeint, sich dabei zu beruhigen, aber über die Art des Vorgehens schwankte es lange. Endlich am 8. August erließ dasselbe eine neue Proclamation, in der es die Zugeständnisse des Großen Rath's als ungenügend bezeichnete, nach acht Wochen die ärgerlichen Aeußerungen der Univerhandlungen wieder in Erinnerung brachte, und die Einsetzung eines Seminardirectors verlangte, „der durch sein Wirken und sein Bekenntniß dem Volke diejenige Garantie für das Seelenheil seiner Jugend gebe, die dasselbe in der Person des jetzigen schmerzlich vermisse“. Nachdem damit das Feuer wieder behutsam in Brand gesetzt worden war, wurde nach Klotten, zwei Stunden von Zürich, eine Versammlung der Bezirkscomités anberaumt, deren Termin später bekannt gegeben werden sollte.

Die entschlosseneren Glieder der Regierung wollten nun einschreiten. Aber ihnen standen Andere gegenüber, die am liebsten ihre radicalen Collegen über Bord geworfen und sich mit dem

¹ Gelzer a. a. O. 332. Des Züricherv. Kampf. S. 42.

Glaubenscomité verständigt hätten. Ihr Vorsprecher war namentlich Regierungsrath Hegelschweiler, von Haus aus praktischer Arzt, ein wohlwollender Mann, aber ohne Beruf zur Politik. Durch seinen und seiner Freunde Widerspruch kam es nur zu einer halben Maßregel. Man verbot, daß auf Ausschreiben des Glaubenscomités Gemeindeversammlungen abgehalten würden, da der Staatsorganismus nicht durch ein Parteicomité in Bewegung gesetzt werden dürfe. Noch immer aber wollte die Regierung keine materielle Gewalt anwenden. Das Glaubenscomité seinerseits theilte den Erlaß der Regierung seinen Bezirkscomités mit und erklärte ihn für verfassungswidrig, da die Gemeindecolliegen sich versammeln könnten, wie es ihnen beliebe, und sich zur Berathung bedienen könnten, wessen sie wollten. So standen sich zwei Regierungen gegenüber, von der die eine die legitime, die andere die thatfächliche genannt werden mußte.

Erst jetzt, nach der offenen Verhöhnung des Regierungserlasses leitete der Staatsanwalt gegen die Mitglieder des Comités eine Untersuchung „wegen versuchter Reizung zum Aufruhr“ ein. Die Antwort war, daß das Comité die Bezirkscomités zu der bereits projectirten Versammlung nach dem nahen Kloten auf den zweiten September einberief, wobei man Sorge trug, daß jedes Comité allen mobilen Anhang mit sich bringe, um gegebenen Falls in Zürich der Regierung die Nothwendigkeit der Abdankung vor Augen zu führen. Die eine Hälfte der Regierung wollte nun nachgeben, die andere Militär requiriren¹. Schließlich that man beides. Zwei Tage vor der Versammlung nahm die Regierung durch einen erläuternden Erlaß ihr Verbot vom Comité angeordneter Gemeindeversammlungen zurück — aus Furcht; zugleich aber beschloß sie die Einberufung eines Bataillons — gleichfalls aus Furcht.

So brach der zweite September, der Tag der Klotener Ver-

¹ Hgl. H. Weiss, Beitrag zur Geschichte der Revol. vom 6. Sept. 1839. Winterthur. Hegner. S. 40 f.

sammlung an. Die ganze Nacht hindurch waren endlose Schaaren, nach Gemeinden geordnet, mit ihren Fahnen, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, geführt von ihren Pfarrern und unter dem Gesänge geistlicher Lieder herbeigezogen. Auch die Anhänger des Comités in Zürich rückten unter Vorantragen der Fahnen Morgens nach Kloten aus. Das Glaubenscomité nahm beim Beginn der Verhandlungen in der Kirche Platz, wo die Bezirkscomités sich um dasselbe geschaart hatten; der auf der Straße lagernden Masse wurden die gefaßten Beschlüsse vom Altan des benachbarten Wirthshauses mitgetheilt. Herr Hürlimann-Landis eröffnete die Versammlung: „Im Namen des Herrn, der das Weltall regiert, der die Gewaltigen der Erde erniedrigt, wenn sie von der Bahn des Rechtes weichen und die Niedrigen erhöht, wenn sie den Weg der Gerechtigkeit wandeln; vor dessen unaussprechlicher Weisheit der ausgezeichnetste Verstand in Nichts zerfällt¹“. Die Forderungen waren dieses Mal um ein Gutes massiver. Das Comité sollte Zurücknahme des jüngsten Erlasses und des angestregten Criminalprocesses verlangen und die Regierung auffordern, den Staatsanwalt und die Vollziehungsbeamten, die die Gesetze verletzt hätten, zur Verantwortung zu ziehen. Außerdem wurden in einer Petition an den Großen Rath die früheren Forderungen wiederholt.

Mit welchen Hintergedanken sich manche Anstifter der Volksversammlung getragen hatten, wurde gegen Abend laut. Man sprengte aus, die zweiundzwanzig Deputirten an den Regierungsrath seien gefangen gesetzt worden, man müsse nach Zürich ziehen. Allein Andere widersprachen; die Lügenhaftigkeit der Ausstreuung wurde constatirt und noch ein Mal liefen die Schaaren des Glaubenscomités ruhig auseinander. Doch sollen an diesem Tage schon Verabredungen zur Organisation des Landsturms getroffen worden sein, der wenige Tage später in Zürich erschien².

¹ Anrede an die am 2. Sept. 1839 in der Kirche zu Kloten versamm. Bezirkscom. Zürich. Schulthess'sche Officin. 1839. — ² Weiss a. a. O. 44.

Die Regierung aber, statt nunmehr entweder mit Verhaftungen vorzugehen, oder abzubauen, gab auf die Adresse, die ihr zumuthete, den Staatsanwalt und die ihren Befehlen gehorsamen Beamten zur Verantwortung zu ziehen, eine begütigende Antwort und entließ die Truppen, unter denen sich gleichfalls schon meuterische Rufe hatten vernehmen lassen. In der That war nun nur noch die Wahl für die Regierung, entweder zurückzutreten, oder auswärtige Hülfe zu verlangen, sei es von der Eidgenossenschaft, sei es von den seit dem Jahre 1832 durch das sogenannte „Siebener-Concordat“ verbündeten radicalen Cantonen. Da die Tagsatzung damals gerade in Zürich selbst, das Vorort werden sollte, zusammentrat, verlangten die Bernischen Gesandten Neuhaus und Steinhauer, um der Züricher Regierung das Hülfsgesuch zu erleichtern, von sich aus Auskunft über die bestehende Lage, die die Herrschaft der Radicalen allenthalben gefährdete; man sagte auch, sie hätten der Regierung Truppen angeboten. Aber die innerlich zwiespältige Behörde kam zu keinem Entschluß und wollte wiederum alles der Entscheidung des am 9. September zusammentretenden Großen Rathes anheim geben. Bereits erzählte man von dem und jenem Regierungsrath, er habe Zusicherung, auch in der neuen Regierung seine Stelle zu finden, und eines ihrer Mitglieder brachte den Abend nach der Klotener Versammlung bis Mitternacht bei Hürlimann auf dem Casino zu. Unter diesen Umständen fingen die Radicalen an, sich ebenfalls außerhalb der Regierung selbstständig zu organisiren, während das Glaubenscomité Befehl gab, alle Mannschaft, die man aufreiben könne, mindestens 16,000 Mann, auf den Tag der Großen Rathssitzung nach Zürich zusammenzurufen und so die Repräsentanten zur Abdankung zu zwingen. Selbst Mitglieder der bestehenden Regierung, wie Hegetschweiler, hatten zu diesem Plane die Hand geboten¹. Die Radicalen ihrerseits versammelten sich am vierten September auf der Platte, um ihre Gegenmaßregeln zu berathen. Ihre Führer stellen es in Abrede,

¹ Allg. Ztg. v. 3. Nov. 1839.

die Gegner behaupten es, sie hätten vorgehabt, sich des Zeughauses zu bemächtigen, um, da auf die Regierung kein Verlaß sei, durch einen Zusammenstoß mit den Bauern, die Nothwendigkeit eines Einschreitens der Concordatscantone herbeizuführen¹. Auf diese Vermuthung hin beschloßen etliche Führer der Volkspartei, den Radicalem zuvorzukommen. Man hatte überall den Leuten vorgebet, sie könnten nicht mehr zurück, sie müßten vorwärts. Es hieß, Truppen von Bern und Basel seien bereits im Anmarsch, die Radicalem hätten eine Liste gefertigt, welche Köpfe fallen müßten; bereits sei der Scharfrichter aus Colmar und zwei Guillotinen aus Köln verschrieben, da die vorhandene nicht hinreichende. So war die Stimmung, da nahm ein heißköpfiger Pfarrer die Losung zum Bürgerkrieg auf sein Gewissen und ließ Sturm läuten.

In den Bergen des östlichen Cantons liegt das Dorf Pfäffikon, mit einer ärmlichen Bevölkerung, die zum Theil vom Webstuhl lebte. Schon 1832 hatte es hier Unruhen gegeben und die Leute hatten grobe Excesse verübt, unter andern die Fabriken angezündet, denen sie die Schuld ihrer Arbeitslosigkeit zuschrieben. Noch saßen etliche der Brandstifter im Zuchthaus. Als dann die Strauß'schen Wirren kamen, waren diese Kotten nur schwer daran verhindert worden, nach Zürich zu ziehen und den Glauben auf ihre Art zu vertheidigen. Dem Pfarrer von Pfäffikon, Dr. Bernhard Hirzel, war nunmehr das Loos zugefallen, in's Werk zu setzen, was im März verhindert worden war. „Man würde sich täuschen, sagt Geizer², wenn man sich Dr. Hirzel als einen jener streng puritanischen Charaktere dächte, die einst zum Schutze ihres Glaubensbundes aus den schottischen Thälern gegen Edinburg heranzogen, oder die auf holländischen Kanzeln gegen den Arminianismus eiferten; überhaupt ist in seinem Wesen wenig oder nichts von Calvinischer Richtung und Gesinnung.“ Vielmehr will er ihn den

¹ Regierungsrath Weiß behauptet, das Wort Zeughaus sei auch nicht ein Mal ausgesprochen worden. A. a. O. S. 47. — ² A. a. O. S. 376.

weniger dogmatisch oder ethisch in sich abgeschlossenen Geistern beizählen, die mehr aus Impulsen des erregbaren Gemüths heraus handeln. Dabei war er ein gelehrter Mann, in den orientalischen Sprachen wohl bewandert, rühmlich bekannt als Uebersetzer der Sakontala. Die Führer der Bewegung kannten ihren Mann und ebenso die zu einem Kaufhandel stets aufgelegte Christenheit von Pfäffikon, als sie ihm meldeten, es gelte den Radicalen gegenüber das Prävenire zu spielen. Schon am 4. September hatten ihm Freunde aus dem östlichen Theil des Cantons gemeldet, daß die Radicalen sich zum Aufbruch nach Zürich rüsteten, andere trugen ihm zu, daß beinahe alle Straußianer seiner Gemeinde „Geschäfte halber“ nach Zürich verreisten. Als nun Mittags ein Circular an die Bezirkscomités eintraf, die Radicalen wollten den Canton mit Concordatsstruppen überziehen, man solle sich fertig halten zu stürmen und nach Zürich zu ziehen, bedachte Herr Hirzel, wie er sich ausdrückt, „mehrere Stunden allein vor Gott die Lage der Dinge“. Gines stand ihm fest: „Es gewinnt, wer zuvorkommt“. „Alles dieses ruhig und ernst überlegend, half ich vor Allem eine Bürgerwache anordnen, welche namentlich die Familien der Radicalen vor Unbill zu beschützen habe, befahl Leib und Seele dem Herrn — und ließ Sturm läuten.“ Der Zug ordnete sich, von Dorf zu Dorf wuchs er an. Während die Sturmglocken von den Thürmen heulten, ging der Marsch durch die Nacht vorwärts, an den dunkeln Häusern der Feinde vorbei, unter Gesang alter reformirter Kirchenlieder. Wohin man kam, fand man die bewaffnete Gemeinde, zuweilen den Pfarrer an der Spitze, zum Anschluß bereit¹. In Dübendorf war die Schaar bereits auf 5000 angewachsen. Aber auch ein Schreiben des Glaubenscomités wurde dem Gottesstreiter überreicht: es war eine Aufforderung zur Umkehr. Doch dazu war's zu spät. In der Rückkehr sah er jetzt Verderben für sich und die Volkssache. Auf der Höhe der Winterthurer Straße, in Oberstraf, fand man die Herren

¹ Weiss, a. a. O. S. 55.

Hegetschweiler und M. Sulzer, die im Namen der Regierung erschienen waren, um die Wünsche des Volks zu vernehmen. Schon die Wahl dieser, mit dem Glaubenscomité längst in Verhandlung stehenden Persönlichkeiten verrieth die Angst der Regierung. Auch der Vicepräsident des Glaubenscomités fand sich ein und man einigte sich, dem Regierungsrath folgende Ansuchen vorzulegen: 1. Erfüllung der Klotener Wünsche, 2. Verzicht auf fremde Hülfe, 3. Lossagung vom Siebenerconcordat. Da das Glaubenscomité in Zürich es nicht gewagt hatte, das Signal mit den Glocken zu geben, so ordnete Pfarrer Hirzel von sich aus durch Expreffe das Stürmen an, und bald hörte man an allen Ufern des Sees die Glocken anschlagen. Nun führte Hirzel seine Schaaren weiter. Die Scharfschützen voran, dann die Infanteristen oder irgendwie Bewaffneten, dann das Landvolk mit Stöcken und allerlei Werkzeugen¹, so zog man in Zürich ein. Der Zug ging ernst und in Ordnung vor sich. „Der einzige Tadel, sagt Hirzel, welcher ausgesprochen wurde, betraf die schlechte Kleidung Vieler; aber in dieser schlug ein Herz, treu seinem Gott und Heiland.“ Mit dem Liede: dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein werd' in aller Welt gedacht, zogen die Massen unter den Fenstern der geängsteten Züricher und der vom Hotel Baur zuschauenden Mitglieder der Tagsatzung vorüber nach dem Rathhausplatze. Hier erhob sich Dr. Rahn Escher, der Vicepräsident des Comités, die Unbewaffneten den rechten Quai entlang über die obere Brücke nach dem Frauenmünster zu geleiten, Hirzel sollte mit seinen Bewaffneten über die untere Brücke durch die Storchengasse ebendahin marschiren, so hatte man den im Postgebäude tagenden Regierungsrath in der Falle. Mit dem Gesang: Gott ist mein Lieb, er ist ein Gott der Stärke, setzten sich die beiden Colonnen in Bewegung. Als Hirzel bis gegen die Mündung der Storchengasse in den Frauenmünsterplatz gekommen war, sprengte Major Uebel mit seiner Cavallerie an, um den Zug zurückzutreiben. In

¹ Weiss, a. a. O 58.

diesem Moment, behauptete das Militär, was Hirzel läugnet, habe dieser gerufen: „in Gottes Namen Feuer“. Das vorderste Pferd stürzte, die Dragoner wandten sich rückwärts, auf ihrer Flucht stießen sie dann auf die zweite Colonne, die Herr Dr. Rahm-Scher heranzührte. Eben als die Landleute die Strophe sangen: „Kein Sperling, Herr, fällt ohne deinen Willen“, hieben die Dragoner auf sie ein. Nun erst, behauptet Hirzel, habe er gerufen: „In Gottes Namen vorwärts!“ Auf dem Platze war man den Schüssen der Gegner aus den Fenstern ausgelegt, so ging es weiter auf das Zeughaus. Allein die dortige Wache war verstärkt worden. Als man sich auch hier von Schüssen empfangen sah, warf man sich in wilder Flucht auf den Neumünsterplatz zurück, wo die zum Glaubenscomité haltenden Kirchenvorsteher seit dem Eintreffen der Bauern mit allen Glocken stürmten, um die Hülfe von außen zu beschleunigen. Auch Hürlimann-Landis hatte nun endlich in die Landschaft einen Befehl ergehen lassen: „Laßt Sturm läuten, Brüder! vereinigt Euch zum Schutze der verletzten Religion! Gott mit Euch und uns!“ Inzwischen hatte die Regierung sich wieder zu einem neuen Act der Nachgiebigkeit aufgeschwungen. Man hatte die Erklärung vereinbart: „Der Regierungsrath habe die Einberufung fremder Truppen nie beabsichtigt und gedenke auch nicht, es zu thun, da er hoffe, die Wirren unjeres Cantons werden sich ohne fremde Truppen lösen“. Während die Kanzlei die Ausfertigung besorgt, fängt es auf dem Neumünster an zu stürmen. Sofort beschließt die Regierung einstimmig, die Klage gegen das Glaubenscomité zurück zu nehmen. Da fielen die ersten Schüsse am Münsterplatz und sofort stäubt die gesammte Regierung auseinander.

In diesem merkwürdigen Momente befanden sich alle streitenden Parteien auf der Flucht: die Regierung vor den Bauern, die Bauern vor den Truppen, die Truppen auf Befehl der Regierung, die das Schießen untersagte. Der dem Volk ergebene Regierungsrath Hegetschweiler hatte nämlich vor der allgemeinen Auflösung dem Bürgermeister Heß noch den Befehl entziffen, das

Schießen einzustellen. Als er denselben einem Cavallerieoffizier übergibt, trifft ihn ein Schrottschuß, der ihn zur Erde streckt. Inzwischen hatte die Bürgermiliz gleichfalls von den Regierungstruppen Einstellen des Feuers verlangt, und die Pause vor dem Eintreffen der neuen Sturmcolonne wurde rasch zur Errichtung einer provisorischen Regierung benützt. Bürgermeister Heß trat offen auf die Seite des Volks über, löste die bewaffneten Jöglinge der Militärschule auf und übergab die Zeughäuser dem Bürgermilitär. „Es war eine verhängnißvolle Stunde“, erzählt Selzer¹: „alle streitenden Parteien auf der Flucht und nirgends ein Verfolger; hier die Landleute in Verwirrung und Todesangst die Flucht ergreifend, dort der Regierungsrath in nicht minderer Verwirrung sich auflösend und vereinzelt Sicherheit suchend, und gleichzeitig die Militärschule angstvoll auseinanderstäubend, während einige nicht im Regierungsrathe sitzende Führer der radicalen Partei, von tödtlichem Schrecken ergriffen, verkleidet davon eilten. Die herbeiströmenden Zuzüge vom Lande fanden keine Gegner mehr, aber auch keine Regierung.“

Das Glaubenscomité hatte gesiegt, aber es hatte auch seinerseits keine Zeit zu verlieren. Es galt, durch rasche Begründung einer provisorischen Regierung die Einmischung der Concordatscantone abzuhalten. Bürgermeister Heß und die beiden Sulzer von der alten Regierung ließen sich herbei, mit Hürlimann-Landis, Muralt und einigen andern Aristokraten eine gemeinsame Regierung aufzurichten. Schon vor dem Mittagessen war man damit zu Stande gekommen. Ein erster Erlaß versprach Herstellung geordneter Gewalten durch einen Großen Rath und das Glaubenscomité verkündete gleichzeitig in einer Proclamation, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verschafft habe. Die Bauern wurden einquartiert, im Chor der Predigerkirche wurden die neun Leichen der Gefallenen ausgestellt und während Tausende zu den Gefallenen hindrängten, und die entblößten Wunden betrachteten, stimmten

¹ S. 394.

die zum Theil in der Kirche übernachtenden Landleute ihre geistlichen Lieber an. Der französische Gesandte bei der Tagsatzung, Graf Mortier, der sich die Sache angesehen, meinte, eine solche Revolution sei ihm noch nicht vorgekommen: „Da kommen große Züge, zum Theil bewaffnet, zum Theil wehrlos, herangerückt. Es wird gegenseitig geschossen. In einer Viertelstunde ist die Regierung zersprengt. Das Volk ist erbittert, wüthend über seinen Verlust. Dann tritt es zusammen, viele Tausende. Ein schwarzer Herr besteigt eine Bühne, die Leute nehmen die Hüte ab, alle horchen seiner Rede schweigend zu, und gehen dann ruhig nach Hause¹.“

Dem Scheine nach war nunmehr jene Bewegung, die mit der Berufung von David Strauß begonnen hatte, siegreich aus den Kämpfen hervorgegangen. Sie stand am Ziel und hatte die verhassten Radikalen unter ihre Füße getreten. Am 9. beschloß der Große Rath — die radicalen Glieder desselben weilten noch als Flüchtlinge in Baden — seine Auflösung, nachdem er die provisorische Regierung vom 6. September bestätigt und mit der Anordnung neuer Wahlen beauftragt hatte. Das Ergebnis der Wahlen, die am 16. und 17. September vorgenommen wurden, war die vollkommene Ausscheidung der Radikalen, der Straußen, wie das Volk sie nannte. Hefz wurde um so mehr als Oberbürgermeister wiedergewählt, als Zürich eben das Präsidium der Tagsatzung hatte, und es zweifelhaft war, ob die Eidgenossenschaft einen aus einem Aufstand hervorgegangenen Präsidenten acceptirt hätte; so war Hefz eben recht, um das Alte mit dem Neuen zu vermitteln.

Ohnehin hatte die Stadtpartei den Gewinn von dem Siege des Landvolks. Ueber ein Viertel sämmtlicher Sitze im Großen Rath fielen ihr zu. „Der Glaubenstriumph endete mit Sesseltrophäen.“ Doch auch die tapfern Landleute von Pfäffikon blieben unvergessen. Die Brandstifter, die noch vom Jahre 1832 wegen

¹ Allg. Ztg. 1839. S. 2053

Einäscherung der Fabriken von Uster im Zuchthause faßen, wurden amnestirt¹. Dagegen wurde Scherr abgesetzt, und eine Reihe der mit ihm compromittirten Lehrer suspendirt². Sämmtliche Räte, sammt den obern Gerichtshöfen wurden aufgelöst und aus den Anhängern der Volkspartei erneuert; ein revolutionärer Gewaltstreich, der sich über die Verfassung einfach hinweg setzte. Sonst trat die neue Regierung sehr versöhnlich auf. Bestand sie doch zum großen Theil aus Männern, die im Jahre 1832 wegen der Gestattung der politischen Clubbirttschaft ausgeschlossen waren und denen es um so weniger Freude machen konnte, nun ihre Aemter aus der Hand des Glaubenscomités zu empfangen. Muralt wurde zweiter Bürgermeister, Ulrich Präsident des Großen Rathes, Bluntschli Regierungsrath und Gesandter bei der Tag-satzung.

Aber während so die Aristokratie die Früchte des Sieges einheimste, den die geistlichen Freischaaaren über die „selbdiensstunfähige und nur von dreißig Dragonern vertheidigte Aufklärung“ davongetragen hatten, gingen die kirchlichen Interessen fast leer aus. In den Kirchenrath wurde kein einziger entschiedener Pietist durchgesetzt³. Der ganze Gewinn der Geistlichkeit war, daß an der Universität statt des Dr. Strauß, Pastor Johann Peter Lange seinen Einzug hielt, um die Fragen des Lebens Jesu im Stile der gläubigen Wissenschaft zu lösen. Nun enthüllte sich den Studirenden des Züribiets das „Wesen der Engelwelt“, der „Rapport der Geister“, das „Gegenwirken der oberen Sphären“ und wie die höheren Naturgesetze alle heißen, die wir an seinem Orte bereits kennen lernten. Der schneidige Hitzig fand indessen, daß das keine Schule mehr sei, wenn der alttestamentliche Kritiker die Psalmen bis auf den Tag der Abfassung bestimme und der neutestamentliche ganze Jahrhunderte verschlucke, so besann er sich kurz und las auch die neutestamentlichen Fächer. „Ich stehe jetzt

¹ Gelzer, a. a. O. S. 400. Allg. Ztg. 1839. S. 2125. — ² Sieben Sendschreib. S. 41. — ³ Beilage XI, 2.

täglich bis 11 Uhr auf dem Katheder“, schrieb er bald nach der Revolution seinem babilchen Freunde. In der That war er jetzt eine Schule für sich. Da anderseits auch Schweizer sich keineswegs in orthodoxe Bahnen drängen ließ, sondern sich nur immer freier entwickelte, blieb nach dieser Seite die ganze Bewegung ohne Folgen.

Aber auch die politischen Errungenschaften erwiesen sich wenig nachhaltig. Schon in der Tagsatzung erhoben sich unerwartete Schwierigkeiten. Die Majorität weigerte sich, den Usurpatoren von Zürich Siegel und Banner der Eidgenossenschaft anzuvertrauen¹. Fast drei Wochen lang mußten die Verhandlungen der Tagsatzung unterbrochen werden. Erst am 23. September vermochte die neue Regierung, nicht ohne beschämende Proteste anhören zu müssen, ihre Anerkennung zu erlangen², und auch jetzt ließ man sie die Abneigung gegen ihre Entstehung entgelten, indem ihre Gesandten in keine einzige Commission gewählt wurden³. Die auf's Haupt geschlagene Partei sammelte sich in Folge dieser auswärtigen Unterstützung bald wieder. Eine Polemik in der Presse begann, deren erbitterte Wuth alles Dagewesene überbot. Nach zwei und ein halb jährigen Kämpfen kamen die ordnungsmäßigen Wahlen in den Großen Rath und bereits eroberten die Radicaletn wieder die Hälfte der Sitze; vier Jahre darauf hatten sie die entschiedene Majorität. Nunmehr konnte die Geistlichkeit die Erträgnisse des Geschäfts sich überschlagen, das sie gemacht hatte, indem sie die Frage einer academischen Professur unter das Volk geworfen. Schon am 18. März 1839 hatte der Cantonalrath Studer von Wipfingen im Großen Rath gesagt: „Es sind durch diese Aufregung mehr religiöse Zweifel unter dem Volk verbreitet worden, als wenn Strauß zehn Jahre auf dem Katheder gelehrt hätte“. Im Herbste erklärte ein entschiedener Gegner des Dr. Strauß sowohl, als der Radicaletn: „Die Zucht ist aus unserem Volke gewichen. Schon durch

¹ Allg. Ztg. 1839. S. 2086. — ² Allg. Ztg. 1839 S. 2173. — ³ Sieben Sendschreiben S. 33.

die demokratische Richtung vielfach in die Enge getrieben, hat sie durch die politischen Stürme der doch religiösen Angelegenheit vollends Schiffbruch gelitten¹. Der Erfolg lehrte, daß diese Stimmen nicht zu schwarz schildern. Die Identificirung des politischen und religiösen Radicalismus, der bürgerlichen und kirchlichen Reform, die die Geistlichkeit erfunden, wurde von den Radicalen selbst acceptirt. Statt außerhalb der politischen Parteien zu stehen, ward die Kirche selbst in den Kampf der politischen Meinungen hineingezogen und der siegreiche Radicalismus rechnete nunmehr die religiöse Reform zu seinen dringlichsten Angelegenheiten. Eine eigene Literatur machte es sich zur Aufgabe, den Respect des Volks vor dem geistlichen Stande zu vernichten, nachdem derselbe sich als politisch so bedenklich erwiesen. „Welcher Stand hat verhältnißmäßig mehr unnütze, faule, schädliche und verderbliche Mitglieder aufzuweisen als der geistliche?“ das sind die Preisfragen, die radicale Broschüren sich stellen, und die sie an der Geschichte des Klerus von der Kreuzigung Christi bis zur Revolution von 1839 absolviren². Den Lehrerstand hatten die Geistlichen sich dauernd verfeindet, und seit die Conservativen die Religion zum Knüttel gemacht hatten, um mit demselben den Gegner zu erschlagen, dem sie anders nicht beikommen konnten, wurde die Theologie Straußens nun wirklich zum Schibboleth des Radicalismus. Bei Sängerefesten, Turnfahrten, Schulsynoden galt es jetzt für tapfer, liberale Reden über den „mythischen Standpunkt“ und die Evangelien, „diese Producte des zweiten Jahrhunderts“ zu halten³. Auch die Sitzungen des Großen Rathes wurden je und je durch christologische Excurse und radicale Theologumena gewürzt. Fort und fort mußten sich zudem die Führer der Conservativen den Vorwurf in's Angesicht werfen lassen, daß sie einen Fanatismus entfesselt, den sie selbst nicht

¹ Betrachtungen u. s. w. in Briefen eines Zürchers S. 24. —

² Sieben Sendschreiben des ewigen Juden. St Gallen. Wartmann. 1840. S. 37. — ³ Neue Sendschreiben des ew. Juden. St Gallen. Wartmann. 1840. S. 79, Evang. K.-Ztg. 1839. S. 195. Gelzer a. a. O. 405.

theilten, um dann die Vortheile „mit hochnasiger Frömmigkeit und Eitsamkeit schmunzelnd und gegen besseres Wissen und Gewissen einzustreichen“. Die „Knüttel des sechsten September“ waren es, um deretwillen der Liberalismus forthin in jeder Aeußerung der Frömmigkeit nur eine berechnete Geschäftsgebahrung sah. Nunmehr waren die Früchte von Wädenschwyl und Pfäffikon reif geworden; sie wollten aber niemanden weniger munden, als der Geistlichkeit, die sie gepflanzt. Man mag es billigen oder beklagen, aber läugnen wird man es nicht können, daß heute trotz Johann Peter Lange und seiner Nachfolger, trotz des evangelischen Vereins und aller seiner Anstrengungen die Orthodoxie in keinem Land der Welt so wenig, die Strauß'sche Richtung so viel Boden hat, als im Canton Zürich. Es ist das die ganz unmittelbare Folge des Versuchs, die Fragen der neutestamentlichen Kritik durch die Häufte der gläubigen Fabrikarbeiter entscheiden zu lassen.

6. Rückwirkungen auf Strauß.

Der Sommer 1839 war in jeder Weise ein schwerer für Strauß gewesen. Alle Illusionen, die er sich über seine theologische Zukunft gemacht und mit denen wohlmeinende oder kluge Leute ihn hingehalten, lagen am Boden. Mit dem Tode seiner Mutter, die diese letzte Enttäuschung gleichfalls noch mit in's Grab nehmen mußte, war ihm auch persönlich ein letzter gemüthlicher Anhalt verloren gegangen. Er empfand seinerseits den Ausgang der Züricher Verhandlungen bitterer als nöthig². Die Hoffnungen,

¹ Dr. Keller in seiner Erklärung vom 4. Mai 1842, warum er die Wahl in den Großen Rath ablehne — ² Zum Andenken an meine Mutter. S. 268.

die die Schweizer Radicalen in ihn setzten, hätte er doch nicht erfüllen können. Eine feinfühlig, allem lärmenden Wesen abgeneigte, in bürgerlichen Dingen conservative Natur, wäre er sicher mit seinen Vollmachtgebern im Großen Rath zerfallen, wie er sich ja Zeit seines Lebens mit der Demokratie schlecht genug verstanden hat. So war es vielleicht persönlich für ihn kein allzu großes Unglück, daß er nicht nach Zürich kam. Aber nicht, wie die Dinge sind, sondern wie wir sie empfinden, macht ihren Werth für uns aus, und Strauß sah in den Züricher Vorgängen die Besiegelung der von dem schwäbischen Pietismus zuerst über ihn verhängten Nacht. Wenn Wischer versichert, daß Strauß schon vor 1839 ein gewisses Keßergefühl mit sich herumgetragen, die Empfindung, mit Unrecht gebrandmarkt, um seiner Ueberzeugung willen zu öffentlichen Aemtern für unfähig erklärt worden zu sein, so hatte er nun die stärkste Bestätigung seiner Empfindung erhalten. Auf welche Erfahrungen sah auch der einunddreißigjährige Mann bereits zurück! Nachdem er mit halbreifen, aber orthodoxen Arbeiten akademische Preise gewonnen und das Staatsexamen glänzend bestanden, hatte man zuerst bei der Doctorpromotion der Hegel'schen Philosophie in ihm eine geringe Censur ertheilt. Einer glänzenden philosophischen Lehrwirksamkeit hatte man durch engherzige Einschränkung ein Ziel gesetzt. Als er sein, die Kirche in ihren Fundamenten erschütterndes Buch geschrieben, war theologischer Gerechtigkeits Sinn auch davor nicht zurückgeschreckt, dieses Werk tief unter der Erwartung zu finden, die man von seinem Talent und seinen Kenntnissen gehegt, und ihn an eine Schule abzucommandiren. Erstrebte Rufe hatten sich zer schlagen, den erreichten hatte eine Revolution rückgängig gemacht. Damit war auch die Hoffnung auf die Zukunft begraben.

Was hätte Strauß bei seiner Begabung nicht alles erreichen können, falls er es über sich vermocht hätte, gefährlichen Fragen aus dem Wege zu gehen, oder falls er fortgefahren hätte, „in der Sprache der Vorstellung zu reden!“ Sein Wissen und sein Talent hatte einst unter seinen Genossen am schwersten gewogen,

jetzt erlebte er, wie die leichten Gefellen von Zweig zu Zweig hüpfen und hatte das Nachsehen. Die Schützlinge des Pietismus und Steubels congeniale Schüler waren nachgerade große Männer geworden; er mochte als fahrender Schüler seine Lage beschließen, eine Aussicht, die gerade seiner bürgerlich soliden Natur, seinem Bedürfnis nach einem regelmäßigen, in sich abgerundeten Wirkungskreis als ein schweres Schicksal erscheinen mußte. Dazu kam, daß er Andere in sein Loos verwickelte. Die Gegner wußten, man richte etwas aus, wenn sie in den Christenboten setzten, Märklin sei sein bester Freund und jahrelanger Tischgenosse gewesen. Auch Vischer, Zeller, Schwegler sah er unter gleichen Verhältnissen leiden. So setzte sich jene Verbitterung gegen alle Theologie in ihm fest, die immer mehr einen pathologischen Charakter annahm, und die Signatur der Werke der zweiten Epoche bildet. Ja zu dem Theologenhaß trat Angefichts der Ungerechtigkeiten, die er vor Augen sah, bald eine fast eben so große Menschenverachtung. Knirschend hatte er es gesehen, wie man in der Schweiz mit seinem guten Namen umgegangen, nun sollte er in Deutschland selbst es erleben, was der Erfolg ausmacht. Es ist schon seit den Tagen, da Hiob auf seinem Hügel saß, üblich, daß in solchen Tagen laue Freunde zum Troste das Thema aufbringen, was man hätte anders machen sollen, wenn sie einem nicht geradezu mit Elihu sagen, man sei selbst an Allem schuld. Die Allgemeine Kirchenzeitung, die bis dahin treulich zu Strauß gehalten, fand rasch den Grund, sich von ihm loszusagen: die weil er neustens darauf ausgehe, den Reformator zu spielen. Der „Freihafen“, der Strauß so viel verdankte, brachte eine Darstellung der Züricher Vorgänge von gegnerischer Hand¹. Ein anderer Patron im Frankfurter Journal erklärte, er habe Strauß beigestanden in einer rein wissenschaftlichen Fehde; mit seinen kirchlichen Umsturzplänen aber wolle er nichts gemein haben. Und nun erst die Gegner! Geradezu zum abschreckenden Exempel stellte ihn Hengstenberg in seiner Kirchenzeitung aus, indem er den

¹ 1840, Heft 3. S. 225.

jungen Theologen zur Warnung berichtete, wie schlechte Geschäfte Herr Strauß mit seinen Zweifeln bis jetzt im Leben gemacht habe. Seine eigene Regierung habe ihn abgesetzt und fremde hätten ihn nicht berufen. „So ward der schädliche Arbeiter im Weinberge des Herrn theils verwiesen, theils nicht gedinget. Als er nun am Markte müßig stand, siehe da kam Herr Bürgermeister Hirzel und wollte die Leute bereden, es schluge seinem Schützling ein christliches Herz im Busen. Sie sollten sich nur an dem modernen Schnitte seines Gewandes nicht stoßen, es sei dennoch eine ächte Tagelöhnertracht, wie die jedes rechtschaffenen Knechtes des Herrn. Doch das Volk ließ sich durch die glatte Rede zur Empfehlung des schönen Fremdlinges nicht bethören. Der Bauer kennt die Tracht der Diener seines Herrn. Wie aus einer Kehle rief die Nation: Weg mit dem heuchlerischen Eindringlinge! Und diesmal war vox populi wirklich und wahrhaftig die vox Dei. Wir haben das erhabene Schauspiel erlebt, daß alle Völker Europas aufgestanden sind, zum Schutze und zur Vertheidigung ihrer Freiheit, ihres väterlichen Bodens, ihrer Sprache, ihrer Rechte, ihrer Güter und Sitten gegen den fremden Zwingherrn. Aber es ist ein erhabneres Schauspiel, das das kleine Volk des Canton Zürich uns gegenwärtig darbietet. Es ist aufgestanden zur Vertheidigung seines Heilands¹.“ So habe Herr Strauß seinen Proceß in allen Instanzen verloren, bei den Theologen, bei den Behörden, beim Volk. Nun möge er zusehen, was aus ihm werde. Welcher strebsame Candidat hätte sich daraus nicht entnehmen sollen, wie viel besser es sei für dieses und jenes Leben zu glauben als zu zweifeln!

Bitterer als dieser rohe Hohn über eine entgangene Stelle berührte es Strauß, daß nunmehr die Gegner sich über die Concessionen herstürzten, die er in der letzten Zeit gemacht, und daß sie einzelne Sätze, zumal seines „Sendschreibens“ aus dem Zusammenhang gerissen dem Publicum vorführten. „So tief, ruft

¹ Ev. K.-Ztg. 1839. No. 22. S. 169.

Herr Hengstenberg entrüstet aus, konnte das Verlangen nach Amt und Brot einen sonst rechtshaffenen Mann fallen machen. Solche erbärmliche Zweideutigkeit konnte auch ein Strauß gebrauchen, ohne zu erröthen!¹ In der That war Strauß über seine nutzlosen Concessionen selbst verstimmt und mit sich unzufrieden. „Als ich Strauß, erzählt Hase², im Sommer 1839 sprach, vernahm ich die Klage, daß er durch die Gegenschriften übertäubt, zu viel zugestanden habe.“ Der Spott brannte ihm offenbar heiß auf der Seele. In dieser Stimmung schrieb er seine Kritik der christlichen Glaubenslehre und widerrief er alle Concessionen der dritten Auflage.

Das Gute hatte der Zürcher Lärm doch gehabt, daß diese verschlechtebesserte Auflage von 1839 sofort vergriffen war und schon im Jahre 1840 durch eine neue ersetzt werden konnte. Ihre Aufgabe war, „die Scharten auszuweken, die er sich selbst in sein gutes Schwert hineingeschliffen“, d. h. den alten Text wieder herzustellen. Auch waltet jetzt bei ihm selbst das sichtbare Bestreben, den Leserkreis seines Buches zu erweitern. Der Umfang ist beschränkt; Gegner, die nicht um der Sache willen Berücksichtigung verdienen, bleiben unbeachtet; statt der lateinischen Schrift ist die deutsche gewählt. Von dem principlosen Anerkennen einzelner, durch keine Wunder belasteter Erzählungen, wie der Geschichte von Jesus im Tempel, oder der nothdürftig erklärbaren Wunder ist nicht mehr die Rede, und die unklare Stellung zum vierten Evangelium ist wieder in die frühere, seine Richtigkeit verneinende, umgewandelt. So steht für Strauß die Frage auf dem alten Fleck.

Aber weit über diese Retractationen hinaus, die er ohne Zweifel ohnehin würde haben eintreten lassen, sobald er mit ruhigem Blute die unzureichende Begründung der Zugeständnisse im Verhältniß zu ihrer Tragweite sorgfältiger überdenken konnte, sind die Erfahrungen des Sommers 1839 für ihn bestimmend geworden. Durch drei Jahre hatte er nach seinem besten Ver-

¹ Ev. K.-Ztg. 1839. No. 25. S. 193 f. — ² Geschichte Jesu S. 128.

mögen, den Frieden zwischen Denken und Glauben gesucht. Als der Versuch gescheitert war, beschloß er auch seinerseits, von jeder Vermittlung zurückzutreten. Dinehin war er dazu nicht mehr in der Stimmung. Nach den Proben kirchlichen Lebens, die man ihn am eigenen Leibe hatte erleben lassen, konnte er sich zu irgend welcher Pietät in Behandlung der einschlägigen Fragen nicht mehr verpflichtet fühlen. Dieser Kirchenglaube war ihm forthin nur noch ein Feind der Kultur, der keine Schonung verdiente. Freilich stellte sich dabei auch heraus, daß jene Zugeständnisse in ihm wurzellos gewesen waren, sonst wären sie nicht so rasch wieder hinfällig geworden. Seit sich ergeben hatte, daß zwischen ihm und dieser Kirche, wie sie empirisch nun einmal war, kein Verhältnis gemeinsamer sittlicher Arbeit bestehe, war auch jedes Verhältnis zu den idealen Grundlagen dieser Kirche für ihn zerrissen. Nichts sprach in ihm selbst für jene religiöse Würde Jesu, die er in seinen letzten Kundgebungen, freilich mühselig genug, construiert hatte. Er hatte sie concedirt, so weit sich die Vorstellung vollziehen ließ, aber er empfand sie nicht, sonst hätte er sich nicht in Folge schlechter Erfahrungen mit der Kirche auch mit vollkommenem Widerwillen gegen alles Christliche erfüllt. Jene religiöse Dürftigkeit, die uns bei der sonstigen eminenten Begabung des Mannes schon an seiner ersten Predigt auffiel, trat jetzt deutlich hervor. Er hatte kein inneres Verhältnis zu diesen Dingen.

Um so leichter erklärt es sich, daß Strauß nun wieder vollkommen zum Standpunkt der Hegel'schen Linken zurücktritt, nach der das Glauben eine unvollkommene Form des Denkens ist. Er hatte im Winter 1838 auf 1839 sich darauf einrichten müssen, im Sommersemester in Zürich über Dogmatik zu lesen. Die Vorbereitungen dazu hatten ihn wieder in den Zusammenhang jener in Berlin projectirten genetischen Darstellung der christlichen Lehre geführt. Als das Collegheft für Zürich überflüssig geworden war, arbeitete er um so eifriger an dem Buche, das den Titel erhielt: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft“. Der

erste Band konnte schon im September, noch vor der vierten Auflage des Lebens Jesu ausgegeben werden. Sie bedeutete den definitiven Bruch mit aller und jeder Theologie. Diese Glaubenslehre sieht in den Dogmen nicht, wie Schleiermacher, mehr oder weniger glücklich formulierte Aussagen über die Thatfachen unseres frommen Gefühls, sondern sie sieht in den Dogmen den vollkommen richtigen Ausdruck des unvollkommenen Denkens einer früheren Zeit. Sie sind der Theil einer Weltanschauung, die selbst den Boden unter den Füßen verloren hat. Damit war denn freilich jede Vermittlung aufgehoben. Werden die Thatfachen der religiösen Empfindung selbst geläugnet — und ihre Betrachtung als unvollkommenes Denken ist Läugnung — so ist die Theologie gegenstandslos; sie ist nicht mehr Lehre, sondern Geschwätz. Die historischen Disciplinen, die dann noch übrig bleiben, fallen selbstverständlich dem Historiker anheim, die Untersuchung aber, welche Ideen sich in diesen und jenen falschen Vorstellungen spiegeln, ist des Philosophen Amt.

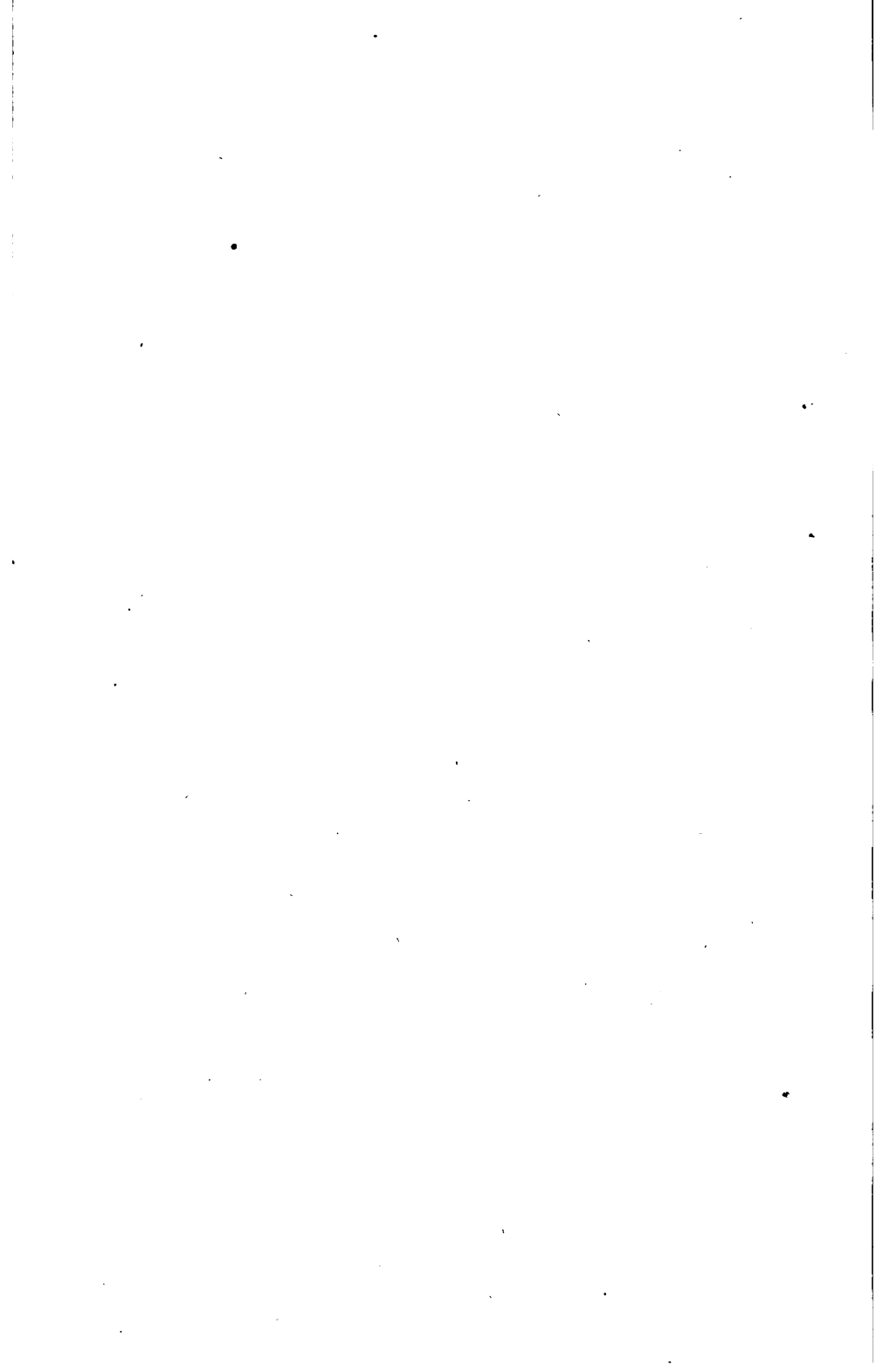
Von da ab behandelten sich denn beide Theile als vogelfrei. Für Strauß war die Theologie, wie mild er auch den oder jenen theologischen Freund beurtheilen mochte, doch im letzten Grunde ein unehrliches Gewerbe, dessen Fortdauer er sich wesentlich aus dem vorhandenen Pfründevermögen, dem „Speck der Stiftungen“, und den Bedürfnissen des gemeinen Volkes, sowie der reactionären Staatsregierungen erklärte, er aber war für sie der Unmensch sonder Zweck und Ruh, der sich die Beschimpfung alles Heiligen zur Lebensaufgabe gesetzt. Die immer anmaßender auftretende kirchliche Reaction brachte es aber dahin, daß die öffentliche Meinung überwiegend auf seiner Seite war.

Ihrem Verhalten gegen Strauß verdankt die Theologie nicht zum wenigsten das sittliche Mißtrauen, die Geringschätzung, die Inpopularität, unter der ihr Studium heute leidet. Es bedeutet etwas, wenn einer der ersten Schriftsteller der Nation unter seine Hauptzwecke rechnet, einen ohnehin unter schwierigen Verhältnissen arbeitenden Stand gänzlich zu discreditiren. Seit nun vollends

in Preußen der Regierungswechsel des Jahres 1840 die Leitung der Kirche in die Hände der Partei der Evangelischen Kirchenzeitung gelegt hatte, gewann der Haß gegen die empirische Kirche, wenn nicht relative Berechtigung, doch mindestens zahlreiche Gesinnungsgenossen. Rasch wandelte sich, unter dem Einbrücke dieser Zustände, der in dem deutschen Bürgerthum doch so tief gewurzelte Respekt vor der Kirche in sein Gegentheil. Man kann sich keinen grelleren Umschlag der Stimmung denken, als die Vorliebe der deutschen gebildeten Stände für das Pfarrhaus, für das geistliche Landleben, für den Beruf des Predigers in der Zeit Schleiermachers und die giftige Geringschätzung derselben Sache in denselben Kreisen zwanzig Jahre später. Bekannte Stellen in Göthe's Hermann und Dorothea, in Bohnens Louise, das Pfarrhaus von Esenheim, „des alten Pfarrers Testament“, den vicar of Wakefield und den würdigen Pfarrherrn von Grünau brauchte man in den zwanziger und dreißiger Jahren nur zu nennen, um eine sympathische Saite im Herzen des Bürgerstandes anzuschlagen, zwei Jahrzehnte später war genau das Gegentheil der Fall. Wo die Gutzkow, die Lewald, die Lemme und andere Lieblingschriftsteller der fünfziger Jahre einen rechten Schleiher, Heuchler oder geheimen Verbrecher für ihre Romane brauchten, da mußte er allemal Candidat, Pfarrer oder Consistorialrath sein. So hatte sich die Sympathie für das rationalistische Pfarrhaus in Haß gegen das pietistische verkehrt. Nicht daß vielgelesene Autoren, deren Zuständigkeit man bestreiten mag, so urtheilen, ist das Bedenkliche, wohl aber, daß sie wissen, mit solchen Urtheilen der Lesewelt zu gefallen; denn daraus, daß die Kirche die öffentliche Meinung gegen sich hat, entspringen alle ihre heutigen Nöthe. Daß aber eine Theologie wie die, die sich aus den Straußischen Kämpfen entwickelte, der allgemeinen Verurtheilung verfiel, ist eines der erfreulichsten Zeichen der sittlichen Gesundheit unseres Volkes. Unbestochen durch alle Ehren, Aemter und Gewalten, mit denen man diese geistlichen Handlanger der Reaction überhäufte, hat der deutsche Bürgerstand in seinem unverwüstlichen

Wahrheitsfynn bis zur Stunde dieser Religionsmacherei sein Nein entgegengesetzt und wir hoffen, er werde es auch ferner thun.

Zu dem Schaden, den diese Politik gestiftet, rechnen wir aber auch den, daß sie der Entwicklung eines der bedeutendsten Geister eine schiefe Richtung gegeben hat. Strauß selbst klagt sie dessen an, wenn er von seinem Buche sagt, es hat mich aus natürlichen Verhältnissen gerissen und in unnatürliche hinein getrieben. Es ist keine gesunde Stellung, mit der Religion seines Volkes in solcher Feindschaft zu leben wie er. Auch ist die pure Negation immer unfruchtbar. Strauß hat in keinem seiner späteren Werke die Höhe des ersten wieder erreicht. Sein erstes Buch wird sein berühmtestes bleiben. Er hat manchen Anlauf auch auf anderen Gebieten genommen, aber es ist dem Historiker und Philosophen nicht gelungen, den Theologen einzuholen. Er war sich selbst zu weit voraus. Gerade der fachmäßigen Mitarbeit an den theologischen Fragen aber sagte er nach Beendigung der Glaubenslehre Valet. Der Mann, der im Jahre 1835 einen so mächtigen Fortschritt der theologischen Wissenschaft bezeichnete und ohne den die stolze Evolution der Tübinger Schule gar nicht möglich gewesen wäre, hat sich an diesen historisch-kritischen Arbeiten kaum mehr betheilligt, zu denen er, wie wenige, berufen war. Ob die Märklin und Frischlin, ob selbst die Schubart und Hutten die Arbeit lohnten, die er der wichtigsten aller historischen Aufgaben entzog, läßt sich bezweifeln, aber auch hier wird der künftige Biograph die Theologen anklagen, die Strauß die theologischen Gegenstände so gründlich entleibet hatten und ihm sogar die materielle Nöthigung aufzwangen, sich populäre Themata zu suchen.



I.

Predigt zur dritten Jubelfeier

der Augsburgischen Confession, gehalten in der Schlosskirche zu Tübingen, den 24. Juni 1830, von dem theol. cand. Strauß, Bögling des evang. Seminars und Mitglied des Predigerinstituts.

Es ist nun 13 Jahre her seit jenem Feste, welches die Meisten von uns schon mitgefeyert haben, das in uns Jüngeren besonders als heilige Jugenderinnerung fortlebt, seit dem 300jährigen Jubelfeste der Reformation oder der Stiftung unserer evangelischen Kirche, welche mit Recht ihren Ursprung von jenem denkwürdigen Tage an rechnet, an dem ihr gottberufener Gründer mit seinen 95 Sätzen die verdorbene Kirche seiner Zeit angriff. Doch das hatten auch Andere vor ihm gethan, hatten in öffentlichen Reden, Gesprächen und Schriften gegen das Verderben geeifert: aber die Finsterniß hatte die kaum geschlagenen Lichtfunken immer wieder verschlungen, und war ärger geworden, denn zuvor. Wie mußte man fürchten, daß auch diese Stimme der Wahrheit die Lüge durch ihr Geschrei übertäuben, auch diesen gottbegeisterten Mund ihre Scheiterhausen zum Schweigen bringen würden! Auf der andern Seite war noch nicht die volle Wahrheit in jenem Manne Gottes angegangen, als er seine Sätze gegen den Ablasshandel anschlug. Ein einzelner Mißbrauch war es, welchen sie angriffen, und nur etliche Winke schlossen sich daran von dem Ganzen der Lehre, auf welche nachher unsere Kirche gegründet wurde; anerkannt war noch der Pabst und kein Gedanke, sich von dem veralteten Stamme loszureißen, und ein neues kirchliches Leben zu beginnen. So war damals das Werk der Reformation theils an Umfang noch nicht erstarkt, theils noch nicht vollständig in seinem

Inhalte. Aber mit Gottes Hilfe ist es beides geworden, und das Gedächtniß davon feiern wir heute. Die Finsterniß hat es nicht wieder verschlingen können, dieses Licht, zu schnell hat es um sich gegriffen, Land und Leute entzündet, und als achtbare Macht von Völkern, Fürsten und Städten stand auf dem Reichstag zu Augsburg die neue Kirche der alten gegenüber. Und auch den Keimen der reinen Lehre, welche in jenen Säzen Luthers lagen, hatte der Herr Gedeihen gegeben, und sie zu einem Baume mit ordentlichen Aesten und Zweigen aufwachsen lassen: das von dem edeln Melanchthon verfaßte Bekenntniß, welches auf dem Augsburger Reichstag übergeben wurde, enthielt nun ausführlich die Artikel des evangelischen Glaubens.

Wenn wir für die Geschichte der Wiederherstellung des reinen Christenthums die Urbilder suchen in der Geschichte seiner ersten Stiftung: so können wir Luthers Auftritt mit seinen 95 Säzen dem ersten lehrenden Erscheinen Jesu vergleichen, als das Weizenkorn, wie er sagte, noch einsam war, und das Feuer, welches anzuzünden er kam, erst als schwacher Docht glimmte; die Uebergabe der Augsburger Confession dagegen ist jenem Tage zu vergleichen, an welchem schon eine junge Gemeinde einmüthig versammelt war, und das Feuer vom Himmel über sie kam, und sie den Herrn Jesum bekannten vor ganz Jerusalem, ja vor Menschen aus allen Völkern unter dem Himmel; der Tag der Uebergabe der Augsburger Confession ist gleichsam der Pfingsttag unserer evangelischen Kirche, der Tag, an welchem sie der Herr zum erstenmal berechtigt gemacht hat und stark zum Bekenntniß vor Kaiser und Reich. Einen solchen Tag mit liebendem Andenken an diejenigen, welche an jenem Werke gepflanzt und begossen haben, am meisten aber mit dem Lob und Dank gegen den, welcher das Gedeihen gegeben hat, zu begehren, ist wohl für alle, welche sich jenes Werkes freuen, für alle ächtevangelische Christen Herzensbedürfniß. Besonders aber wird es sich ziemen, daß in dieser Pflanzschule für Lehrer der evangelischen Kirche — der Tag nicht ungefeiert bleibe, an welchem sie zuerst als Kirche an's Licht getreten ist. Und wie allen Evangelischen Christen obliegt, in diesen Tagen sich in dem Vorsatz zu stärken, fleißige Hörer nicht nur, sondern auch gewissenhafte Thäter zu werden des evangelischen Wortes, das durch so schwere Kämpfe wiederhergestellt ist: so wird es uns, welche der Herr zum Dienste seines Wortes erziehen will, noch weiter obliegen, heute den Vorsatz in uns zu befestigen, nicht bloß eifrige Hörer und Thäter, sondern auch treue Lehrer des Evangeliums zu werden. Zu diesen Betrachtungen und Vorsätzen wollen wir den göttlichen Beistand ersehen durch gemeinsames Gebet.

Text. Luc. 21, 33.

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.

Meine andächtigen Zuhörer!

Der Herr redet von der Zerstörung Jerusalems und von dem Ende der Welt. Völker werden sich erheben gegen Völker, und Reiche gegen Reiche, und große Erdbeben geschehen und das Meer und die Wassermassen brausen, Sonne und Mond ihren Schein verlieren, und die Sterne vom Himmel fallen. Bilder der allgemeinen Vergänglichkeit und Auflösung alles Irdischen und Sichtbaren beschäftigen den Erlöser: aber mitten unter diesen erhebt er sich und seine Gläubigen durch den Gedanken der Ewigkeit seiner Worte. Alles, was auf Erden ist, vergehet und auch des Himmels Körper verwandeln sich: aber Erde und Himmel sehen wir in diesem Wechsel noch bleiben. Himmel und Erde sind das Dauerndste unter dem Vergänglichen: aber unvergänglich sind auch sie nicht, sie werden veralten wie ein Gewand, und wie ein Kleid verwandelt werden. Doch ob auch sie vergehen, sagt der Herr, ob auch das, was das Festeste scheint unter dem Vergänglichen, dessen allgemeinem Loose anheimfalle: seine Worte werden unvergänglich sein.

Diese Unvergänglichkeit der Worte unseres Herrn miteinander zu betrachten, wird uns zu besonderer Erbauung gereichen bei der Feier einer Begebenheit, in welcher sie sich so segensreich beurtundet hat. Lasset uns hiebei zuerst sehen, was jene Worte des Herrn seien, — sodann aber die Gründe aussuchen, welche uns von ihrer Unvergänglichkeit überzeugen können.

1) Die Worte, welchen der Herr in unserem Texte Unvergänglichkeit verspricht, sind offenbar zunächst die Worte seiner Verheißung über den Untergang aller Dinge. Wenn alles Menschliche vergeht, wie er vorher gesagt hat: so bestätigen sich eben in diesem Untergange seine Worte. Aber wir dürfen dieß nicht auf diese drohende Verheißung Jesu einschränken, sondern die Unvergänglichkeit gilt von allen seinen Verheißungen, auch von den erfreulichen, welche er uns gegeben hat. Ja unter seinen Worten, welche unvergängliche sind, haben wir nicht die Verheißungen allein zu verstehen, sondern seine ganze Lehre, denn diese hängt mit jenen unzertrennlich zusammen.

Aber wo finden wir die Lehre Jesu, welche ewig ist? Zu allen Zeiten hat man in der Christenheit behauptet, nur Jesu Worte zu lehren und zu treiben. Er sollte der Grund und Eckstein sein, und nur auf ihn und von dem Seinigen wollte man weiter gebaut haben. Was aber auf diesen Grund gebauet wird, sagt der Apostel, Gold und edle Gesteine, oder Holz und Stoppeln, wird durch's Feuer offenbar werden, — und ein solches Feuer zündete die Reformation an, in welchem sich nur bewährte, was der unvergängliche Grund war, und was die übertägige That der Menschen.

Was aber war die ächte Lehre Jesu, was der Fels, auf welchem Luther und die Seinigen sich so sicher stützten, und an welchem sie

unerbittlich zugleich alles Menschenwert zerschmetterten? Die heilige Schrift war es! in ihr finden wir die Worte des Herrn und derer, die aus seinem Geiste geredet haben, und dies sind die Worte, welche nicht vergehen.* Keine Lehre anzunehmen, welche nicht aus der heiligen Schrift begründet werden könnte, von keinem ihrer Sätze zu weichen, der ihnen nicht mit klaren Zeugnissen der heiligen Schrift umgestoßen würde: das war der Grundsatz der Stifter unserer evangelischen Kirche, auf diesen Grundsatz ist sie gebaut, durch diesen hat sie sich bisher erhalten, und von ihm dürfen wir nicht lassen, wenn wir nicht wieder in das alte vergängliche Wesen zurücksinken wollen. Das ist aber besonders in unseren Tagen wohl zu beherzigen, da von so manchen Seiten die Weisheit dieser Welt ihre Flitter als Gold, ihr Glas als Edelsteine in den Bau des christlichen Glaubens einschleiben möchte; es ist von uns zu bedenken, meine Alters- und Berufsgeossen, daß wir nicht unsere Hände entweihen durch Theilnahme an so sträflichem Geschäft, denn der Apostel sagt: so Jemand's Werk, das er darauf baut, verbrennt, so wird er des Schaden leiden; es ist von der gesammten Gemeinde zu bedenken, daß sie nicht statt des reinen göttlichen Trankes nach gefälschtem greife, welcher betäubt statt Kraft zu geben.

Wie wir aber vor allem jene Frechheit und Leichtfertigkeit in Einnischung von menschlichem Witz unter die göttliche Wahrheit zu fliehen haben: so wollen wir doch auf der andern Seite nicht in jene Mengslichkeit verfallen, welche in unseren Tagen Manche ergriffen hat, die jede Lehre fürchten und verwerfen, welche ihnen nicht mit eben so vielen Worten in den heiligen Büchern aufgezeigt werden kann. So hat der Apostel Paulus nicht gedacht, wenn er sagt: daß auf den Grund, welchen er gelegt, wohl auch ein anderer noch Gold und Edelsteine, d. h. wahre und unvergängliche Lehre bauen könne; so kann auch der Herr selbst nicht gedacht haben, denn als er mit seinen Jüngern von dem Tröster sprach, der sie in alle Wahrheit leiten werde, — da verhieß er ihnen nicht einen Buchstaben, sondern den Geist, der ihn in ihnen verklären sollte. Mögen auch die wunderbaren Gaben dieses Geistes allein den Aposteln zugedacht gewesen sein: so ist doch seine Belehrung und Erleuchtung in der christlichen Wahrheit allen Zeiten verheißen; denn alle Tage bis an der Welt Ende will Christus bei uns bleiben mit seinem Geiste. Ja, das war auch der Sinn der Stifter unserer evangelischen Kirche; denn manche Lehren, welche nicht buchstäblich in der Schrift stehen, nahmen sie aus der älteren Kirche als acht christliche Lehren auf, wie wir dieß kürzlich in der Augsburger Confession vernommen haben. Unmöglich konnten auch Christus und die Apostel für alle erdenklichen Fälle des christlichen Lebens Anweisungen geben — unmöglich alle einzelnen Zweige der christlichen Lehren ausführlich darstellen, sondern

wenn nur einmal der Grund gelegt, der Same ausgestreut und be-
gossen war: so konnten sie die weitere Entwicklung getrost demjenigen
überlassen, welcher zu allen Zeiten Arbeiter in seinen Weinberg
sendet.

Aber kommen wir damit nicht wieder in dasjenige hinein, wovon
erlöst worden zu sein, wir heute uns freuen? ist damit nicht aller
menschlichen Verführung und Verfälschung der göttlichen Lehre wieder
Thür und Thor geöffnet! — der Herr zeigt uns den Ausweg, wenn
er von seinem Geiste sagt: nicht von ihm selbst wird er reden,
sondern von dem Meinigen wird er es nehmen. Daran wollen wir
erkennen, was Gold oder Edelsteine sind, auf Christi Grund gebaut,
und gleich unvergänglich mit diesem, wenn es von dem Seinigen ge-
nommen ist, wenn es als eine Rebe sich zeigt aus seinem Weinstock
gewachsen, und nicht ein fremdes Reis gewaltsam darauf gepropft.
Die unvergänglichen Worte Jesu enthält also vor Allem die heilige
Schrift: alles Uebrige aber, was in der evangelischen Kirche gelehrt
wird, erhält seine Geltung nicht durch Alter oder Ansehen eines
menschlichen Lehrers, sondern allein dadurch, daß es als reiner Nach-
hall sich erweist von den göttlichen Worten der heiligen Schrift, doch
auch ob es dieses sei, kann nicht auf geistlose Weise, durch bloßes
Nebeneinanderstellen der Worte, erkannt werden: der Geistige nur
mag Geistiges beurtheilen, er wird unter den verschiedensten Worten
oft denselben Geist, so wie in gleichen Worten oft ganz verschiedene
Geister erkennen.

2) Aber was mag uns für's Zweite versichern, ob diese Christ-
liche Lehre, an welcher wir halten, wirklich unvergänglich sei? Himmel
und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. Was
ist das für eine Rebe, meine Freunde! Eines Menschen Rebe ist es
nicht, denn der Mensch verwelkt wie die Blume des Feldes und seine
Worte verwehen wie der Duft der Blumen. Nur Einen weiß ich,
von welchem gesagt ist: der Himmel wird wie ein Rauch vergehen,
und die Erde wie ein Kleid veralten: du aber bleibest wie du bist,
und deine Jahre nehmen kein Ende. Mit diesem Eins zu sein;
dessen Worte zu reden, nicht menschliche, mußte sich derjenige bewußt
sein, welcher seinen Worten ewige Dauer und Gültigkeit versprechen
konnte; und das ist der erste und vornehmste Grund, warum wir
glauben, ob Himmel und Erde vergeht, werde die reine Lehre Jesu
bleiben, — daß sie ihren Ursprung aus dem hat, in welchem der
ewige Vater uns erschienen ist. Und immer mehr Gläubige werden sich um
diese Lehre sammeln, denn der Vater, welcher durch seinen Geist ständig
in der Menschheit wirkt, kann nicht aufhören, sie zum Sohne zu ziehen.

Wie wir aber aus dem göttlichen Ursprung und Wesen der
Lehre Jesu uns von ihrer Unvergänglichkeit überzeugen können; so
auch aus dem bisherigen Gang ihrer Schicksale. Es war nicht lange,

nachdem der Herr gesagt hatte, daß seine Worte nicht vergehen würden, — als seine Feinde ihn griffen, und kreuzigten, und er starb. Wo war nun die Unvergänglichkeit seiner Worte? wo das Reich, das er hatte stiften wollen? Mit seinem enteelten Leichnam legten die trostlosen Jünger alle Hoffnung auf seine Worte in das Grab. Aber am dritten Morgen lebte er wieder, und nachdem er noch 40 Tage unter den Seinigen gewandelt, und mit ihnen geredet hatte vom Reiche Gottes, sandte er ihnen, zum Vater heimgekehrt, den Geist, der ihnen Einsicht und Kraft gab, seine Zeugen zu werden bis an die Enden der Erde. So hatte Jesu Lehre den ersten Sturm überdauert; aber wie sie nun erstarkt war, so erhob sich auch ein stärkerer Feind, nicht mehr wie früher, das schwache Judenvolk, sondern das gewaltige römische Reich, und wüthete mit Feuer und Schwert gegen den neuen Glauben. Je länger desto grimmiger wurde die Verfolgung, und im Rathe der Gewaltigen dieser Welt schien die völlige Vernichtung des Christennamens beschlossen.

Aber anders im himmlischen Rathe: der Herr, der die Herzen der Fürsten lenkt wie Wasserbäche, neigte den großen Kaiser zum Christenthum, und 300 Jahre nach des Stifters Tode war seine Religion die herrschende in der halben Welt. — Die Trübsal läutert, das Glück bläset auf. An dem Trost in Leiden, der Anweisung zum rechtschaffenen Leben, der Gemeinschaft mit Gott, welche das Christenthum gewährt, hatte man jetzt nicht mehr genug; statt dem Geiste der Lehre Jesu sich zu unterwerfen, zankte man sich um ihren Buchstaben. Und bald erging es den Christen auch, wie den Kindern Israel, nachdem sie aus Aegypten gezogen waren: das reine Himmelsbrot der Lehre Jesu war ihnen zu einfach, und sie sehnten sich zurück nach den mancherlei Gebräuchen und Sagenen, die unter Heiden und Juden gewesen waren. Den Einen Gott anzubeten, war den Menschen zu einförmig, daher stellten sie die Schaaren der Engel und Heiligen um ihn, und riefen diese an; Gott im Geiste zu verehren, war zu trocken, darum wurden Bilder verfertigt, vor welchen man niederfiel; die Vergebung der Sünden um der Barmherzigkeit Gottes, um Christi willen zu verdanken, und diese durch die innigste Hingebung des reinigen und vertrauenden Gemüths, durch den Glauben, sich zuzueignen, schien zu hart: daher wurden äußere Werke erfunden, durch welche der Mensch, so wenig auch sein Herz umgewendet war, das ewige Leben sollte verdienen können; ja so weit kam es, daß die Sündenvergebung, die ja nur im innersten Gespräche des Herzens mit Gott verhandelt werden kann, wie eine Marktwaare um schnödes Geld feil geboten wurde. Das war die tiefste Erniedrigung des Christenthums in seiner höchsten Lehre, da war Christus zum zweitenmal begraben. Aber wir wissen, die Bande des Todes können Ihn nicht halten: glorreich erstand er wieder, und lebte seitdem in seiner

neuen Gemeinde, und auch in die alte, so hoffen wir, kehrt er täglich mehr ein.

Auch jetzt freilich sehen wir noch Manches, was uns betrüben muß: viel Geringschätzung der göttlichen Lehre, viel Einmischung von menschlicher Weisheit, viel Streiten um Worte, statt von dem Geiste sich durchdringen zu lassen. Aber Viele sind auch zu ängstlich hierüber. Thue nur jeder das Seine: die Sorge für das Ganze hat sich ein Anderer vorbehalten. Wenn auch von außen wieder die Mächte dieser Welt das Christenthum bekämpfen wollten, wenn von innen Streit und falsche Lehre sich erhöbe, ob alle Kräfte der Erde und des Himmels sich feindlich bewegen würden: der Herr schaut auf das Alles, und spricht:

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehn.

Amen.

II.

Curriculum vitae.

Ego Davides Fridericus Strauss natus sum Ludovicopoli VI Calendas Februarias anni p. Ch. n. 1808, patre Joanne Friderico, mercatore, matre Christiana Catharina, nata Beck. Frequentatis in oppido patris scholis, cum mature theologiae me dicassem, anno 1821 in seminarium Blabyrense mox anno 1825 in Tubingense receptus sum. Quae magistrorum meorum tum doctrinae tum humanitati debeo, memoriae meae nunquam excident. Anno 1828 ill. facultas catholico-theologica tradita a me commentationi, anno 1829 evangelica orationi sacra a me habita praemia decrevere. Peractis anno 1830 examinibus Ingershemiam minorem in pagum Vicarius concessi, ibique laetis ministerii sacri initiis factis, hujus anni mense Julio ad seminarium Maulbronnense vocatus sum, ut Professoris locum vicario modo explerem. Quibus negotiis jam solutus universitatem Berolinensem adire in animo habeo, ut studiis philosophico-theologicis sub clarissimorum virorum auspiciis incumbere possim.

III.

Vertheidigungsschrift

des Repetenten Dr. Strauß in Sachen seines Buches „das Leben Jesu“, eingereicht bei dem Württembergischen Studientathe.

Der Königliche hochpreisliche Studientath hat mir die schonende Rücksicht angedeihen lassen, welche ich mit dankbarer Verehrung anerkenne, über die seiner Entscheidung zuständige Frage, in wiefern mit den in meiner Schrift über das Leben Jesu ausgesprochenen Ansichten meine Stellung an einer Bildungsanstalt künftiger Religionslehrer vereinbar sei, vorher von mir eine Erklärung annehmen zu wollen.

Indem ich dieser Vergünstigung mich ehrerbietigst bediene, muß ich zunächst die Rücksicht eines hochpreislichen Studientathes für eine Bemerkung in Anspruch nehmen, ohne welche ich an eine Beantwortung der vorgelegten Frage zu gehen kaum ein Herz fassen könnte. Wenn ein junger Mann mit einer Arbeit an die Oeffentlichkeit tritt, deren Grundansichten von den allgemein geltenden abgehen, ja denselben entgegenlaufen; so erregt dieß gar leicht den Schein eines jugendlichen Uebermuthes, welcher sich in paradoxen, von denen der Mehrheit abweichenden Behauptungen gefällt. Wie wenig mit Versicherungen, daß dieß bei mir nicht zutrefte, dem hochpreislichen Studientathe gebient sein könnte, sehe ich wohl; ich begnüge mich daher, auf das Andere hinzuweisen, daß nämlich in jetziger Zeit Ansichten, wie die von mir in gedachtem Werke vorgetragenen, nicht bloß Einfälle eines Einzelnen, sondern Ergebnisse einer ganzen Richtung der theologischen Wissenschaft sind. Einer hochpreislichen Oberbehörde ist es am besten bekannt, wie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die mit der Theologie in immer engere Verbindung getretene Philosophie unablässig darauf hingearbeitet hat, das Positive, Thatsächliche, im Christenthume zu Ideen — nach der einen Ansicht zu vergeistigen, nach der anderen zu verflüchtigen; wie namentlich in der neuesten bedeutenden Erscheinung auf diesem Gebiete, der Hegel'schen Religionsphilosophie, dieser Prozeß an allen Hauptstücken des christlichen Glaubens durchgeführt ist. Auf der anderen Seite hat in neuester Zeit die neutestamentliche Kritik unerwartet kühne Fortschritte gemacht, und die Echtheit mehrerer Hauptbücher des Neuen Testaments, wie früher des Johanneischen, und jetzt des Matthäusevangeliums, angegriffen. Arbeiteten so die bezeichneten

beiden Richtungen in der heutigen Theologie, die philosophische und die kritische, einander in die Hände: so mußte, wer sich mit beiden befreundet hatte, sich aufgefordert finden, diese Richtungen auch wirklich in Verbindung zu setzen, und gestützt auf die philosophische Uebersetzung von dem durch sich selbst wahren Inhalte der neustamentlichen Geschichte, ihre geschichtliche Form von der Kritik rückwärtslos untersuchen zu lassen. So bin ich mir denn auch während der ganzen mehrjährigen Arbeit auf das Bestimmteste bewußt geblieben, nicht blos für mich, sondern im Dienste einer wesentlichen Richtung der Theologie unserer Zeit zu arbeiten, und so viel Irriges in meiner Schrift auch auf Rechnung meines persönlichen Unvermögens kommen mag, so kann ich doch, was den allgemeinen Inhalt derselben betrifft, nicht glauben, daß mich jenes Bewußtsein getäuscht haben sollte.

Eben dieß möchte ich nun auch zur Beantwortung der vorgelegten Frage in Betreff meiner Stellung zum theologischen Seminar geltend machen. Gehört die Grundansicht meiner Schrift einer wesentlichen theologischen Richtung der Gegenwart an: so scheint es nicht unangemessen zu sein, wenn an einer theologischen Bildungsanstalt auch diese Richtung durch einen an ihr Angestellten, wie andere durch andere, repräsentirt ist; enthält meine Schrift im Wesentlichen nichts Anderes, als offen und im Zusammenhange ausgesprochen dasjenige, was vereinzelt und versteckt längst in anderen Büchern zu lesen war: so scheint, wie sonst, so auch hier, die Offenheit die Gefahr zu mindern, indem nun die in Frage stehende Ansicht nicht mehr durch falsche Vorspiegelung täuschen kann, sondern, in ihrer wahren Gestalt ans Licht gezogen, von jetzt an manchen abschrecken wird, den sie vorher verführt haben würde. Aufbringen aber wird gerade derjenige, der seine Ansicht in einer Schrift dem größeren Publikum vorgelegt hat, sie dem kleineren Kreise derer, die er mündlich unterrichten soll, am wenigsten, da in der allgemeinen schriftlichen Mittheilung der Reiz zu der beschränkteren mündlichen erlischt; wie ich mich denn darauf berufen kann, daß gerade seitdem ich daran war, meine theologischen Uebersetzungen schriftlich auszusprechen, ich sie mündlich, den Seminaristen gegenüber, mehr verschwiegen, und mich mehr blos historisch und referirend verhalten habe. Ist so meine Schrift einmal vorhanden, und würde sie wegen ihres Verhältnisses zur theologischen Entwicklung der Zeit doch jedenfalls auch von Seminaristen gelesen werden: so kann sie dadurch nicht wohl schädlicher werden, daß ich am Seminar angestellt bin. Wenn es nämlich allerdings, nach der Art des jugendlichen Alters, auch bei Seminaristen nicht selten vorkommt, daß sie sich mit zu wenig Selbstständigkeit einer Autorität hingeben: so hat man doch niemals bemerkt, daß es hierbei Etwas ausmache, ob der Urheber einer Ansicht am Seminar angestellt ist; im Gegentheile sind die mancherlei, namentlich disciplinarischen Berührungen, in welche ein

solcher Angestellter mit den Seminaristen kommt, eher geeignet, eine gewisse Opposition derselben gegen dessen Ansichten hervorzurufen.

Wie aber kann Einer, der solche Ansichten, wie sie in meiner Schrift ausgesprochen sind, sich angeeignet hat, oder noch aneignen wird, zum Verufe eines evangelischen Religionslehrers tauglich bleiben? wie kann er, wenn ihm die historische Grundlage des Christenthumes in den Evangelien zweifelhaft geworden ist, im Volksunterrichte auf diese Basis bauen? — Hier glaube ich zuerst darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß in meiner Schrift keineswegs Alles in der evangelischen Geschichte angezweifelt wird. Es wird zwischen den von Jesu erzählten Thaten und Begebenheiten und zwischen seinen Reden ein großer Unterschied gemacht, und von den letzteren gerade diejenigen, welche im Volks- und namentlich Jugendunterrichte die wichtigsten und wirksamsten sind, die in den drei ersten Evangelien, ihrem wesentlichen Inhalte nach gar nicht, sondern nur hier und da in Bezug auf ihren Zusammenhang angefochten. Dann aber auch von den Thaten und Schicksalen Jesu bleibt Alles, was zur Anerkennung seines erhabenen Charakters wesentlich ist: sein tabelloser Wandel; sein uneigennütziges Wirken und seine endliche Aufopferung, unerschüttert stehen, und besonders wird das, wenn auch nur gelegentliche, Verdienst, allenthalben selbst den leichtesten Verdacht, welcher aus rationalistischen Deutungen gegen den Charakter Jesu erwächst, mit diesen Deutungen selbst zurückgewiesen zu haben, meiner Schrift von billigen Richtern nicht abgesprochen werden. — Aber, kann man einwenden, es bleibt nach den Grundsätzen der in Rede stehenden Schrift nichts Uebernatürliches im Leben Jesu zurück. Dergleichen ließ auch der Rationalismus nicht bestehen, und doch waren und sind noch viele Rationalisten, selbst solche, die ihre Ansichten in Schriften ausgesprochen haben, in allen Ländern im kirchlichen Amte, und nicht wenige derselben mit anerkannt gesegneter Wirksamkeit. — Doch, kann man weiter sagen, ließ der Rationalismus wenigstens die Geschichten stehen, wenn er auch ihren übernatürlichen Charakter aufhob, während diese neueste Richtung den ganzen geschichtlichen Boden zerstört. Hier muß ich nun von meinem Standpunkte aus mir die Frage erlauben, was denn die Religion an dem caput mortuum von Geschichte, welches der Rationalismus, nach Herausziehung alles Uebernatürlichen, übrig ließ, noch hatte? und ob es nicht erspriesslicher ist, in manchen Theilen der Evangelien nur eine geschichtartige Einkleidung von Ideen, als ideenlose Geschichten zu finden? — Allein eben als Geschichten, als wahre Geschichten, soll der Religionslehrer dem Volke den Inhalt der Evangelien vortragen; löst er nun auch im Volksunterrichte deren historischen Charakter auf: so zerstört er den Boden der Volksreligion; läßt er sie dem Volke gegenüber als geschichtlich bestehen, während er sie für sich als Mythen ansieht: so wird er unredlich und zum Lügner an

heiliger Stätte. Hier glaube ich, so sehr auch im Wesentlichen Einheit der Ueberzeugung zwischen dem Prediger und der Gemeinde gefordert werden muß, so muß doch immer für Differenzen im minder Wesentlichen eine gewisse Weite gelassen werden. Und diese Differenzen werden sich namentlich auch darauf beziehen, daß Manches, was das Volk noch als Geschichte nimmt, von dem Geistlichen nur noch als Idee begriffen wird. Um von vorn anzufangen, so ist Nichts gewisser, als daß unserm Volke die mosaische Beschreibung der Schöpfung als wirkliche Geschichte gilt: wie viele Theologen aber gibt es wohl noch, die das Sechstageswerk historisch fassen? da ja Manchem schon ein zeitlicher Schöpfungsact überhaupt undenkbar geworden ist. Wenn nun diese, wie wenigstens der Jugend und dem Landvolke gegenüber immer das Zweckmäßigste sein wird, in ihren Vorträgen jene Erzählungen dennoch als Geschichten behandeln: so werden wir sie gewiß nicht der Unredlichkeit beschuldigen wollen, sondern ihnen das zu Gute kommen lassen, daß sie sich bewußt sind, denselben Inhalt, der in ihnen unter der Form des abstracten Begriffes schlechthiniger Abhängigkeit alles Endlichen von Gott vorhanden ist, dem Volke nur in anderer Form, in der concreten einer Geschichte, mitzutheilen. An dieses Bewußtsein des wesentlich gleichen Inhaltes unter verschiedener Form, geschichtlicher auf der einen, und begrifflicher auf der anderen Seite, — haben sich denkende Religionslehrer halten müssen, seit die Philosophie auf das Christenthum einzuwirken angefangen hat. Um innerhalb der neueren Zeit stehen zu bleiben, so hatte den von der Kantischen Philosophie angesprochenen Theologen die Person Jesu, seine übernatürliche Erzeugung, seine Wunder, sein Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt, nur symbolische Geltung, es waren nur Ideen, die sie darin suchten, indem sie die Geschichte dahingestellt sein ließen: und doch blieben jene Theologen, sofern sie dem Volke ihre Ideen doch wieder nur in Form jener Geschichten vortrugen, unangefochten in ihrer kirchlichen Stellung und Wirksamkeit. — Aber größer, kann man sagen, wird doch die Wirksamkeit eines solchen Geistlichen sein, dessen Ueberzeugung nicht blos dem Inhalte, sondern auch der Form nach mit der seiner Gemeinde identisch ist. Ob es einen solchen gibt, zweifle ich; ob, wenn es einen solchen gäbe, oder ob diejenigen, welche sich diesem Punkte nähern, es mit der Wissenschaft ernst genommen haben können, will ich dahingestellt sein lassen: aber ich kann doch eine gesegnete Wirksamkeit auch bei jenem Unterschiede der Ueberzeugungen nicht für unmöglich halten. Ich habe freilich nur erst eine kleine Erfahrung in der geistlichen Praxis gemacht: aber ungeachtet ich damals keine andere Ansicht hatte, als jetzt, konnte ich doch bemerken, daß ich das Bewußtsein der Gemeinde nicht unbefriedigt ließ, weil ich mir nämlich nicht herausnahm, von den Artikeln ihres Glaubens Etwas wegzulassen oder daran zu ändern, sondern in den

kirchlichen Formen mich bewegend, danach strebte, in jeder derselben, durch stille Uebersetzung in meine wissenschaftliche Denkweise, auch Etwas für mich zu finden. Schwieriger wird allerdings die Aufgabe des Geistlichen, je mehr er bei seinen Vorträgen an das Volk den Umweg einer Uebersetzung seiner Gedanken aus der Form, welche sie in ihm haben, in die populäre machen muß: aber diese Schwierigkeit liegt im Gange der Bildung unserer Zeit, und der Geistliche ist nicht zu beschuldigen, welcher sich diese größere Mühe nicht erspart. Ich habe mir selbst schon früher mit Ernst die Frage vorgehalten, ob bei solcher Differenz der Ansicht es nicht die Pflicht der Theologen sei, den geistlichen Stand zu verlassen: habe aber das Gegentheil als Pflicht gefunden. Denn wenn alle diejenigen, welche die kritischen und skeptischen Elemente der Zeit in sich aufgenommen haben, aus dem geistlichen Stande treten wollten: so bliebe am Ende der Geistlichkeit nur noch der unwissenschaftliche Glaube, der kritische Zweifel fielen den Gebildeten in der Gemeinde anheim, und es müßte sich die Kirche in zwei Hälften spalten, zwischen welchen am Ende gar keine Vereinigung mehr möglich wäre; während nun, so lange auch im geistlichen Stande das Skeptische und Kritische repräsentirt bleibt, für eine solche Vermittelung wohlthätig gesorgt ist.

Hiermit hätte ich mich nun der, mir von dem königl. hochpreislichen Studienrathe vergönnten Freiheit, in meiner Sache selbst zu reden, freilich auf eine Weise bedient, welche nöthig macht, daß ich sowohl die Ausführlichkeit, in welcher es geschehen ist, mit der Wichtigkeit, welche der Gegenstand wenigstens für mich haben muß, als auch den offenen Ton mit dem Vertrauen auf die nachsichtsvolle Güte der hochpreislichen Oberbehörde entschuldige, in deren Hände ich meine Sache mit der Zuversicht niederlege, daß sie dieselbe nicht anders entscheiden werde, als wie es das vereinigte Wohl der Kirche und der Wissenschaft erfordert.

Eines hochpreislichen Studienrathes u. s. w.

Tübingen, im Juli 1835.

IV.

Briefe von Strauß an Sibig.

1.

Ludwigsburg. 13. April 1836.

... Ihre übrigen gütigen Zusicherungen haben mir so lebhaft die Ueberzeugung gegeben, daß Sie im vorkommenden Falle rücksichtlich einer angemessenen Anstellung mir Ihre Verwendung nicht entziehen werden, daß ich in Bezug auf die nunmehr eingetretene Erledigung der Stelle Rettigs gar nichts Besonderes hinzusetze. N. S. Herrn Erz. Rath Drelli, von welchem ich gleichfalls ein gütiges Schreiben erhalten habe, bitte ich meine hochachtungsvollste Empfehlung zu melden.

2.

Ludwigsburg. 10. Oct. 1836.

Strauß übersendet zunächst Sibig, unter Rückgabe der entliehenen Hefte, seine zweite Auflage „als Beweis, wie fleißig er seine Forschungen und Fingerzeige benützt habe“, dann heißt es: „Von Ihrer großmüthigen Erlaubniß, Ihrer Unterstützung in der Vorrede zu gedenken, habe ich keinen Gebrauch gemacht, weil es — Mißbrauch gewesen wäre. Nun auch meinen innigsten Dank für das, was Sie für mich rücksichtlich der dortigen Professur haben thun mögen. Es scheint noch nicht an der Zeit zu sein, daß mir etwas der Art glücken könnte, sonst wäre mir's in jenen Landen und bei solcher Verwendung am Ersten geglückt. Sollen wir aber auch vor der Hand nicht amtlich verbunden sein, so werde ich mich doch im Gemüth Ihnen zeitlebens verbunden achten und auch im wissenschaftlichen Gebiet verstehen wir uns gewiß wenigstens so weit, daß Sie mir zugeben, die negative Kritik müsse vorher die Wege bereiten, ich aber Ihnen, daß erst der positive Kritiker derjenige ist, der da kommen soll.“

Für die nächste Zeit habe ich mich von meinem hiesigen Schulmeisterleben losgemacht und gedente nächsten Winter an einer Reihe von Streitschriften zu arbeiten.

3.

Stuttgart. 6. Januar 1837.

Ew. Hochwürden

gütiges Andenken und fortwährende freundliche Theilnahme an meinen Angelegenheiten verpflichtet mich zum lebhaftesten Danke. Daß Sie

bei der neuen Erledigung eines theologischen Lehrstuhls abermals an mich denken, unerachtet so mancher Unannehmlichkeit, welche Ihre früheren Bemühungen Ihnen verursachten, ist mir ein erfreulicher Beweis Ihres Zutrauens und Ihrer Gewogenheit. Was nun Ihre Anfrage in Bezug auf meine Geneigtheit, einem etwaigen Rufe auch jetzt noch zu folgen, betrifft, so kann ich Euer Hochwürden vorerst versichern, daß ich von Empfindlichkeit über mein Durchfallen bei der früheren Wahl aus dem Grunde nichts weiß, weil ich mich versichert halten zu dürfen glaube, daß auch von meinen Gegnern nicht meine Kraft und Thätigkeit zu einem solchen Posten in Abrede gestellt, sondern nur die besondere Richtung meiner Kraft bedenklich gefunden ist; ein solcher Zweifel aber, der nur nicht gegen die Fähigkeit geht, hat ja nichts Beleidigendes. Von dieser Seite also würde bei mir nichts im Wege stehn; aber darf ich denn bei der Aufregung selbst eines großen Theils der Bürgerschaft gegen mich, auf eine unverkümmerte Wirksamkeit hoffen? Doch, wie weit diese Aufregung noch stattfindet, möchte sich bei der Berathung über die Sache zeigen, und meine Wahl würde, wenn die Gemüther sich noch nicht beruhigt haben, wohl nicht durchgehen. Das Berufenwerden zunächst als *extraord.* würde mich, sofern es zur dortigen Sitte gehört, und, wie ich voraussetze, auch Elwert so berufen worden ist, auch nicht abschrecken. Aber freilich der Gehalt von bloßen 800 fr. würde mir um so weniger genügen, als ich in meiner jetzigen Lage als Schriftsteller mich weit besser stellen kann, und somit geradezu verlieren würde. Auch die Summe von 1200 fr., auf welche Ihrer Aeußerung zufolge der Gehalt vielleicht, aber schwerlich, verbessert werden könnte, ist wohl für die Schweiz, und das Leben namentlich in Zürich nicht viel. Dazu kommt, daß ich mich jetzt in die Widerlegung meiner Gegner eingelassen habe (nächstens wird Steudel, als erstes Heft erscheinen), welche Arbeit durch die Annahme einer Professur vorerst gehemmt werden würde. Allein, was mir auf der andern Seite als Hauptrückzicht gilt, ist Folgendes. Meine Anstellung auf einem theol. Lehrstuhle wäre für die ganze kritische Richtung in der Theologie ein Ereigniß; jene Richtung in ihrer unumwundensten Aeußerung wäre damit wenigstens von Einer Universität anerkannt und hätte den ersten Schritt aus den Köpfen der Gelehrten in die wirklichen Verhältnisse hinein gethan. Deswegen bin ich nicht abgeneigt, auch gegen meinen augenblicklichen Vortheil auf ein Anerbieten, falls es von Zürich aus an mich ergehen sollte, einzugehen, vorausgesetzt, daß es nicht gar zu wenig vortheilhaft und ehrenvoll sei, daß ich also unter keinen geringeren Bedingungen als Elwert, berufen würde; oder wenn dortige Verhältnisse die Professur der Dogmatik und Kirchengeschichte zu einer ordentlichen, die der Ergeese aber zu einer außerordentlichen machen sollten, so müßte wenigstens mein Einkommen auf 1200 fr. festgesetzt werden, — auf eine Stelle mit nur 800 fr. werde

ich mich nicht einlassen. Kann die Sache dießmal etwas weniger öffentlich als das letztemal betrieben und namentlich außer dem Bereich der Zeitungen gehalten werden: so wird es für beide Theile vortheilhaft sein. Sie werden mir von dem Stand der Sachen schon privatim Nachricht zu geben so gütig sein. Hiermit hätten Sie denn Verehrtester, meine unumwundene Entschließung. Was Sie nun wiederum für mich zu thun gedenken, sei Ihnen im voraus gedankt von

Ihrem ergebensten

Dr. Strauß.

4.

Stuttgart. 31. Januar 1837.

Auf die Gefahr hin, Euer Hochwürden wankelmüthig zu erscheinen, muß ich dieselben doch von einer Abänderung meines Entschlusses in Kenntniß setzen, und zwar lieber jetzt, als wenn Sie sich vielleicht schon meinetswegen Mühe gegeben haben. Bei näherer Ueberlegung derjenigen Bedingungen nämlich, unter welchen ich mich in meinem letzten Schreiben bereit erklärte, einem etwaigen Ruf zu folgen, fand ich immer mehr, daß ich mich dadurch in eine ungünstigere Lage versetzen würde, als ich jetzt in einer bin. Andererseits würde es mir auch drückend sein, unter geringeren Bedingungen als mein Landsmann Elwert gerufen zu werden und in geringeren Verhältnissen neben ihm zu leben. Ich nehme daher meine frühere Erklärung zurück, und werde mich nur dann auf die Sache einlassen, wenn ich mit dem Einkommen eines ordentlichen Professors und mit der sichern Aussicht, in Jahresfrist auch den Rang eines solchen zu bekommen, gerufen werde. Dieß heißt freilich so viel, als der Stelle entsagen. Es kostet mich dieß nicht wenig Ueberwindung, weil ich damit auch die Aussicht verliere, in nähere Verbindung mit Ihnen zu kommen, eine Verbindung, von der ich mir so viel Gewinn versprochen habe. Allein bei meiner Denkart würde ich in einer Stellung, die mir zu niedrig scheint, nur Verdruß haben, und da bleibe ich lieber, wie bisher, ohne Stellung. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen durch mein anfängliches Versprechen etwa schon Anlaß geworden wäre, Schritte für mich zu thun. Der erste Eindruck Ihrer Anfrage übte einen so starken Reiz auf mich. Jetzt werde ich aber meinen Entschluß nicht mehr ändern.

In der Hoffnung, Sie bald hier zu sprechen

bin ich

Euer Hochwürden

ergebenster

Dr. Strauß.

Stuttgart. 14. Juni 1838.

Der Eingang enthält einige Worte über den ersten Band der dritten Auflage, dann heißt es:

Nun ist Ewald in Tübingen eingerückt. Auf Baur hat er, wie mir dieser schreibt, sehr guten Eindruck gemacht; mein Buch setzt B. hinzu, scheine er nicht eigentlich gelesen gehabt zu haben, als er jenes Urtheil über dasselbe niederschrieb. Jetzt wäre also die Lehrstelle in Zürich zum drittenmal erledigt durch Ewerts Abgang. Ich brauche vor einem Freunde wie Sie nicht zu verhehlen, daß ich nicht ohne den Gedanken der Möglichkeit bin, es möchte sich vielleicht dießmal etwas für mich machen lassen. Was die dortigen Verhältnisse und Stimmungen betrifft, so müssen Sie diese am besten kennen. Meine eigenen Ansichten und Aeußerungen haben sich, wie Sie theils aus den Streitschriften, theils aus dieser zweiten Auflage des L. J. erfsehen, indessen in einigen nicht unwesentlichen Punkten gemildert; ich bin mit Ueberzeugung bemüht gewesen, die Person Christi mehr zu heben und habe besonders von seinem Plane eine höhere Ansicht gewonnen (s. das betreffende Kapitel im 1. Band). Ich weiß nicht, ob sich dieß nicht zu meinen Gunsten geltend machen ließe; freilich wäre zu wünschen, der zweite Band des L. J. käge auch schon vor, wo die Schlußabhandlung vornehmlich im Sinn der vortrefflichen Abhandlung Ihres Collegen Schweizer (mit der ich ja auch schon im dritten Heft der Streitschriften unwissentlich zusammengetroffen bin) umgeändert werden soll. Mich in diesem Sinne wieder an Sie zu wenden, halte ich für Pflicht der geistigen Selbsterhaltung; ich kann ein Leben so ohne unmittelbare wissenschaftliche Anregung oder Wirksamkeit nicht ertragen, es lähmt mich.

Ich weiß, Sie nehmen mir dieß nicht als Zudringlichkeit, und bleiben freundlich gegen

Ihrem

ergebensten

Dr. Fr. Strauß.

Stuttgart. 8. Juli 1838.

... Wegen des freundlichen Versprechens Ihrer Verwendung in Betreff der Stelle an Ihrer Universität meinen besten Dank. Nur dieß noch, Sie werden meine Anmeldung bei Ihnen nicht als officiële Meldung benutzen, damit mir die Vortheile einer derartigen Berufung

nicht entgehn und ich namentlich nicht außer Stand gesetzt werde, die Zulagen, welche Elwert zur Bedingung machte, mir gleichfalls auszubedingen.

Leben Sie wohl, von Herzen

der Ihrige

Dr. Fr. Strauß.

P. S. Vielleicht läßt sich auch der Aufsatz, welchen soeben mein Freund, Prof. Vischer in Tübingen in die Hallischen Jahrbücher eingerückt hat, zu meinen Gunsten benutzen.

7.

Stuttgart. 4. Februar 1839.

Verehrtester Herr und Freund!

Entschuldigen Sie, daß ich es so lange anstehen lassen, Dank für alles dasjenige zu sagen, was Sie in dieser letzten Zeit für mich gethan und geleistet. Eine Dankagung steht überhaupt damit außer allem Verhältniß; Sie haben wie ein Bruder, wie ein alter Jugendfreund an mir gehandelt, den Sie noch nicht einmal persönlich kannten. Und eben die Freude und den Stolz dieses Vertrauens, daß Sie Alles, was sich thun ließe, auch ohne eine weitere Bitte von meiner Seite thun würden, wollte ich mir nicht durch einen Brief verderben, der vor Austrag der Sachen Sie unterbräche. Jetzt ist die Sache so weit gediehen, daß Sie ein Wort von mir erwarten können.

In Betreff der Annahme der Stelle, falls die Berufung erfolgt, überlasse ich mich vertrauensvoll Ihrem Rathe; bleiben die Verhältnisse so, wie Sie sie zuletzt schilderten und werden nicht schlimmer, so nehme ich den Ruf herzlich an. Nur mit der vielleicht zu errichtenden Gegenprofessur nehme ich es nicht ganz so leicht wie Sie, indem ich hierin, namentlich je nachdem die Wahl auf ein intrigantes Subjekt fielen, die mögliche Quelle vielen Verdrußes zu sehen glaube. Spioniererei in den Vorlesungen, gegenseitige Ausfälle, könnten wohl kaum fehlen und würden die Reinheit des wissenschaftlichen Wirkens trüben. Auch würde es mir schwer sein, die Unbefangtheit und Heiterkeit zu behalten, wenn ich von jeder Aeußerung auf dem Katheder wüßte, daß sie wieder auf dem Katheder kritisiert zu werden befürchten müßte. Sind an einer Universität alle Stellen doppelt besetzt, so ist das ein Anderes; aber nur Einem Lehrer eine solche Controle anzuhängen, ist drückend. Ich meine daher, ob nicht Herr Bürgermeister Hirzel, den Sie meiner Verehrung und Dankbarkeit versichern mögen, der Sache, wenn darauf bestanden wird, die Wendung geben könnte,

daß die Subskriptionslustigen entweder alle theologischen Lehrstellen mit dergleichen Doubletten zu versehen hätten oder dürfe es auch bei meiner Stelle nicht geschehen, um das Gleichgewicht nicht aufzuheben. Dieß schreibe ich jedoch ganz im Vertrauen an Sie und Herrn Bürgermeister, da ich wohl weiß, daß es die Gegenpartei sehr zu meinem Nachtheil drehen könnte.

Die Besoldungsverhältnisse anlangend, für deren Aufklärung ich Ihnen sehr dankbar bin, so glaube ich, auf das gleiche Gehalt wie mein Vorgänger Anspruch machen zu können. Zwar habe ich, wie Sie wissen, weder Familie, noch auch nur vorerst den Plan, eine solche zu gründen; aber ich will, wenn es mir einmal geeignet erscheint, in keiner Weise und durch keine ökonomische Rücksicht daran verhindert sein. Weiteres, ob Reisekosten vergütet zu werden pflegen, ob zum Behuf der Auswahl einer Wohnung eine vorläufige Reise nach Zürich erforderlich wäre, werden Sie mir, wenn sich die Sache erst vollends für mich entschieden haben wird, mitzutheilen die Güte haben. . . . Empfehlen Sie mich, außer Herrn Bürgermeister, auch Herrn Drelli.

Brauchen Sie keinen gründlichen Mathematiker (der auch ausgezeichnete Musiker ist) an einer Ihrer Schulen. Ich habe einen theuern Freund, der bisher in Ludwigsburg an der Realschule angestellt, jetzt wegen demagogischer Fehltritte, in die er aus Unbesonnenheit sich verwickelte, auf der Festung ist, aber diesen Frühling noch begnadigt werden wird. Leben Sie wohl. Zeitnehmens

der Ihrige

D. F. Strauß.

8.

Stuttgart. 20. Februar 1839.

Sie werden von selbst bemerkt haben, daß ich Ihr angenehmes Letztes noch nicht erhalten hatte, als ich meine Antwort an den Erziehungsath abgehen ließ. Diese gab ich am Montag in Ludwigsburg auf die Post, wo ich einige Tage lang war, um meine leider franke Mutter zu besuchen; und gestern bei meiner Rückkehr hierher, fand ich erst Ihren werthen Brief. Nachmittags kam sodann einer vom Bürgermeister, welcher eine Antwort an den Erziehungsath und zwar in eben dem Sinn verlangte, in welchem die bereits abgeschickte verfaßt war. Was nun das Beste ist oder gewesen wäre, mögen die Götter wissen in solchen Stürmen.

Nescit cui domino pareat unda maris.

Bleiben Sie ferner der treue und feste Pilot wie bisher!

Die dortigen Zustände sind auch mir sehr bedenklich, doch sehe ich noch immer die Möglichkeit, daß sich die Gemüther beruhigen lassen, namentlich etwa durch die Versicherung, daß Schweizer auch ferner die Dogmatik neben mir liest.

Inzwischen erzwingen wollen wir nichts, und ich werde mich unter allen Umständen ganz nach Ihrem Rathe richten.

Seien Sie der aufrichtigsten Liebe versichert

Ihres dankbar ergebenen

D. Fr. Strauß.

P. S. Herr Bürgermeister wünscht, ich solle beim Erziehungs-
rath um den Termin meines Eintritts anfragen; dieß ist nun, da ich
keinen Brief erst später erhielt, in meiner Eingabe weggeblieben; es
wird sich hoffentlich privatim erledigen lassen. Wegen der Vorlesungen
habe ich an Ihren Bürgermeister das Nöthige geschrieben.

9.

Stuttgart. 1. März 1839.

Lieber Freund!

Nach der neuesten Verfügung des Erziehungs-
raths werden Sie keine Vollmacht mehr wollen. Dagegen verlangte Herr Bürgermeister
ein Sendschreiben, das ich heute einsehe, nur statt an's Volk, zu
welchem zu reden ich unter meiner Würde halte, an Hirzel, Sie und
Drelli gerichtet. Es kommt nun auf Ihr dreifaches Gutachten an,
ob Sie für zweckmäßig erkennen, daß es gedruckt werde. Mir ist's
recht, wenn's erspart werden kann. Glauben Sie aber, es sei nützlich,
in Gottes Namen. Wahrscheinlich werden Sie dann aber aus Ihrer
genaueren Kenntniß der Verhältnisse heraus Manches zu ändern finden.
Ich übertrage Ihnen I. Hitzig, die Redaction. Nur darf nicht ge-
strichen werden 1) was ich im Eingang Ihnen und den beiden andern
Herren sage; 2) was gleich nachher gegen die Geistlichen und am
Schlusse gegen das Volk vorkommt. Ueber die Art der gegnerischen
Versammlungen setzen Sie wohl noch etwas bei.

Nun noch eine Idee. Ein großer Gewinn, den wir aus der
Sache noch ziehen könnten, wäre eine pragmatische Geschichte der
ganzen Bewegung aus theologischem Gesichtspunkt für die Halle'schen
Jahrbücher. Könnten und möchten Sie nicht eine solche geben? oder
würden Sie sonst einen Freund? Anonymität könnte gebraucht und
Verschwiegenheit des Namens zugesichert werden. Ueberlegen Sie Sichs.

Leben Sie wohl, liebster Freund!

Ihr

D. Fr. Strauß.

Stuttgart. 14. März 1839.

Theuerster Freund!

Ihren und Follenii Brief erhielt ich heute zu gleicher Zeit. Mein Entschluß in Betreff des letzteren ist: ich trete nun und nimmermehr zurück. Daß es zur Sprengung der Hochschule kommen wird, glaube ich nicht. Es ist mehr Drohung als wirklicher Wille. Und wenn ich, wie Follen selbst schreibt, bloßer Vorwand der Bewegung bin, so weiß ich mich auch nicht verantwortlich für deren Folgen. Ueberdies hat ja der Regierungsrath einen solchen Ueberschuß an Nachgiebigkeit entwickelt, daß ich die meinige füglich sparen kann. Seit diesem Beschlusse könnten sogar Sie und Drelli und Hirzel mich zum Rücktritt auffordern; ich würde auch Ihnen antworten: es ist zu spät.

Schönsten Dank für Ihre Mühe mit dem Sendschreiben. Schicken Sie mir mit Buchhändlergelegenheit ein Duzend Abzüge zu. Wenn die erste Auflage zum Besten des Vereins für Volksbildung verkauft sein wird, was Sie mir seiner Zeit gefälligst anzeigen werden, so behalte ich mir die Veranstaltung einer zweiten, vermehrten, in Würtemberg bevor; denn zum Besten Züricher Institute zu schreiben, habe ich fernerhin keinen Grund mehr. Aber Sie antworten nicht auf meinen Vorschlag wegen einer pragmatischen Geschichte der Züricher Wirren für die Halle'schen Jahrbücher. Bedenken Sie nur, daß es Nothwehr ist gegen Hengstenberg'sche u. A. Entstellungen. Es fragt sich nur: wer gleich sehr geneigt und tauglich ist. Drelli scheint nach einem gestern erhaltenen Schreiben die Zweckmäßigkeit auch einzusehen. Kommen Sie in den Ferien nicht heraus? Ich würde mit Freuden eine gute Strecke reisen, um mit Ihnen zusammen zu sein.

Glück auf Montag!

Ihr

D. F. Strauß.

Stuttgart. 4. April 1839.

Theurerer Freund!

Hier folgt nun meine Antwort an den Erziehungsrath wegen der Pension, zwar vor der Ankunft Ihres Briefs, aber ganz in dessen Sinne abgefaßt, mit der Einen Ausnahme, daß ich die Pension für die nächsten Jahre nicht den Züricher Anstalten, sondern denen meiner Vaterstadt bestimme. Für Zürich etwas zu thun, liegt kein Antrieß in meinem Herzen; dagegen bin ich ein Ludwigsbürger Patriot, damit

trifft nun das Andenken meiner Mutter zusammen, das ich daran knüpfen möchte. Jedenfalls sieht man ja, daß ich nicht so geizig bin, wie man mir also nachsagt, Ihrem Schreiben zufolge. Ich bin von meiner Mutter her ökonomisch, und meine Lage macht mich auf Sicherung meiner Unabhängigkeit bedacht. Das ist Alles. Vermögen von Hause besitze ich keines, was man Ihnen auch vielleicht darüber sagen mag.

Aber wie bekümmert mich, was Sie mir von der Universitäts- sache schreiben! Das wäre das einzige Schwere für mich, Freunde, wenigstens als Veranlassung in eine mißliche Lage gebracht zu haben. Aber ich glaube Ihnen, daß auch so Ihre Handlungsweise Sie nicht reut. Im schlimmsten Fall, wenn Ihnen ökonomische Verlegenheit erwächst, disponiren Sie über meine Pension. Ihnen darf ich dieß sagen, ohne indelicat zu sein. Und Sie werden auch in diesem Stück mich als Ihren Freund betrachten und benützen.

Wäge sich das Befinden Ihres Herrn Vaters bald bessern! Ich habe mit meiner Mutter viel verloren. Sie war mir besonders in den Bedrängnissen der letzten Jahre zehnfach theuer geworden; denn die Frauen sind rar, die an einem Sohn wie ich, nicht irre werden.

Leben Sie wohl! ich muß schließen, um den Brief an den Erziehungsrath nicht aufzuhalten.

Ewig Ihr

D. F. Strauß.

V.

Gutachten

der theologischen Facultät zu Zürich in Sachen der Berufung des Dr. Strauß nebst dem Separatvotum des Dr. Högig.

1.

Die theologische Facultät kann die Empfehlung des Hrn. Dr. Strauß für die Professur der Dogmatik und Kirchengeschichte nicht gutheißen, da dieselben Gründe, welche früher (nach Dr. Rettigs Tode im Jahr 1836) seiner Berufung im Wege standen, auch heute noch vorhanden sind. Nämlich: a) immer noch ist Hr. Dr. Str. in Beziehung auf

die Behandlung des Lebens Jesu nur negativ aufgetreten. Denn obwohl zwar die letzte Auflage seines Werkes in Vor- und Nachrede, so wie einige Stellen in seinen „Streitschriften“ und ein populärer Aufsatz „über Bleibendes und Vergänglichendes im Christenthum“ positivere Sätze über die Person Christi theils zugegeben, theils selbst aufgestellt haben, so ist doch diesen Ideen noch kein irgend erheblicher Einfluß auf das Hauptwerk selbst gestattet, welches vielmehr immer noch als ein extremes Werk negativer Kritik vorliegt und dem Bewußtsein und Glauben der Kirche, namentlich der protestantischen, nothwendig als eine Kriegserklärung erscheinen muß. Hätte Dr. Strauß zu diesem die negative Kritik der Evangelien vollendenden Werke, welches um dieser Vollendung willen ein Epoche machendes bleiben dürfte, irgend ein Werk beigefügt, welches nun auch die vom Verfasser angeedeutete positive Seite der Idee und Erscheinung Christi behandeln würde, oder könnte man ein solches abwarten, so würde die Facultät nicht verkennen, wie viel bedeutender dasjenige Positive ist, welches die Negation schon überwunden hat, und in diesem Sinne sich über bloß mißverständliches Aergerniß der Kirche hinwegsetzen. Da aber eine solche positive Leistung zur Zeit nicht vorliegt, so kann die Facultät unmöglich auf die bloße Hoffnung hin, daß Dr. Strauß sich veranlaßt sehen werde, sei es nun als Schriftsteller oder als hier angestellter Lehrer der Dogmatik, eine positive Bahn einzuschlagen, sich für hinlänglich befriedigt erklären, um demgemäß zu solcher Besetzung der einzigen ordentlichen Professur für neutestamentliche Fächer mitzuwirken; b) bei den beschränkten Einrichtungen der hiesigen Facultät, die immer nur Einem Docenten gewisse Fächer gesetzlich übertragen sieht, bei welcher namentlich dem Hauptfache der Dogmatik entgegen aller Analogie der theologischen Facultäts-Einrichtungen anderer Universitäten ein einziger Lehrer angewiesen ist, würde die Berufung des Dr. Strauß nichts Anderes sein, als eine Erklärung der Behörden, daß sie den mythischen Standpunkt für geeignet halten, die zu bildenden Diener der Kirche in Dogmatik und Kirchengeschichte ausschließlich zu unterrichten. Eine zahlreichere Facultät, welche für Hauptfächer mehrere Docenten neben einander in Wirksamkeit setzen könnte, würde viel leichter eine extreme Richtung in sich zulassen, da es ein großer Unterschied ist, eine Ansicht bloß mitwirken und sie ausschließlich wirken zu lassen; c) der hiesige Erziehungsrath wird mit uns überzeugt sein, daß die Berufung des Dr. Strauß in der Kirche (und gewiß nicht nur unter den Geistlichen) ein großes Aergerniß geben muß, vielleicht eine offene, selbst den Fortbestand einer gemeinsamen theologischen Lehranstalt für unsern Kanton gefährdende Spaltung hervorrufen wird, in welcher die Frommen leicht alle Wissenschaft, Viele der Aufklärung Suchenden alle Frömmigkeit verschmähen würden. Denn auch wenn eine aufregende Reform der Kirche nicht gescheut würde, so läßt sich

doch nicht erwarten, daß ein zur Zeit noch nur durch Negation Aufsehen erregender Standpunkt eine solche Reform hervorzubringen vermögend sein, sondern bloß, daß derselbe im theologisch-wissenschaftlichen Leben allmähliche Wirkung ausüben werde. Eine neue Epoche im kirchlichen Leben läßt sich erst dann erwarten, wenn die bisherige, immer noch kirchlich anerkannte, wissenschaftlich seit längerer Zeit angegriffene Ansicht von den Büchern des neuen Testaments nicht bloß verneint, sondern an deren Stelle ein bestimmter positiver Grund schon mitgetheilt werden kann, auf welchen hin eine erneuerte Gestaltung der Kirche sich aufbauen könnte. Diesen aber hat Dr. Strauß noch so wenig aufgezeigt, daß die Facultät allfällig vorhandenen Neigungen, dem politischen Umschwung unserer öffentlichen Verhältnisse, gegenwärtig einen kirchlichen nachfolgen zu lassen, von einer solchen Maßregel her, wie die Berufung des Dr. Strauß wäre, nichts versprechen kann, da theils Politisches und Kirchliches sehr verschiedener Art und Natur sind, theils der politische Umschwung zu seiner Zeit nur auf eine positive Idee hin erfolgen konnte, die für einen kirchlichen nicht gegeben ist; d) schließlich beruft sich die Facultät darauf, daß wenn der Erziehungsrath sich entschließen wollte, über die Zweckmäßigkeit der angeregten Berufung jede beliebige theologische Facultät in ganz Deutschland und der Schweiz um ein Gutachten anzufragen, keine einzige, sobald ihr der Organismus der hiesigen Facultät bekannt ist, eine bejahende Antwort ertheilen wird. Zürich den 22. Dec. 1838. Im Namen der theologischen Facultät: Dr. L. Hirzel, d. J. Decan. Frißsche, Actuar.

2.

Separatvotum des Professors Hitzig.

Wenn es dem Unterzeichneten vor zwei Jahren schon, damals unter Ablehnung aller äußern Rücksichten, möglich gewesen ist, mit Dr. Schultze vereint auf die Berufung Straußens anzutragen: so sieht er sich nun im Falle, daß er, auch die kirchlichen und staatlichen Beziehungen erwägend, ohne Restriction für die Berufung desselben stimmen kann. Hierin irre machen läßt sich der Unterzeichnete weder durch die Besorgniß einer Bewegung unter den Predigern, — allerdings gemäß zahlreichen Vorgängen in der Kirchengeschichte leicht vorzuszusehn! —, noch auch durch die abweichende Meinung seiner H. H. Kollegen; denn in dieser Sache sich bejahend auszusprechen, ist für Theologen immerhin etwas Heikles; und auf Strauß anzutragen kann einer theolog. Facultät bedenklicher scheinen, als einer Staatsbehörde, ihn zu ernennen.

Seit zwei Jahren hat sich mir die Frage nur günstiger gewendet. Die von Strauß verfochtene Ansicht trägt eine unabweisbare Zukunft

in sich. In allen wesentlichen Punkten sind die kritischen Resultate des berühmten Buches unwiderlegt geblieben; daß unhistorische Züge sich in die Geschichtserzählungen von Christus eingemischt haben, läugnen selbst Supranaturalisten, wie Ullmann und Neander, nicht mehr; und worüber sie stillschweigend weggehen, das ist, wie die Sachen einmal stehn, als zugegeben zu betrachten. Andererseits hat Strauß selbst in Extravaganzen, z. B. der Bestreitung der Richtigkeit des Evangeliums Johannis, nachgegeben; und die Art, wie er sich in der 3. Aufl. seines Werkes über den Stifter der christlichen Religion äußert, kann ich für mich nur befriedigend nennen. Er erkennt an, daß der Religion, als in welcher sich Gott unmittelbar offenbare, vor Kunst, Philosophie u. i. w. der Vorrang, unter den Religionen der christlichen, und deshalb schon unter den Religionsstiftern Christo die oberste Stelle gebühre; und er gesteht zu, daß im Selbstbewußtsein Jesu die Einheit des göttlichen Geistes mit dem menschlichen schöpferisch-urkräftig aufgetreten sei, so daß davon sein ganzes Leben gleichmäßig durchdrungen und verklärt wurde. Diese Ansicht vermag ich nicht für unchristlich zu halten, und keinesfalls die des sich selbst so nennenden positiven Christenthums, welche auf Ausschließlichkeit Anspruch macht, für christlicher und für wahrer: da letztere selbst innerhalb der protestantischen Confessionen dem Glauben an die ewigen Ideen einen solchen obligatorischen an geschichtliche Ereignisse substituirt, Gott den Vater hinter den Sohn völlig zurückgedrängt, und auf diese Weise den Zweck Jesu, der durch sich zum Vater führen wollte, soviel an ihr war, vereitelt hat.

Begreiflicher Weise würden manche nicht aus dem Leeren aufgegriffene Bedenkllichkeiten sich leichter beseitigen, wenn. Strauß nicht im Mittelpunkte der Theologie Platz nehmen, ich meine: Dogmatik lehren sollte. Ich meinerseits würde, wosern Strauß die Persönlichkeit Gottes und die individuelle Fortdauer der menschlichen Geister d. h. die beiden Grundsäulen der Religion, in Abrede stellte, ihn nicht einmal für eine Professur der theolog. Hülfswissenschaften in Vorschlag zu bringen wagen. Nicht nur aber habe ich keinen Grund, in solcher Weise Straußens System mir zu deuten; sondern aus den „Streitschriften“ dieses Mannes schöpfte ich auch, — worüber sein „Leben Jesu“ zweifelhaft lassen konnte — die Gewißheit, daß er wesentlich ein positiver Christ ist, kein Ungeist, der Alles, nur nie das Rechte, sieht, kein nur zum Verstören befähigter Regierer. Wenn dessenungeachtet sich im „Leben Jesu“ eine vorherrschend verneinende und zersetzende Richtung kund gab, so scheint der Grund davon in der Beschaffenheit des Stoffes gesucht werden zu müssen: wogegen gerade ein Amt als Lehrer der Dogmatik ihn nöthigen würde, eine positive Bahn einzuschlagen mit synthetischem Verfahren.

Wenn ich schließlich erwäge, daß, Strauß beseitigt, zu würdiger Besetzung der vacanten Professur von auswärts sich keine Aussicht

bietet; daß die Ernennung eines Lehrers der wissenschaftlichen Theologie, und nicht die Creirung eines Antistes die Frage ist; und daß Strauß die übrigen Facultätsmitglieder wohl verdunkeln, nicht aber mit Vernichtung ihres Einflusses auf die Studirenden eine Richtung zur allein geltenden erheben würde: so kann ich, dieß Alles reiflich erwogen, nicht umhin, die Berufung des Dr. Strauß für die durch Elverts Abgang erlebte Professur der Dogmatik und Kirchengeschichte anzurathen.

Dr. Hitzig,
Professor der Theologie.

VI.

Das Annahmeschreiben von Strauß.

Stuttgart. 18. Februar 1839.

Der hochpreisliche Erziehungsrath des eidgenössischen Standes Zürich hat vermöge Erlasses vom 3. Februar d. J. mich zum ordentlichen Professor der Theologie an der dortigen Hochschule berufen, und ich erkläre mich hiermit bereit, einem so ehrenvollen Rufe Folge zu leisten. — Den Dank, zu welchem mich das Vertrauen des hochpreislichen Erziehungsrathes verpflichtet, werde ich thatsächlich dadurch abzutragen suchen, daß ich alle meine Kräfte anbiete, um die Pflichten meines neuen Amtes zu erfüllen, und zum Gedeihen und Flore der Züricher Hochschule an meinem Theile mitzuwirken. Die mancherlei Befürchtungen, welche meiner religiösen Ansichten wegen unter Ihrer Volke laut geworden sind, hat bereits Ihr hochzuverehrender Präsident, Herr Bürgermeister Hirzel, in öffentlichen Bekanntmachungen zu beiseitigen gesucht, deren Inhalt ich dankbar als vollkommen mit meinem Sinn übereinstimmend anerkenne. In der That zähle ich es gar nicht zu den schwierigen Aufgaben, die ich an meinem neuen Posten zu lösen haben werde, die Gemüther derjenigen zu beruhigen, welche in mir einen Mann vermuthen, der die ihm übertragene Stellung an Ihrer Universität zur Untergrabung der bestehenden Religion zu benutzen im Sinne habe. Befürchtungen dieser Art müssen sich ja eben so bald verlieren, als man sehen wird, wie ich, weit entfernt in ein fremdes Gebiet übergreifen und die Gemeinde in ihrem Glauben und ihrer Religionsübung stören zu wollen, mich rein innerhalb der Gränzen meines wissenschaftlichen Berufes halten, und auch in diesem

bahin wirken werde, daß die göttlichen Grundwahrheiten des Christenthums geachtet und im Geiste dieser Achtung immer mehr von menschlichem Beiwesen gereinigt werden. — Möge es mir nur gelingen, so gewiß ich meinen ehrenwerthen Segnern in Zürich bald genug einen Andern zu zeigen hoffe, als den sie in mir verabscheuen, meinen verehrten Gönnern umgekehrt mich möglich als denjenigen zu bewähren, welchen ihr Wohlwollen in mir voraussetzt. Mit der angelegentlichsten Bitte an Sie, hochzuverehrende Männer, jenem Wunsche durch Ihre Nachsicht entgegen zu kommen, verharre ich hochachtungsvoll eines hochpreislichen Erziehungsrathes

ergebenster

Dr. D. F. Strauß.

VII.

Sinter den Soulfissen.

1. An Sizig.

Zürich. 25. Februar 1839.

Hochwürdiger Herr!

Schon seit mehr als acht Tagen beschäftigte mich der Gedanke, mich in der Straußischen Angelegenheit an Sie zu wenden und Sie anzugehen, durch ein kräftiges Wort zu versuchen, Straußen von der wahren Lage der Sache in unserem Canton zu belehren, und ihn aufzufordern, durch eine zeitgemäße Erklärung den Gährungen in unserem Canton ein Ende zu machen.

Es ist wohl nicht nöthig, hier die Frage zu erörtern, ob Arius oder Athanasius Recht habe, ob Strauß wohl oder übel gethan habe, seine Lehrsätze mit Hegelianismus zu vermengen, Unsterblichkeit und die Folgen guter und böser Handlungen in Zwielicht zu setzen. Als es vor drei Jahren darum zu thun war, ihn zu berufen, mißrieth ich es, weil sein Ausspruch, ein Bekenner seiner Lehren, könne mit gutem Gewissen nicht christlicher Lehrer sein, eine lange Reihe von Jahren erfordert, um eine Präscription zu erlangen. Ueberdies war ich überzeugt, daß zwischen der Verbreitung von Schriften und dem amtlichen Auftreten auf einem Lehrstuhle eine große Kluft stehe.

Als leztlin seine Berufung wieder zur Sprache kam, mißrieth ich dieselbe den Gliedern des Erziehungsraths, mit denen ich in Beziehung stehe. In die Häuser zu laufen und zu intriguiren war nie meine Sache. Gegen die Motion im Großen Rathe stimmte ich, weil ich es nicht für gut hielt, die Wissenschaft unter die Vormundschaft einer Facultät zu stellen. Gleichwohl würde ich gegen die Berufung im Regierungsrath gestimmt haben, wenn nicht folgende Umstände dazwischen gekommen wären. In Abweichung von dem gewöhnlichen Verfahren bei Wahlen erklärten der Reihe nach mehrere Mitglieder, von denen bestimmt zu erwarten war, sie werden gegen die Berufung stimmen, sie fänden aus diesem oder jenem Grunde sich nunmehr bezwogen, für dieselbe zu stimmen und es hatte das Ansehen, daß nur zwei Stimmen, die bereits im Kirchenrath sich ausgesprochen hatten, abweichend sein würden. Ich verkannte das Mißliche der Sache keinen Augenblick, erkannte klar, daß meine Wahlstimme ohne Wirkung sei, gedachte, daß wenn die von allen Seiten ertönenden Versicherungen, es sei keine erhebliche Opposition vorhanden, gegründet sei, eine Stimme mehr in der Minderheit schon wieder aufreizen könnte. Eben so wichtig war es mir, mich durch die Theilnahme an dem Wagestück, im Fall einer bedenklichen Wendung in die Lage zu versetzen ein kräftigeres Wort sprechen zu können, als ein beständiger Opponent selten thun kann. Ich setze hinzu, daß mir als Greis noch ein Gefühl einwohnt, das mich schon als Jungen erfüllte, nehmlich daß wenn meine Jugendkameraden einen tollen Streich machten, und ich sie nicht abhalten konnte, ich sie nicht verließ, sondern auf Glück und Unglück hin mithielt.

Jetzt ist die Sache ganz klar; viele Tausende in unserem Canton finden sich tief beunruhigt und sind in hohem Grad aufgebracht. Alle unreinen materiellen Interessen benützen den Anlaß und die Freunde der Reaction schüren das Feuer. An Zwangsmittel oder an Waffen denkt nur rohe Leidenschaft, denn sobald von solchen die Rede wäre, würden selbst die entferntesten Elemente sich gegen dieselbe vereinigen. Bürgermeister Hirtzel soll an Straußen schreiben, aber er ist zu befangen, der biedere Drell ist nicht genau mit Strauß bekannt und etwas schwächern. Sie sind ein Weltmann, Strauß muß Ihnen glauben. Sie können helfen. Wollen Sie dieß, so schreiben Sie ihm, es sei da nun kein Zögern und kein Künsteln oder Hinhalten, sondern um eine offene Erklärung zu thun. Wenn Herr Strauß ein Mann von Ehre und Gefühl ist, so wird er nach allem, was er lesen kann, nicht anstehen, auf die Wahl zu verzichten. Er darf sagen, ein Wirkungskreis hätte ihm Freude gemacht, aber als Ehrenmann muß er hinzusetzen, um keinen Preis wolle er die Ruhe eines biederen Volkes stören und eine aufblühende liberale Verfassung gefährden. Thut er dieß, so wird er in allen Beziehungen gewinnen, selbst bei

seinen Gegnern und das ganze denkende Deutschland wird es billigen. So kann er jeden Vorwurf von eitler Ehrsucht und niedriger Gewinn- sucht von sich abweisen. Nicht nur stehen unsere hohe Schule, unser ganzes Schulwesen, sondern beinahe alle unsere besseren Anordnungen auf dem Spiele und mit ihnen alles, was seit 1830 erkämpft wurde. Sie, der nicht bloß gelehrte, sondern kluge Mann können helfen und der Wohlthäter des Canton Zürich sein. Würde Strauß meinen Namen kennen, ich hätte ihm schon seit acht Tagen geschrieben. Es ist nicht um etwas Halbes, sondern um eine bestimmte Erklärung und um eine vollständige Beruhigung unseres Volkes zu thun. Ich habe die Ehre mit stäter Hochachtung zu sein Euer Hochwürden

ganz ergebener

Meyer, nunmehr Regierungsrath.

2. Bürgermeister Heß an Hitzig.

Zürich. 28. Februar 1839.

Hochgeehrtester Herr!

Soeben trifft Nachricht ein, daß oben am See sich bewaffnete Massen sammeln, um auf Küßnacht zu ziehen und das Seminar zu verbrennen zc. Aller Widerstand wird zwar versucht werden, allein da mir bekannt ist, daß Sie auf Fälle, wo die Unmöglichkeit der Berufung Herrn Dr. Strauß evident zu Tage liegt, Vollmachten besitzen, so lade ich Sie ein, davon Gebrauch zu machen, ehe es zu spät ist. Wir müssen trachten den Fanatismus zu entwaffen. Zeit ist schnelle Entscheidung nothwendig.

Ergebenst

Heß.

3. Hitzig an Heß.

Wenn nach den Erklärungen, welche ich gestern Abend abzugeben die Ehre hatte, Ew. Excellenz noch heute die Ueberzeugung hegen, ich besäße eine Vollmacht, so scheint in meine Aufrichtigkeit Zweifel gesetzt zu werden. Ich besitze keine Vollmacht und aus dem bewußten Wort des Strauß'schen Briefs eine nachträglich herauszudeuten, wird mir durch seither gefaßte Beschlüsse der Behörde unmöglich gemacht. Eine hohe Regierung hat das Mittel, Strauß fern zu halten, in der Hand, ich meine Pensionirung. Ob übrigens die eingelaufenen Nachrichten nicht übertreiben, darüber wage ich kein Urtheil, und es bleibt mir

nur noch übrig, darob meine Bekümmerniß auszubrüden, in dieser Sache nicht mehr zur Zufriedenheit Ew. Excellenz handeln zu können.

z.

Hilig.

VIII.

Erklärung

von Strauß in Betreff seiner Pensionirung.

Dem hochpreislichen Erziehungsrathe des Cantons Zürich habe ich in ergebenster Beantwortung seiner Eröffnung der Beschlüsse vom 18. und 19. v. M. vor Allem für die Beharrlichkeit zu danken, mit welcher er meine Rechte als wirklich berufenen Professors an der dortigen Hochschule, so weit es an ihm lag, aufrecht gehalten, und erst der Nothwendigkeit weichend meine Berufung zurückgenommen hat. Gegen die Anwendung des §. 185 Ihres organischen Schulgesetzes auf meinen Fall stünde mir zwar, wie mich kundige Freunde versichern, rechtskräftige Einrede zu, deren ich mich jedoch, um eine schon allzu lange verhandelte Sache nicht noch weiter fortzuspinnen und zu verwickeln, lieber begeben will. Den für mich festgesetzten Ruhegehalt von tausend Franken betreffend, ist mir von manchen Seiten die Erwartung fast als Forderung entgegengetreten, daß ich denselben ausschlagen werde. Begreiflich; wer ist nicht gern großmüthig auf fremde Kosten, und vollends gar, wenn ihm selbst dadurch Kosten erspart werden? So hat insbesondere das Züricher Glaubenscomité in seiner Abschiedsproclamation mir ordentlich einen moralischen Zwang anzuthun versucht durch die öffentlich ausgesprochene Beschuldigung, da ich der dortigen Hochschule keine Dienste geleistet, mithin auch keinen Ruhegehalt verdient habe, so könnte meine Annahme desselben nur aus unehrenhaften, habfüchtigen Beweggründen erklärt werden. Allein das Glaubenscomité glaube nur nicht, mich durch Insinuationen, zumal so plumper Art, forciren zu können. Es könnte wissen, daß ich gewohnt bin, nach Ueberzeugung meinen eigenen Weg zu gehen; unbekümmert um das Geschrei einer kleineren oder größeren Masse, des halben oder ganzen Publicums. Meine Ueberzeugung in dieser Sache beruht aber auf folgenden Punkten,

deren ausführliche Erörterung mir der hochpreisliche Erziehungsrath, obwohl sie seiner Einsicht gegenüber ohne Zweifel entbehrlich wäre, dennoch mit Rücksicht auf das Publicum, dem die öffentlichen Blätter diese Zusage vorlegen werden, hier gestatten möge. Ein Rechtsanspruch auf eine Pension muß mir doch wohl zustehen, sonst würde schwerlich die oberste Behörde eines mir fremden und überdies zu meinen Ungunsten aufgeregten Landes mir eine solche beinahe einstimmig zuerkannt haben. Was aber den moralischen Anspruch betrifft, so habe ich zwar allerdings der Republik Zürich keinen Dienst leisten noch Nutzen bringen können in einem Amte, an dessen Antritt ich ohne meine Schuld verhindert worden bin; aber die andere Frage ist, ob nicht die Züricher Regierung durch ihre Berufung und deren nachherige Zurücknahme mir einen Nachtheil zugefügt hat, für welchen ich eine Entschädigung ansprechen kann. Für die Beschimpfungen, welchen in Ihrem Canton diese Zeit her mein Name ausgesetzt gewesen ist, würde eine pecuniäre Schadloshaltung nicht einmal genügen; vielmehr jedoch kommen sie hier gar nicht in Anschlag, da sie in den Augen aller Vernünftigen, statt mich zu beschmutzen, auf ihre Urheber zurückgefallen sind. Aber Folgendes kommt in Betracht. Ich habe um die in Zürich erledigte Stelle mich nicht beworben; meine dortigen Freunde wußten nur im Allgemeinen um meine Geneigtheit, eine theologische Professur, von woher mir dieselbe geboten würde, anzunehmen; hätte nun Zürich mich unberufen gelassen, so hätte vielleicht in Kurzem eine deutsche Regierung diesen Versuch gemacht und durchgeführt, wogegen jetzt die Auftritte in Ihrem Canton, die man freilich nur mit Unrecht als einen Vorgang für Deutschland betrachten würde, doch dieser und jener Regierung gegen einen solchen Schritt Bedenken erregen können. Den Ehrenpunkt ferner betreffend, so sehe ich auch von dieser Seite nicht, was meiner Annahme des mir zukommenden Ruhegehalts entgegenstehen soll. Da ich denselben keiner Gnade, sondern dem Gesetz und Recht verdanke, so legt er mir keinerlei Verbindlichkeit oder Zwang auf, wodurch meine Unabhängigkeit gefährdet würde. Auch das trifft nicht zu, daß es unangemessen sei, von Solchen einen Gehalt anzunehmen, die sich meine Dienste verbeten haben. Denn den Gehalt werde ich ja nicht von der Partei meiner Gegner beziehen, sondern von der Regierung, die über den Parteien steht. Selbst aber, wenn es eine Beisteuer von den einzelnen Mitgliedern des Glaubenscomités wäre, so hat es noch niemals für entehrend gegolten, von Feinden Selber zu beziehen, deren Entrichtung ihnen durch Recht und Vertrag auferlegt war. Nach allem Bisherigen kommt eigentlich die Frage gar nicht mehr in Betracht, ob ich eines solchen Einkommens bedarf oder nicht. Kommt mir dasselbe von Rechtswegen zu, und kann es ehrenhalber von mir angenommen werden, so hat Niemand darnach zu fragen, ob ich dasselbe nicht möglicherweise auch entbehren könnte. Dessen ungeachtet hat

man, wie ich vernehme, über meine ökonomischen Verhältnisse die übertriebensten Vorstellungen in Umlauf gebracht, die zwar zu meinen Ungunsten erfunden sind, sofern sie meinen voraussetzlichen Entschluß, die Pension anzunehmen, im gehässigsten Lichte zeigen sollen, mich aber dennoch deßwegen freuen, weil sie für die Leichtigkeit grundloser Mythen- und Sagenbildung, selbst noch in unserer Zeit, schlagende Belege sind. Da ich, wie gesagt, nähere Auskunft über diesen Punkt dem größern Publikum nicht schuldig bin, Sie aber eine solche nicht verlangen, und die mir näher Stehenden ihrer nicht erst bedürfen, so sage ich hier nur so viel, daß es mir von dieser Seite als Leichtsinns oder Prahlerei erscheinen müßte, einen Beitrag zur Sicherung meiner bürgerlichen, und damit auch meiner litterarischen Unabhängigkeit, dem mein gutes Recht mir bietet, ohne Weiteres von der Hand zu weisen, um dem Publikum eine Großmuthsscene zum Besten zu geben — oder vielmehr einen Act der Selbstverurtheilung. Denn was ist das Verlangen, daß ich die mir zukommende Pension nicht annehmen solle, anders, als die Fortsetzung des früheren, ich hätte her mir übertragenen Stelle freiwillig entsagen sollen? Und woraus ging diese Forderung hervor, als aus dem Urtheil, daß mir ein theologisches Lehramt von vorne herein nicht gebührt habe? Wie man mir aber jetzt anmuthet, auf den Züricher Gehalt zu verzichten, so hat man längst zu demjenigen scheel gesehen, was meine Schriften mir einbrachten, und dieß bald in gehässiger Absicht vergrößert, bald mir sogar den lächerlichsten Vorwurf daraus gemacht, daß ich überhaupt etwas für dieselben bezogen habe. Was hinter allem diesem steckt, ist leicht zu sehen. Es ist der alte, vertilgungsfüchtige Rekerhaß, nur unter einer modernen Maske. Der Andersgläubige hat in den Augen gewisser Leute das Leben und alle Güter desselben verwirkt. Von Rechtswegen sollte er nicht athmen, oder wenn dieß, so sollte er doch wenigstens ein Bettler, landesflüchtig, ohne Eigenthum und Obdach sein. Daß es so weit mit mir, Gott sei Dank, nicht ist, daß sie sich den Triumph nicht versprechen dürfen, mich Hülfe suchend vor ihren Thüren zu sehen, um sie mir entweder zu verschließen, oder, noch besser, sich in ihrem christlichen Mitleiden recht wohlzugefallen, falls sie mir dieselben öffneten — diese meine Unabhängigkeit und jeder weitere Beitrag zur Sicherung derselben ist ihnen ein Dorn im Auge. Können sie mir nun — Dank sei dem Geist des Jahrhunderts — nicht mit physischer Gewalt nehmen, was sie mir nicht gönnen, so suchen sie mit moralischem Zwange mir die Annahme unmöglich zu machen, wobei sie nur übersehen, daß ich ja ihren Vorderatz, meine Rechtlosigkeit, einräumen würde, wenn ich ihrer Zumuthung nachgeben wollte. — Aus diesen Gründen erkläre ich dem hochpreislichen Erziehungsrathe, daß ich die mir von der dortigen obersten Staatsbehörde ausgesetzte Pension annehme. — Dieselbe, so oft und so weit ich es angemessen finden

werde, zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden, bleibt mir dabei unbenommen, aber ebenso meinem freien Gutbefinden anheim gegeben, wie Jeder sonst über jeden Theil seines Vermögens und rechtmäßigen Einkommens frei zu verfügen hat. Für die nächste Zeit ist mir ein solcher Zuwachs zu letzterem beßwogen besonders willkommen, weil er mich in den Stand setzen wird, den Armentassen meiner Vaterstadt Ludwigsburg eine Summe zuzuließe zu lassen, durch welche ich das Andenken meiner kürzlich verstorbenen Mutter ehren möchte. — Welchen Entschluß ich in dieser Angelegenheit hätte fassen mögen: der Mißdeutung würde, bei meinem Verhältniß zum Publikum, keiner entgangen sein. Ich habe rücksichtslos denjenigen gesagt, der aus meiner eigensten Ueberzeugung hervorgeht, und für welchen ich, wie ich ihn hier sammt den Beweggründen vorgelegt, die Billigung derer mir verspreche, an deren Urtheil über mich mir allein gelegen sein kann. Wollen Andere mich darum schmähen, so steht es ihnen von meinethwegen vollkommen frei: es gibt Menschen, mit denen ich so wenig eine gemeinsame Moral, als eine gemeinschaftliche Religion haben mag. Schließlich genehmigen Sie die Versicherung vollkommenster Hochachtung, mit welcher ich bin Eines hochpreislichen Erziehungsrathes ergebenster

Dr. D. F. Strauß.

IX.

Aus der Schrift: Mein Antheil an den Ereignissen des 6. September 1839.

Ein Wort der Wahrheit an die Schweizerbrüder in der Nähe und Ferne von Pfarrer Dr. B. Hirzel.

„Schon den 4. September hätte ich die zuverlässige Nachricht bekommen, daß die Radikalen des ganzen östlichen Cantonstheiles unter Leitung eines besonders hiesfür angelangten Hauptführers der Radikalen in Hinweil eine Versammlung gehalten, deren Resultat sei, „es sollen sich die Radikalen in der Nacht vom 5. auf den 6. nach Zürich begeben, die Studenten an sich ziehen, sich des Zeughauses bemächtigen und die radikale Majorität des Regierungsrathes zu Ergreifung

von kräftigen Maßregeln (d. h. Niedertretung des Volkes, Guillotine für seine Führer) auffordern.““ Ferner am 5. Morgens wurde mir von Winterthur aus die Kunde, „„daß sich die Anhänger der Regierungspartei (die Radikalen) aus allen Gegenden des Cantons nächsten Montag, den Tag des Großen Rathes, ins Geheim bewaffnet nach Zürich begeben werden, dort wollen sie sich mit bestimmten Abzeichen in der Nähe des Zeughauses postiren, um nach Einnahme desselben dem Volke, das wohl wieder so unbewaffnet nach Zürich wie nach Kloten kommen werde, endlich einmal zu zeigen, wer Meister sei.““ — Wenn nun gleich diese Nachrichten in der Zeitbestimmung nicht übereintrafen, so vereinigten sich denn doch beide in der Hauptsache so genau, daß ich mit schwerem Herzen der Zukunft entgegenjah, und diese Besorgniß vermehrte sich noch gar sehr, als ich vernahm, daß im Laufe des 5. September beinahe alle sogenannten Straußianer meiner Umgegend „„Geschäfte halber““ nach Zürich verstreit waren.“

„Mit welchen Gefühlen ich alles dieses vernahm, kann jeder sich denken, der Liebe hat zu seinem Volke, und dessen heiligstes Gut zu würdigen vermag. So in der höchsten Aufregung erhielt ich den 5. Nachmittags 2 Uhr, wie alle übrigen Präsidenten der Bezirkscomités, nachfolgendes Schreiben des Vice-Präsidenten des Central-Comité:

„„Die Feinde drohen, das Vaterland mit fremden Truppen zu überziehen. Neuhaus bietet Bern auf und Baselland rüstet sich. Ich ersuche Euch, Euch in Bereitschaft zu halten, damit, wenn die Glocken gehen, Alles zum Sturm bereit sei. Ein guter Theil kommt dann nach Zürich, und ein anderer Theil bleibt zu Hause zu Bewachung des eigenen Heerdes.““

„„Zürich, den 5. September 1839.““

„„Rahn-Escher.““

„Es ist viel gesprochen worden von falschen Zuschriften, die nach Pfäffikon gekommen seien. Obige Zuschrift, die einzige, welche ich vor dem Sturmkläuten erhalten habe, ist zwar ächt, falsch aber zum Theil allerdings ihre Veranlassung. Herr Dr. Rahn-Escher wurde nämlich dazu bewogen durch eine absichtlich ausgestreute Unwahrheit des Alt-Regierungsrath Weiß, welcher wähnte, damit Furcht einflößen zu können.¹ Ganz ohne Grund, d. h. eine wirkliche Lüge, scheint es mir indessen, nach dem bekannten Anerbieten des Herrn Neuhaus und nach unzweifelhaften Andeutungen von Mitgliedern des

¹ „Nunmehr hat es sich erwiesen, daß jene Aeußerung des Herrn Weiß nicht einmal einmal eine Unwahrheit, sondern leider wirkliches be-
„stimmtes Vorhaben war der radikalen Regierungspartei in Verbindung
„mit dem volksfeindlichen Siebner-Concordat. Politische Gründe hindern mich
„für einmal näher darüber einzutreten. Später soll die Sache jedenfalls ans
„Tageslicht kommen.“

frühern Regierungsrathes, doch nicht gewesen zu sein. Dem sei indessen wie ihm wolle, der bloße Gedanke an fremde Einmischung, an Zwang zu verabscheuten Zwecken von Seiten einer verachteten Regierung regte mich und alle, denen ich Obiges mittheilte, in dem Grade auf, daß wir lieber sterben wollten, als solchen Zwang erdulden."

"Sogleich berichtete ich die umliegenden Gemeinden, daß sie auf die Glocken von Pfäffikon achten möchten, und überlegte sodann mehrere Stunden lang, allein vor Gott, die Lage der Dinge."

"Tritt einmal die projectirte Versammlung der Radikalen in Zürich oder Winterthur zusammen, noch vor dem Anmarsch fremder Truppen, so wird dieselbe, so klein sie auch sein möchte, von den Feinden des Volkes so sehr vervielfacht, daß fremde Einmischung so viel als gewiß ist; sind dann fremde Truppen da, so ist alle Organisation der Volksbewegung gehemmt, und ohne Organisation nichts erreichbar. — In Zürich wissen sie noch nicht, was ich hier erfahren habe von den Plänen der Radikalen, und doch gewinnt einzig, wer zuvorkommt. — Die Aufforderung, sich zum Sturm bereit zu halten, ist in alle Bezirke gekommen, das Volk überall gleich entschlossen, zu Erhaltung seiner heiligsten Interessen für Kinder und Kindeskinde Gut und Blut zu wagen. — Seit Anfang der Bewegung hat das Volk immer und überall eine solche Ruhe und Ordnungsliebe und eine solche Folgsamkeit zu seinen Führern bewiesen, daß man ihm völliges Vertrauen zu schenken verpflichtet ist bei einer Bewegung, deren Tendenz keine andere ist, als: Wahrung der höchsten Interessen gegen Tyrannei Einzelner und gegen fremde Einmischung. Endlich noch und ganz vorzüglich: Würde man zuwarten bis zum nächsten Montag, so müßte nach aller Wahrscheinlichkeit ein Kampf entstehen, der nicht nur nach obigen Plänen der Radikalen höchst blutig ausfiel, sondern eben dadurch die Einmischung anderer Cantone unausweichlich machte."

"Alles dieses ruhig und ernst überlegend, half ich vor Allem eine Bürgerwache anordnen, welche namentlich die Familien der Radikalen vor Unbill zu beschützen habe, befahl Leib und Seele dem Herrn und — ließ Sturm läuten."

"Zu gleicher Zeit gingen Expresse zu Pferd an den See und nach Zürich, um die Brüder von unserm Ausbruch in Kenntniß zu setzen und zur Theilnahme einzuladen. An letzterer konnten wir um so weniger zweifeln, als ihnen theils die dringlichen Gründe mitgetheilt wurden, theils Alles auf lange, wenn nicht für immer verloren gewesen wäre, wenn man uns vereinzelt gelassen und nicht mit aller Kraft unterstützt hätte."

"Nach und nach rückten alle 12 Civilgemeinden von Pfäffikon ein, bereits zu 600 Mann. Die allgemeine Bewaffnung fand nicht Statt, weil wir bloß durch eine moralische Demonstration,

nicht durch Waffengewalt, die Regierung zur Erfüllung der Volkswünsche bewegen wollten, dagegen bewaffnete sich ein kleinerer Theil, um damit dem Zuge ein gewisses Ansehen zu geben. Auch Ruzikon, Hittnau, Bauma, jedes mit circa 400—500 Mann, folgten nach, so daß sich bereits gegen 2000 Mann zusammengefunden hatten. Diesen wurde, nach Auswahl bestimmter Führer, bringend ans Herz gelegt, „wie unumgänglich nöthig es sei zur Erreichung unsers hohen heiligen Zieles, daß sowohl auf dem Zuge als bei der Ankunft in der Stadt die strengste Ordnung beobachtet werde, indem wir ja Nichts wollen als Sicherung unsers christlichen Glaubens und Garantie gegen aufgedrungenen fremden Machtspruch.“ Tausendfach, aber wie aus Einem Herzen, kam die Zustimmung, und der Zug rückte geordnet vorwärts. Von Dorf zu Dorf wuchs derselbe zu Hunderten an, namentlich in Volketschweil trafen wir mit unsern Brüdern aus Sternenberg, Fischenthal, Wezikon und andern Gemeinden des Bezirkes Hinweil zusammen, so daß die Anzahl in Dübendorf an 4—5000 betragen mochte.“

„Die ruhige Haltung und das ernste Benehmen dieser Menschenmasse, zur Nachtzeit vorüber oftmals den Häusern ihrer Feinde, wird mir ewig unvergeßlich sein, und dient allein schon der früheren Regierung zum Urtheil: Kein Geschrei, kein Ruf, kein lautes Wort; entweder feierliche Stille, nur in der Nähe der Dörfer unterbrochen von schauerlichem Sturmgeläute, oder tausendstimmiger Gesang frommer Lieder aus Herzensgrund.“

„In Dübendorf hieß es, daß ein Schreiben des Central-Comité angekommen sei. Der Inhalt desselben war eine Aufforderung zur Rückkehr. Was ich dabei nicht sagte, sondern dachte, kann jeder ebenfalls sich denken; das Volk forderte laut, vorwärts geführt zu werden, und um so leichter willigte ich ein, als ich im Rückwärts nicht nur für mich, sondern für die Volkssache selbst, nichts sah als Verderben.“

„So rückte denn der Zug weiter, der Entscheidung immer näher und näher. Aber was hatten wir nach jenem Schreiben des Central-Comité zu erwarten? sollten denn wirklich die andern Bezirke nicht aufgemahnt worden sein? und dann — ? doch schnell beruhigte mich die feste Ueberzeugung, daß diese andern Bezirke einerseits uns sicherlich nicht stecken lassen wollen, anderseits auch nicht können werden, da ja unser Allen Interesse nur Eines, unsere Niederlage ihre eigene sei.“

„In Oberstraf, auf der Höhe der Winterthurer-Straße, wurde Halt gemacht, und kaum waren wir daselbst angelangt, so erschienen als Abgeordnete des Regierungsrathes die Herren Hegetschweiler und M. Sulzer, um die Wünsche des Volkes zu vernehmen. Beinahe zu gleicher Zeit kam auch Herr Dr. Rahn-Escher an. — Bald

verständigte man sich dahin, dem Regierungsrathe folgende Ansuchen vorzulegen:

- 1) Erfüllung sämmtlicher in der Adresse von Kloten ausgesprochenen Wünsche.
- 2) Bestimmte Erklärung, daß der Regierungsrath weder jetzt noch in Zukunft bei innern Angelegenheiten fremde Hülfe in Anspruch nehmen wolle.
- 3) Losfagung von dem Siebner-Concordate."

„Die Herren Abgeordneten beide erklärten, daß sie ihr Möglichstes thun wollten, um diese Volkswünsche zu realisiren, und kehrten zurück mit der Zusicherung, daß der Regierungsrath seine Antwort uns so bald als möglich werde zukommen lassen.“

„Bei also angeknüpften Verhandlungen vertheilte sich das Volk in die umliegende Gegend, um die nöthigen Erfrischungen zu finden, mit dem einstimmigen Versprechen, nach Verfluß von zwei Stunden sich wieder zur Stelle zu begeben. Eine wiederholte Aufforderung zu Ruhe und Ordnung schien mir ganz überflüssig, ja sie wäre eine Beleidigung gegen unser braves Volk gewesen.“ — —

„Was ich als Möglichkeit vorausgesehen hatte, war wirklich der Fall. Das Central-Comité hatte im Glauben, unsern Zug zurückhalten zu können, die Aufforderung zum Sturme an andere Bezirke unterlassen. Eben so gut traf aber auch meine zweite Voraussetzung ein, daß man uns nicht ohne Hülfe lassen werde, denn sofort wurden Expresse nach allen Seiten geschickt, um zum Sturme aufzufordern. Nach und nach ertönte längs beiden Seeufern eine Glocke nach der andern und so ringsum immer weiter und weiter. Nach Verfluß der anberaumten 2 Stunden fand sich das Volk nicht nur ziemlich vollzählig ein, sondern es verlangte sofort nach der Stadt geführt zu werden und auf irgend einem Platze sich zu lagern, um von da aus eine Deputatschaft an die Regierung zu senden mit der Bitte um Antwort auf die mitgetheilten Volkswünsche. Diesem allgemeinen Begehren setzte ich mich um so weniger entgegen, als mir durch befreundete Männer aus der Stadt, welche mit dem gegenwärtigen Zustande derselben vertraut sein mußten, des Bestimmtesten versichert worden war, daß das Zeughaus in den Händen der Stadt sei, und daß kein Angriff gegen uns werde gemacht werden, wenn wir nicht selber zuvor angegriffen. Rechnet man dazu die Sicherheit, welche wir durch die bereits mit der Regierung angeknüpfte Unterhandlung zu finden mit Recht hoffen durften, ferner die Nothwendigkeit, einem großen Theile des Volkes, welcher auf dem Berge keine Lebensmittel hatte bekommen können, solche zu verschaffen, und endlich noch die Erwartung, daß unsere Wünsche wohl um so eher möchten erfüllt werden, wenn wir in der Nähe des Regierungsrathes sie wiederholten; alsdann wird

man vielleicht zugeben, daß der Vorwurf von Uebereilung, welcher gegen den Einzug in die Stadt vor Ankunft der andern Bezirke, wohlverstanden erst nach der unerwarteten Wendung der Dinge, ist gemacht worden, selber etwas voreilig war. Freilich, hätten wir einen Angriff projectirt, oder einen solchen von der andern Seite auch nur für wahrscheinlich erachtet, dann wäre jener Vorwurf allerdings nur zu begründet."

"Somit ordnete sich der Zug zu 4 Mann hoch, voran 20 Scharfschützen, dann die Infanteristen und irgendwie Bewaffneten, etwa zu 100 Mann, zuletzt das Volk gegen 2000 Mann, bloß mit Stöcken in der Hand. Die Uebrigen hatten sich, wohl aus verschiedenen Gründen, dem Zuge nicht mehr angeschlossen. In musterhafter Ordnung, die selbst von unsern Gegnern anerkannt wird, rückte das Volk in die Stadt ein. Der einzige Tadel, welcher darüber ausgesprochen wurde, betraf die schlechte Kleidung vieler; aber in dieser schlug ein Herz, treu seinem Gott und Heiland, und entschlossen, durch Festigkeit und Ordnungsliebe zu zeigen, daß es ihm um das Höchste zu thun war. Aus sich selber stimmte das Volk wieder seinen Gesang an:

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
 Sein werd' in aller Welt gedacht;
 Ihn preise, was durch Jesum Christ
 Im Himmel und auf Erden ist!
 Die Völker haben Dein geharrt,
 Bis daß die Zeit erfüllet ward —
 Da sandte Gott von seinem Thron
 Das Heil der Welt, Dich, seinen Sohn."

"Mächtig hallten die kräftigen Töne durch alle Straßen und wohl auch durch viele Herzen; es lag darin ein Ernst und eine Freude, deren Erkenntniß ich nicht um ein Leben vertauschen würde."

"Auf dem Rathhausplatze machte mir Herr Dr. Rahn-Escher den Vorschlag, mit den Bewaffneten über die untere Brücke durch die Storchengasse nach dem Frauenmünsterplatze zu ziehen; er selbst wolle den unbewaffneten Zug den rechten Quai hinauf über die obere Brücke an denselben Ort führen, woselbst dann die Stadt für die nöthige Erfrischung sorgen werde. Dieses schien mir zwar etwas stark, da ich wußte (dem Volke war es nicht bekannt), daß der Regierungsrath in dem Postgebäude sitze; lieber hätte ich mich nach eigener Verabredung mit andern Freunden aus der Stadt auf dem Rathhausquai gelagert. Indessen mußte doch Herr Dr. Rahn die Lage der Dinge in Zürich besser kennen, als ich; somit willigte ich ein. Nach besonderer Rücksprache mit Herrn Dr. Rahn-Escher freue ich mich aber jetzt herzlich, beifügen zu können, daß beweislicher Maßen das Militär von der Regierung den Befehl hatte, den Frauenmünsterplatz frei zu lassen und einzig die Zugänge zu den Zeughäusern zu beschützen.

Gott ist mein Lieb! Er ist der Gott der Stärke;
 Sehr ist sein Nam, und groß sind seine Werke;
 Und alle Himmel sein Gebiet!"

„Mit diesem Gesange schieden wir auf beide Seiten. Schon als wir durch die Storchengasse zogen, bemerkte ich mit Besorgniß, wie die rechts davon liegende Schlüsselgasse mit Militär besetzt war; indessen stand ich immer noch in der Ueberzeugung, die Regierung könne sich selber unmöglich so weit schänden, daß sie mitten in der Unterhandlung, ohne uns Antwort zu geben, einen Angriff werde auf uns machen lassen. Aber gegen die Mündung der Storchengasse in den Frauenmünsterplatz hörte ich plötzlich Kavallerie heransprengen, lief schnell, während ich bisher zwischen den Scharfschützen und der Infanterie gegangen war, vorn an die Schützen hin, und rief ihnen zu, „um Gotteswillen nicht zu feuern, bis zwei von uns todt darnieder lägen, damit wenigstens wir nicht den Bürgerkrieg ansangen.“ — In diesem Augenblick sah ich die Dragoner mit gezücktem Säbel hart vor mir, trat hin vor Major Uebel und rief ihm, so laut ich vermochte, zu: „Wir kommen bloß, um unsere friedliche Unterhandlung mit dem Regierungsrathe fortzusetzen; ich beschwöre Sie, beginnen Sie keinen Bürgerkrieg!“ — Allein Herr Uebel sprach kein Wort; wenigstens hörte ich keinen Ton, und sah seine Lippen sich nicht bewegen. Vielmehr zog er sich mit seinen Dragonern ein Paar Schritte zurück, und schon hoffte ich, daß er absteigen und sich mit mir besprechen werde, das Einzige, was wohl in diesem Falle Mißverständnisse und Blutvergießen hätte verhüten können. Allein er glaubte vielleicht, daß er vor den nun wirklich angehaltenen Stutzern meiner Leute weniger sicher sei, als ich zwischen diesen und den Pferden, Pistolen und Säbeln seiner Leute; kurz es geschah leider nicht. Dagegen sprengte er zum zweiten Mal auf uns ein, die wir unbeweglich still hielten, wieder der frühere Zuruf von mir, wieder keine Antwort, nochmaliger Rückzug.“

„Alles bisher Erzählte weiß ich ganz klar und kann es bezeugen vor Gott dem Allwissenden. — Nun aber drängten sich die einzelnen Umstände so schnell, daß ich in Beziehung auf den ersten Angriff nur noch erzählen kann, was ich nach eigener Erinnerung und vielfacher Besprechung mit Andern für das Wahrscheinlichste halte, indem ich zugleich bekenne, daß meine Ansichten zu verschiedenen Zeiten verschieden modificirt wurden; das Folgende darf ich denn wieder Alles verbürgen. Als nun die Kavallerie zum dritten Mal ansprengte, noch näher als nie vorher, immer mit gezücktem Säbel, soll aus unsern hintern Reihen hervor, übereinstimmend mit dem in manchem Andern sonst ganz unrichtigen Berichte des Herrn Uebel selbst, ein Schuß in die Höhe gegangen sein; Andere waren mit mir der Ansicht, daß dieser Schuß aus einem Hause oder der Gasse von der Weisenseite hervor-

gegangen sei; nun spornete ein Dragoner vor mir sein Pferd, und schwang seinen Säbel, um auf mich loszuhauen; dieses bemerkte einer der hinter mir stehenden Schützen, gab Feuer, und das Pferd fiel sammt seinem Reiter. Jetzt wandten die Dragoner die Pferde und feuerten bei ihrer Flucht rückwärts.“

„Mittlerweile war die Abtheilung unsrer Unbewaffneten unter dem zweitletzten Verse unseres Abschiedesanges:

Kein Sperling Herr, fällt ohne Deinen Willen;
Sollt ich mein Herz nicht mit dem Troste füllen,
Daß Deine Hand mein Leben hält —

von der obern Brücke her auf dem Plage angelangt. Gegen diese wandte sich nun der Heldenmuth der flüchtenden Dragoner. Mit den Bewaffneten wollten sie nichts zu thun haben; es war bequemer, Unbewaffneten die Köpfe zu spalten.“

„In diesem Augenblicke, da nun der Kampf einmal begonnen hatte, rief ich mit schwerem Herzen: „Nun denn, in Gottes Namen, vorwärts!“ Zum Feuern forderte ich niemals auf; für den Nothfall hatten meine Leute hiezu ihre Führer. Jetzt marschirte der ganze Zug neben dem unter seinem Pferde sich hervorarbeitenden Dragoner vorbei, ohne ihm ein Haar zu krümmen, gegen die Mitte des Plazes. Hier angelangt, erfuhren wir erst recht die Schändlichkeit und Niederträchtigkeit der radikalen Gegenparthei. Nicht offen, Mann gegen Mann, wagten sie zu kämpfen, sondern feige verkrochen sie sich in die Häuser und richteten ihre meuchelmörderischen Schüsse aus den sicheren, mitalousien versehenen Fenstern herab auf ihre Brüder¹. Das Herz blutete mir, als ich rings um mich her die Meinigen fallen sah, meistens von Schüssen, die offenbar mir gegolien hatten. Mit Dank gegen Gott hätte ich jeden Schuß selber empfangen, ja ich sehnte mich darnach innig — es sollte nicht sein. Doch was nun zu thun? ich erinnerte mich an die oben erwähnte Angabe, daß das Zeughaus in den Händen der Stadt sei, rückte daher mit dem größten Theile der Bewaffneten gegen das gelbe Zeughaus vor, um dort mit der städtischen Wache, von deren guter Gesinnung ich überzeugt sein konnte, über die Bewaffnung meiner Leute mich zu verständigen; den kleineren Theil der Bewaffneten, welchem aber eine große Zahl der von der obern Brücke herkommenden Unbewaffneten führerlos nachfolgte, ordnete ich an die Mündung der Poststraße, um

¹ „Dagegen ist es mir eine freudige Pflicht, öffentlich auszusprechen, daß meine Schützen mit mir bemerkt haben, wie mehrere Dragoner bei der Flucht ihre Pistolen in die Luft abfeuerten. Zugleich ist zu bemerken, daß die Infanterie schwerlich dem Befehle von H. Oberst Sulzberger gehorcht haben würde, wenn sie gewußt hätte, daß dieser radikale Held ein Paar Stunden später als galantes Fräulein in Schleier und Korset seine Ehre beweisen werde.“

unsern Rücken vor allfälliger Rückkehr der Dragoner zu sichern. Aber wie erstaunten wir, als wir von dem obern Theile des Zeughauses selbst her bei unserer Annäherung mit Schüssen begrüßt wurden. Somit bewies sich leider obige Angabe als irrig, und sie war es wirklich in sofern, als nur 40 Mann von der Bürgerwache ins Zeughaus zur Verstärkung der Regierungstruppen waren aufgenommen worden, der Oberbefehl aber immer unter der Regierung stand. Schnell war mein Entschluß gefaßt. Von Erstürmung jener Privathäuser, aus welchen auf uns geschossen wurde, konnte, so vielfach dieser Wunsch sich äußerte, keine Rede sein; denn dadurch hätten wir den Gegnern unserer heiligen Sache das Schwert in die Hände gegeben. „Gefindel, Räuberhaufe, Plünderung“ wäre das erste Wort gewesen. Zudem, was konnte damit erzwengt werden? Nichts als der Tod einiger schlechter Menschen, wahrscheinlich mit manchen Unschuldigen. Ebenso wäre es tollkühn gewesen, die Zeughäuser mit so wenigen Bewaffneten zu erstürmen, zumal wir die Gewißheit hatten einer baldigen Verstärkung. Endlich blieb mir noch übrig, dem Volke mitzutheilen, daß der Regierungsrath auf dem nahe gelegenen, unbewachten Postgebäude verweile, und ich gestehe zu meiner Schande, daß der Gedanke an diese Mittheilung, als eben einer der Meinigen an meiner Seite fiel, auf einige Sekunden Raum in mir gewann; doch bald erinnerte ich mich, wie leicht in solchen Verhältnissen der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen könnte, und wie ein Keller und Ulrich noch frohlocken dürften über solches Unheil. Deswegen sammelte ich meine Leute von allen Seiten her, so gut und so schnell ich konnte, namentlich auch aus der Poststraße, wo leider die Meisten der an jenem Tage Gefallenen ohne Führung dem Tode entgegen gegangen waren, und zog mich so geordnet als möglich rückwärts nach dem Neumünster, um dann, da einmal das Todesloos gefallen war, vereint mit unsern Brüdern vom See den Kampf wieder zu beginnen.“

X.

Aus der Schrift: Die Straußiade in Zürich.

Ein Heldengedicht in neun Gesängen von Sadrach, Mesach und
Abednego. Glaubensstadt und Leipzig bei Melchior und
Balthasar.

Erster Gesang.

Darin der Poet die Einleitung macht und alle oberen und
unteren Mächte zu seinem Beistand anruft.

Gar fromm war neulich ein Canton,
Das Züri-Viet benamset;
Man hat sich um die Religion
Gewaltig d'rinn gewamset:
Die Tagesfagung sah in Ruh'
Dem lustigen Spektakel zu
Vom großen Hotel Bauer.

O keuscher Held von Pfäffikon!
Zünd' an mich, daß ich glühe,
Und mit der nöth'gen Devotion
Am Sturmglockstricke ziehe,
Auch schmiere mir die Salbung ein,
Mit Christi Sinn dir nachzuschrei'n:
„In Gottes Namen, Feuer!“

Ihr Glaubenshelden stärket mich,
Wenn ich den Säbel schleife,
Daß ich im Kampfe ritterlich
Zum Hasenpanner greife;
Und wenn der Feind vom Leder zieht,
D zeigt mir, wie man christlich flieht,
Je Hunderte vor Einem!

Euch Wetterfahnen fleh' ich an,
Sagt mir die Bibelsprüche,
Womit man überkleistern kann
Berrath und Schlangenschliche;

Gieb mir das Bech, du treuer Heß!
 Womit man festet sein Gefäß
 Am Burgermeisterfessel.

Ich merk', ich merk', Begeisterung!
 Deint Feuer fing ich Zunder
 Doch soll ich euch in Ordnung
 Besingen diesen Blunder:
 So muß ich fangen vornen an,
 Wie auf die Leda kam der Schwan,
 Das heißt der Strauß nach Zürich.

Zweiter Gesang.

Enthält die Geschichte vom Doktor Strauß, und seinem weltberühmten gottlosen Buche: „Das Leben Jesu“ genannt, so da sollte heißen: „Fortlaufende Hinrichtung Jesu von Geburt an bis zu den letzten Dingen“. Rathsam zu lesen für alle Diejenigen, so nicht wissen, was eigentlich in dem Buche des Strauß steht; nebst beigefügter Garantie, daß sie durch nachstehenden Gesang nicht zu den Irrlehren des Keßers können verführt werden. Notabene, ist mit Verstand zu lesen.

Es war ein Mal ein Vogel Strauß,
 Gelehrt als Mensch und Doktor,
 Zu Tübingen im Musenhaus
 Am Testamente hocht' er,
 Wie oft ein deutscher Censor sitzt,
 Den Kiel auf eine Zeitung spitzt
 Und streicht, und streicht und streicht.

So strich der kühne Repetent
 Am protestant'schen Stifte
 Das Beste aus dem Testament,
 Und hing in blaue Lüfte
 Den Offenbarungs-Glauben auf,
 Und unsers Heilands Lebenslauf
 Behandelt er als Mythus.

Und fragt ihr mich, was Mythus heißt?
 Nun, — eine fromme Sage,
 Die über Vater, Sohn und Geist
 Fortwuchs von Tag zu Tage;
 Ursprünglich war sie gar nicht wahr,
 Doch ward sie wahrer immerdar,
 Und endlich höchste Wahrheit.

An diese höchste Wahrheit legt
 Der Strauß sein kritisches Messer
 Und sagt, sie wäre ausgehegt
 Von frommen Seelen: besser
 Als jeder orthodoxe Christ
 Und jeder Rationalist
 Weiß' er den Grund der Sache.

Buchstäblich sei es nicht geschah'n,
 Und menschlich sie verwäschen
 Durch unnatürlich Wortverdreh'n,
 Heiß' leeres Stroh nur dreschen;
 D'rum sag' er kühn und sage laut,
 In's jüdischen Messias Haut
 Hab' Christum man gesteckt.

So bleibt uns von dem Faktum nichts,
 Wenn wir dem Doktor trauen,
 Als nur ein Flämmlein Dämmerlichts,
 Von Geistern anzuschauen.
 Doch sind für's Evangelium
 Des Geistes die Leute noch zu dumm,
 Besonders viele Zürcher.

Des Geistes Kraft, die seiner Zeit
 Den Jüngern ward ergossen,
 Ist sicher in die Geistlichkeit
 Der Christen nicht geflossen.
 Dies sag' ich und beweif' es euch
 An Zwingli's falschen Jüngern gleich.
 Ex uno nosce omnes!*

Dritter Gesang.

Handelt von der Zürcher Universität, von den Landpfarrern,
 von der neuen, dormalen aber schon alten Regierung, von den
 Glaubens- und anderen Wühlern und den Komiteen, so sich auf-
 thaten, weilten der Doktor Strauß zum Professor der Dogmatik er-
 nennet worden.

Die Zürcher Universität —
 Ein Kind, kaum halb erzogen —
 Besitzt auch eine Fakultät
 Für künft'ge Theologen,

* Aus einem Stücklein lerne Alle kennen.

Darinnen wird dociret fein,
 Was einst sie hätten vorzuschrei'n
 Den frommen Fürbiatern.

Dort machte man zum Geistlichen
 Bisher ein Kind von Kasse,
 Dem's an der Stirn war abzuseh'n,
 Daß es zum Pfäfflein passe:
 Nicht allzuwitzig, etwas faul,
 Gut zum Aristokraten-Gaul,
 Die ihn mit Haber füttern.

So nehmlich hielt's die Junker-Schaar
 Beim Regiment der Köpfe;
 Bis Revolution gebar
 Das Regiment der Köpfe,
 Das vor neun Jahren nahm den Stuhl
 Und es versuchte, Kirch' und Schul'
 Vernünftig aufzuklären.

Bald waltete ein neuer Geist,
 Vor dem die Strahlperrücken
 Und schwarzen Raben allermeist
 Lichtscheu sich mußten ducken.
 Aus seiner düstern Mauren Thor
 Ging schön das neue Zür'ch hervor
 Und sproßte tausend Blüthen.

Schon hieß es „schweizerisch Athen“
 Und dehnte seine Glieder,
 Wer vor zwei Lustern es geseh'n,
 Der kannte es nicht wieder;
 So war Geschmack und richt'ger Sinn
 Gezogen nach der Limmat hin
 Von Nahem und von Weitem.

Es hatte sich ein edler Kern
 Von Männern dort vereinet,
 Ein fröhlich heller Morgenstern,
 Wie selten einer scheineth:
 Sie bildeten mit hoher Kraft
 Die Jugend für die Wissenschaft,
 Die Wahrheit und die Freiheit.

Doch als die Reife nun begann
 Der ausgestreuten Saaten,
 Da schlichen sich verkappt heran
 Die Stod-Aristokraten,
 Sie sä'ten der Verläumdung Dorn
 Und Unkraut in das gute Korn
 Und wühlten wie die Werren.

Am Staatsschiff suchten sie den Leck
 Und zerrten an den Flaggen,
 Sie spürten nach dem wunden Fleck
 Des Volks, es d'r'an zu packen.
 Ihr Lärwchen hieß: „Des Volkes Heil“,
 Doch dachten sie für ihren Theil
 An Amt und Silberlinge.

Lang war vergeblich ihr Bemüh'n,
 Denn merken konnt's ein Blinder,
 Daß Handel, Kunst und Wissen blüh'n,
 Daß gutgeschulte Kinder
 Und Jünglinge zum Dienst der Zeit
 Von tücht'gen Lehrern eingeweicht,
 Noch weiter streben würden.

Die Gegner nagten da und dort,
 Den Mäusen gleich und Ratten,
 Pasquille gab's in Schrift und Wort,
 Doch wollten sie nichts batten:
 Das Forstgesetz, der Steuersatz,
 Die Bauten- und die Straßen-Haß
 Verrauchten ohne Flammen.

Da fiel der schlimme Casus ein,
 Daß zu der Glaubenslehre
 Creiret muß' ein Doktor sein
 Für künftige Pastöre.
 Bis dato scheerte sich darum
 Der Rath für Schul' und Studium
 Und keine Proletarier.

Nun saßen, wie gemeldet ist,
 Am Ruder und in Rätthen
 Zwar Männer nicht vom Antichrist,
 Doch auch nicht stark im Beten ;

's war meist ein junges, frisches Blut,
Gar lebensfroh und wohlgemuth,
Dem Blickverdrehen feindlich.

Ob sie ihr Fleisch getödtet just
Und sittsam sind gewesen,
Ist mir persönlich nicht bewußt;
Was ich davon gelesen,
Beweiset höchstens, daß sie auch
Gelebt nach gutem Landesbrauch,
Juncorum ad exemplar.

Sie dachten: Pfaffen trüg und stumpf
Besitzen wir in Fülle;
Das Volk steckt in dem Glaubenssumpf
Wie Mist in einer Gülle;
Des Landes Salz ist worden dumm:
Salz braucht die junge Schaar; darum
Muß neues man bereiten.

Nun ist der Strauß ein Sauerteig:
Wir wollen keine Nazen;
Wir sind nicht Licht- und Sonnen-feig
Wie Lach' erzeugte Nazen;
Er komme her und sage frei,
Wie's mit dem Testamente sei;
Die Wahrheit bleibet ewig.

Und hat er Recht: die Republik
Darf vor dem Recht nicht zagen;
Und hat er Unrecht, mag Replik
Den Irrthum gründlich schlagen!
Die Geister prüft und stärkt der Streit;
Wohlan denn, Zür'cher Geistlichkeit,
Hier heißt es: Hundsfott, wehr' Dich!

Und so geschah es, daß man kühn
Den Doktor Strauß erwählte,
Wie sehr auch in dem Sanhedrin
Ein Gegenfüßler* schmählte.
Wer hellen Kopfs, rief Bravo! zu;
Doch Bravo! riefen auch im Nu
Die alten Sesselherren.

* Antifses Füßli.

Das taugte ihnen gar zu gut,
 Um neu ihr Schaaf zu scheeren:
 Sie machten sich mit frommer Wuth
 Zu Volksmissionären;
 Auch schlossen sie den heil'gen Bund
 Mit den Leviten-Wettern und
 Der keuschen Bürkli-Zeitung.

Kaum also war der Doktor Strauß
 Berufen zum Katheder,
 So brach ein Zetermordbo aus:
 Der Junker zog vom Leder,
 Die Pfaffen sangen Chor dazu,
 Die Eulen schrieen: „hu! hu! hu!
 Der Satan wird Magister!

„Die Religion ist in Gefahr!
 Man will den alten Glauben,
 Darauf man schlief dreihundert Jahr,
 Dem Züriwolke rauben!“
 Und plötzlich brüllte jeder Dohs:
 „Wir wollen's alt und orthodox!
 Weg mit Vernunft und Critik!“

Doch mit vereinzeltm Geschrei
 War nichts zu untergraben;
 Es flogen auch in Compagnei
 Die hinterlist'gen Raben:
 D'rum machte man ein Comité,
 Um dieses Strauß-Auto da fé
 In Ordnung zu begehén.

Gott Vater ward der Hürlimann
 Mit seinen Weltfabriken,
 Er thut die Schulen in den Bann
 Und läßt die Kinder schicken
 Gleich Eseln zum Maschinendreh'n:
 „Der Böbel braucht nichts zu versteh'n,
 Sonst wird die Arbeit theuer.“

D'rum fletscht er wild der Zähne Reß
 Für einen blinden Glauben,
 Schnalzt zu dem pfäffischen Gekläff
 Und brüllt, wie alle Tauben.

Wenn gegen Strauß er stößt in's Horn,
Macht ihn zitronengelb der Zorn
Wie ein ostindisch Schnupftuch.

An seiner Seite jünkerlet
Und quackt das edle Hähnchen,
Sein alter Helmbusch flinkerlet,
Es wehrt sich, wie ein Hähnchen,
Um's gold'ne Scepter, das entwand,
Der Radikalen starke Hand
Den Stadt-Aristokraten:

Mit diesen zwei, als Herzen-Aß
Und Geist, erscheint der Bleuler,
Die heilige Simplicitas
Macht ihn zum Glaubensheuler:
Er sitzt mit seinem Geldsack da
Und sagt zu allen Dingen ja,
Die ihm sufflirt werden.

Und wie im Rollen wächst der Schnee
Zu mehr und mehren Ballen,
So sind von einem Comité
Gleich hundert Stück gefallen;
Zum Comité ward jedes Nest:
Zusammenfloß die Glaubenspest
Im Comité des Centrums.

Fünfter Gesang.

Wie die Dreier und Zweiundzwanziger große Glaubensversamm-
lungen abgehalten und hochgelahrte Reden auf Indianisch und Deutsch
gethan, sammt der artigen Adresse oder Zuschrift an die respectablen
Räthe des Cantons. Ist allen Feinden des Republikanismus zu
empfehlen.

Der Ausschuss rief nach Wädenschweil
Die fromme Volksversammlung,
Zu gründen Zürichs Seelenheil
Mit Lichts- und Rechts-Verrammung.
Was Pfarrer Hirzel fabricirt,
Hat gleich sanskritisch perorirt
Der Junker Rahn wie folget:

„Quandoquidem hoc certum est
 Et nobis constat satis,
 Quod pecus inexpertum est
 Plebs verae pietatis:
 Fruamur superstitia
 Pro clerica pigritia,
 In saecula saeculorum!

„Parendo volgus nascitur,
 Patricius jubendo,
 Qui sine cura pascitur,
 Nam jure, inquit, prendo
 Curulem sellam: prodii
 Ex cunno matris nobili.
 Quod erat demonstrandum.

„Fugarant Radicales nos;
 Sed, ecce, venit hora;
 Qua nobis reddet Züri-bos
 Honores sine mora;
 Per Papam licet pia fraus
 Hinc opportunus surgit Strauss,
 Nam decipi vult mundus.“

Bewundernd lauscht das Comité
 Den kauderwälschen Lauten;
 Der Böbel plärrte: „Kyrie
 Eleison!“ es miauten
 Die zarten Züri-Kätzlein d'rein,
 Und alles Volk hub an zu schrei'n:
 Hallelujah! und Amen!

Doch weil der Bub' am See hinauf
 Noch nicht das Sanskrit trättschet,
 So stand der junge Bleuler auf
 Und hat's ihm dollgemetschet.

Der Bleuler räuspert sich und sprach:
 „Ihr wißt, von fremden Zungen
 Ist auch am heil'gen Pfingstfesttag
 Der Zünger Mund erklungen;
 Der Geist, und nicht der süße Wein
 Gab ihnen solches Wunder ein,
 Und so geschah's auch heute.

„Der inspirirte Präsident,
 Ich schwör' es, ist noch nüchtern,
 Sonst, wenn ihn nicht der Eifer brennt,
 Ist er passabel schüchtern;
 Doch eben sprach aus ihm der Geist,
 Und was er redete, das heißt:
 Im frommen Sinne also:

„Euch Miterlösten ist es klar,
 Ihr braucht nicht hohe Klausen,
 Daß, was die Bibel sagt, ist wahr:
 D'rum laßt die Heiden draußen,
 Die eine Aristokratie
 Einführen wollen für's Genie,
 Das Vorrecht, Gott zu läugnen.

„Wir sind ja Brüder alleammt,
 Und gleich in Staat und Kirche;
 Die Wissenschaft vom Teufel stammt
 Und macht das gleiche Zürche
 Ungleich in seinem Christenthum;
 Die Himmelspfade werden krumm;
 Es steht der Staat am Abgrund.

„D'rum jagt die Radikalen fort,
 Sie sind an Allem schuldig,
 Denn sie verdreh'n uns Gotteswort.
 D leidet nicht geduldig,
 Daß uns der arge Kezer Strauß
 Den Christusglauben stiehlt hinaus!
 Die Wahrheit lehren wir nur.“

Ausströmte die Begeisterung
 Von diesem Engelsgruße;
 Des Zürcbiets Verhimmelung
 Zerschmetterte die „Struße“. —
 Versöhnung sprach nur Einer aus,
 Allein das ganze Gottes-Haus
 Schrie: „Luße mit em Chaiße!“

Die Zweiundzwanzig waren baß
 Mit ihrem Werk zufrieden;
 Sie kannten die Maxime, daß
 Man warm den Stahl soll schmieden;

D'rum ließen nach der Diskussion
 Sie folgende Petition
 Die Masse unterschreiben:

„Erzieh-Regier-ungs, Großer Rath!
 Setzt noch in Gutem, heißen
 — Wie's heut das Volk beschlossen hat, —
 Den Strauß hinaus wir schmeißen;
 Auch soll die Universität,
 Mit der es antichristlich steht.
 Sofort bereinigt werden.

„Ein Dorn im Auge weiter ist
 Uns eure neue Schule:
 Kann beten denn der junge Christ
 Nicht auch an Rad und Spuhle?
 Stellt eure Sommerschulen ein:
 So bleibt gemein, was ist gemein;
 Uns taugen nicht Gelehrte.

„Nur Glauben und das Symbolum
 Soll ein Schulmeister lehren,
 Und mit des Scherts Brimborium
 Ist fortan aufzuhören! —
 Vorläufig habt ihr dieß zu thun;
 Und was wir weiter noch geruh'n,
 Steht in der nächsten Bittschrift.“

Sechster Gesang.

Wie's in den Rätthen schlotterte und viele Rathsmäntel nach dem Winde gehängt wurden. Merke daraus, daß man seine Collegen kennen lernen muß! — Wie vor eitel Glück das Glaubens-Comité in Verlegenheit kommt und Kunststücklein erfindet, um die Regierung an der Gurgel zu nehmen. Für Diplomaten und Demagogen nützlich zu lesen.

Mit der galanten Petition
 Erschien beim Bürgermeister
 Die Glaubens-Deputation
 Und dieser, Hirtzel heißt er,
 Ein braver Mann, jetzt Advokat,
 Gab sie dem Klein- und Großen-Rath
 Zu reiflicher Erwägung.

Die guten Herrn befanden sich
 In einer bösen Klemme,
 Weil sie noch nicht verstanden sich
 Auf's Wort: „den Anfang hemme!“
 Napoleon und Mithridat,
 Auch Talleyrand, der Diplomat,
 Die hätten nicht geschwanket.

Doch weil man nicht verlangen kann,
 Daß in den Schweizer-Reihen
 Napoleon und Talleyrand
 So dick gesäet seien;
 Und weil der Irrthum waltete,
 Als ob der Strauß nur spaltete
 Und nicht Parteien-Hader;

Und weil es ist ganz einerlei,
 Ob Hans, ob Kunz Professor
 Der christlichen Dogmatik sei,
 Dem Trinker und dem Esser,
 Und weil der liebe Frieden doch
 Den Rang vor der Vernunft hat noch
 Und vor der Offenbarung.

Und weil es manchem großen Rath
 Vor „Christusleugnern“ grauste,
 (Ein Donnerwort, das früh und spät
 In's Ohr den Zürchern fauste),
 Und weil ein Schlaupfopf merkte flugs
 Das Rohr, wo seine Pfeife wuchs,
 Kurz, — weil man Gründe hatte:

Beschloß man, „daß der Doktor Strauß
 Dabeim einstweilen bleibe;“
 Und meinte, jetzt sei Alles aus,
 Und ging vergnügt zum Weibe,
 Und setzte schmungelnd sich zu Tisch,
 So wohlgemuth, als wie ein Fisch
 Der aus dem Garn entkommen.

Wer aber nicht zufrieden war,
 Das sind die Glaubenswühler,
 Sie wollten die Bezahlung baar
 Und liehen nicht auf Zieler;

Sie herrschten jetzt das weit're Wort:
 „Der Strauß muß absolute fort
 Auf immer und auf ewig!“

Und wie man bei Armeen oft
 Ein panisch Schreckniß findet,
 Wenn eine Stimme unverhofft
 Den nahen Feind verkündet,
 Daß Alles lauft und rennt und flieht,
 Selbst wenn man keinen Labstock sieht
 Von feindlichen Soldaten:

So schlugen jetzt die Zürcher Herrn
 Zum Sturmschritt die Chamade;
 Die Ueberläufer sahen's gern,
 Und auf der Retirade
 Vertauschten sie die Farben schnell:
 Da kam zum Vorschein der Befehl,
 „Den Strauß zur Ruh' zu setzen.“

Wenn Einer an dem Galgen hängt
 Mit seiner ganzen Schwere,
 Wird mehr und mehr sein Hals beengt
 Vom Strick, er faßt das Leere
 Und kann sich halten nirgendwo:
 Den Zürcher Rätthen ging es so
 Präcis in ihrem Falle.

Ihr Strick, das Glaubens-Comité,
 Ihr Kreuz, der Aberglauben,
 War unzerreißbar hart und zäh;
 Sie lagen auf den Schrauben;
 An einer jeden Concession
 Ging eine neue Ford'ring schon,
 Die ächzend ward bewilligt.

Der wilde Religions-Convent
 Erschrack ob diesem Weichen:
 Erstürmen wollt' er's Regiment,
 Nicht langsam nur erschleichen.
 Doch wenn der Hagels-Große-Rath
 Von selbst, was man verlangte, that:
 Wie konnt' man revoluzzen?

Die Glaubensmaske war verbraucht
 Sammt falschen Tugendswaffen,
 Des Böbels Feuer halb verbraucht,
 Schon schliefen ein die Pfaffen.
 Den Junkern, die den Spaß erregt,
 Ward bang, ihr Plänchen sei vergeht,
 An's Ruder sich zu schwingen.

Doch wenn die Noth am größten ist,
 Trotz Beten und trotz Lügen,
 So kann oft eine plumpe List
 Das ganze Volk betrügen.
 Ein Pfaffe und ein Spekulant
 Erfannen diesmal, truggewandt,
 Ein ächtes Teufelsmittel.

Das Comité in Permanenz
 Schnitt demgemäß dem Volke
 Für seinen Sieg die Reberenz
 Aus seiner Himmelswolke,
 Und träufelte ein Gift dazu,
 Das an den Herzen fraß im Nu
 Und die Besinnung raubte.

Um endlich doch den Gnadenstoß
 Zu geben der Regierung,
 So schrieb es ehr- und treulos
 Die Worte der Verführung:
 „Volk, deine Wünsche sind erfüllt,
 Doch wider Willen, annoch brüllt
 Der radikale Löwe.

„Er meint, nicht um dein Seelenheil
 Sei Dir's zu thun gewesen,
 Du habest auch ein irdisch Theil
 Dir nebenbei erlesen,
 Und wollest seiner Politik
 Den Fang versehen in's Genick
 Und die Personen packen.

„Es läuft die Sage, daß er Schutz
 Sich rings herum erbeten,
 Um seinen Hochverrätters-Trug
 Mit fremder Macht zu retten.

So lang der Staat in solcher Hand,
Regieret Christus nicht im Land:
D'rum sammelt euch und waffnet!"

Doch diese Pille war zu stark,
Der Aufruhr ein flagranter,
Und die Regierung bis auf's Mart
In ihren Rechten brannt' er:
Da lobert ihre schwache Kraft
Noch einmal auf, und sie entrafft
Der Lethargie sich sterbend.

„Das Comité, so sprach sie, ist
Noch nicht die Staatsregierung,
Zwar hat ein jeder Zürcher Christ
Das Recht der Afsässigung;
Doch die Gemeinden rufen kann
Vorerst noch nicht der Hürlimann;
Das greift in die Verfassung.

„Versagt ist solches Aufgebot,
Und eure Lügenblätter,
Worin ihr uns mit Aufstand droht
Und heil'gem Hagelwetter,
Wird unser braver Staatsanwalt
Mit einem Preßprozeße bald
Zu Paaren treiben. Dixi.“

Das hieß denn, Schnaps und fettes Del
Noch in die Flamme gießen:
Doch ist ein ähnlicher Befehl
Weit leichter zu beschließen,
Als durchzusetzen mit der That,
Wenn man nicht Flint' und Säbel hat,
Dem Feind zu imponiren.

Wohl rieth jetzt Mancher unverzagt,
Soldaten zu berufen,
Doch solche Kühnheit, kaum gewagt,
Ward plötzlich widerrufen:
Den Duäckern des Regierungsraths
Sant schnell der Muth zum Hosenlag,
Als auch die Feinde drohten.

Die Crisis war jetzt imminent,
 Das sah'n die Glaubensritter,
 Auch war das Hirn noch frisch verbrennt
 Von Hundstagsgluth dem Schnitter:
 Da riefen sie: vogue la galère!
 Zusammen Jesus-Streiter-Heer
 Zum Rendezvous in Kloten!"

Der Himmel machte fast den Strich
 Durch ihren Plan mit Regen;
 Doch lief die Einfalt männiglich
 Dem Wallfahrtsort entgegen;
 Bald standen Zehntausend da
 Vom Comité in gloria
 Die Salbung hinzunehmen.

Ich weiß nicht, ob der Hürlimann
 Den Nachdruck sonst betrieben:
 Die Rede, die er jetzt begann,
 Indes war abgeschrieben
 Vom Abbé Sieyes, welcher zwar
 Ein guter Kalkulator war
 Für eine beß're Sache.*

Er sagte: „Die Unglaubigen
 Im Volk stehn eins zu fünfzig,
 Doch sind im Rath die Glaubigen
 Auch wieder Eins zu Fünfzig.
 Daß richtig sei die Proportion,
 Sagt die Ungläubigen davort
 Und nehmet Glaubenshelden!

Siebenter Gesang.

Ein Bademeccum für Herrn Bürgermeister Hess, nebst einer
 Grabchrift für † Joachim Schmid von Lachen. Der geneigte Leser
 erfährt ferner, wie der pfliffige Junker Rahn den Ausschlag gegeben.

Wie gerne säng' ich jezo euch
 Vom römischen Senate,
 Der stand, dem Fels im Meere gleich,
 Als nun die Brandung nahte!

* Abbé Sieyes sagt in der Nationalversammlung: „Der dritte Stand
 ist der Vertreter von $\frac{99}{100}$ des Volks, Adel und Geistlichkeit sind $\frac{1}{100}$; nennen
 wir uns „berathende Mehrheit in Abwesenheit der geringen Minderzahl!“

Doch leider! war's in Zürich nicht so;
Nur einer Sache bin ich froh,
Daß schwarze List die Schuld trägt.

Man sagt: Als nun der Priester trat
Zu Jochem Schmid von Lachen
An's Sterbebett, und dieser bat
Um Rettung aus dem Rachen
Der Hölle, habe streng das Haupt
Der Pfaff geschüttelt und geschnaubt:
„O Jochem Schmid von Lachen!

Du bist gewesen dem Altar
Einst ein Verfolger Saulus,
Und wenn Dich Reue auch gebar
Zu einem zweiten Paulus:
So mußt Du tausend Jahre doch
Für deine Jugendsünden noch
Im Schwefelspfuhle brennen!“

Da hob sich hoch der Schmid empor
Und sprach die stolzen Worte
In des erstaunten Beicht'gers Ohr:
„Ich sah die Hölle's Pforte
Längst offen: darum löste ich
Mit einer andern Seele mich,
Die mag zum Abgrund fahren.“

„In Zürich sitzt Einer, Heiß er heißt,
Im Bürgermeister-Stuhle,
Dem werd' ich lassen meinen Geist,
Und eine ganze Schule
Abtrünniger von Licht und Recht
Wird er euch bilden, ein Geschlecht
Politischer Jesuiten.“

Da segnete der Pfaff. — Ein Sturm
Trug die gehörnte Seele
Zum blutbefleckten Rothenthurm,
Zu geisten, bis sie zähle
Dem Satan ihren Löse-Preis.
Jetzt ist sie schon im Paradies, —
Wenn's nämlich Gott bewilligt.

Denn also macht's der Heß im Rath
 Und And're vom Gelichter:
 Sie riethen kühn zu kräft'ger That
 Und schnitten Kriegsgesichter,
 Als ob den Glaubensmaulwurf sie
 Aufschnellen wollten; aber nie
 Ward ein Beschluß zur Handlung.

Sie dachten, mit gedrohter Wehr
 Des Volkes Zorn zu schüren,
 Und wenn gerannt nun kam der Bär,
 Sich feig zu retiriren;
 Bis daß dem Junker Rahn das Spiel
 Zu lange währte; der versiel
 Auf's letzte, ärgste Lügen.

„Die Feinde droh'n das Vaterland
 Zu überzieh'n mit Fremden;
 Schon rüstet Bern und Baselland;
 Legt an die Panzerhemden
 Und auf das erste Sturm-Geläut
 Nach Zür'ch zu eilen seid bereit,
 Daß wir den Heiland retten!“

Achter Gesang.

Wie ein Traum den gott'eligen und sehr gelehrten Pfarrer
 Hirzel bewegen, die Sturmglocke zu ziehen. Wie sich dann die Land-
 leute seltsamlich und in Eile bewaffneten und mit ihm, ein geistlich
 Lied singend, nach Zürich marschirten.

Des Junkers Streich gelang. Es saß
 Auf einer Lotosblume
 Zu Pfäffikon Sakontala's
 Verdeutscher; auf dem Ruhme,
 Den ihm der Menzel streute, schlief
 Der Pfarrer Hirzel faul und tief;
 Da hatt' er böse Träume.

Ihm däucht', ein Berner Käser halt'
 Ihn fest an Rinn und Ohren,
 Und woll' ihm einen großen Spalt
 Durch Maul und Nase bohren,

Gewaltsam werd' er tätowirt
 Und dann im Käfig 'rumgeführt,
 Als neuer Dalai-Lama.

Als er vom Alp sich losgemacht,
 Da war das Rana-Quacken
 An's Züri-volk ihm just gebracht;
 Des Mohn-gotts Schabernacken
 Hielt er für Ahnung jetzt; in Eil'
 Läßt er des Pfarrers ehr'ne Säul', *
 Ausschlagen vorn und hinten.

Und wie ein einz'ger Narr macht zehn,
 So ging's an ein Geläute
 Im ganzen Züribiet, als wenn
 Der Türke käm' und Heide.
 Die Bauren nahmen einen Schluck,
 Und jetzt begann der große Zug
 Zum heil'gen Meffa-Züri-ch.

Die Kreuzes-fahrer waren euch
 Gar feltfamlich gerüstet
 Zu diesem Donquixoten-streich:
 Wer kaum den Stall gemistet,
 Behielt die Gabel, rüstig nahm
 Den Flegel, wer vom Dreschen kam,
 Der Nebmann schwang die Pfähle.

Der Schuster zog den kurzen Pfriem,
 Die Art ergriff der Schlächter,
 Zur Waffe ward der Bratspieß dem,
 Und dem ein langer Trächter;
 Der Schütze langte seinen Stutz,
 Den rost'gen Säbel zog zum Trutz
 Ein kleiner-Schweizer-Garbigt.

Doch Mancher hat auch nicht vertraut
 Auf irdisch Wehr und Waffen,
 Er nahm die Schrift in Schweinehaut
 Und folgte seinem Pfaffen;
 Der schritt voran, als wie ein Bock
 Den Geißen, in dem schwarzen Rock
 Und ließ das Liedlein singen:

* Die Kirchenglocken.

„Dies ist der Tag, den ich gemacht,
 Tralirum, larum, leier;
 Er werd' in aller Welt verlacht,
 Tralirum, larum, leier.
 Es jauchzte jeder Zürichrist,
 Der heut mein Narr gewesen ist,
 Tralirum, larum, leier!“

Neunter Gesang.

Schildert, wie es weiter gegangen und zu Ende gebracht worden, und wie die großen Glaubenshelden vor den Dragonern und Rabetten sich eiligst davon gemacht, hernach aber tapfer gesauet und getrunken haben. Eine traurige Geschichte! — Das Bäuerlein, so dem Poeten die Geschichte erzählt, macht zum Schluß zwei Verselein.

So kam der Zug in das Spital
 Mit seinem schwarzen Führer,
 Und dies Quartier war, traum! fatal
 Für die Septembrißter;
 Wohl Keinem schwante, daß er todt
 Schon an dem nächsten Morgenroth
 Hier auferstehen werde.

Derweil das Landvolk strömt heran:
 Was haben denn die Zürcher
 In Schweizerisch-Athen gethan,
 Philister, Zünftler, Bürger?
 In's Häustchen haben sie gelacht
 Und auf gut baslerisch gedacht
 An ihre Privilegien.

Was aber that der Studio?
 Zum Ruhm ihm muß ich sagen,
 Er forderte unisono
 Nur Waffen, sich zu schlagen;
 Allein die kluge Polizei
 Erwog, daß dies gefährlich sei;
 Man glaubte sich in München.

Und als Kurier nun auf Kurier
 Das Comité den Buben
 Abschiedte in dem Seerevier:
 Was tagten die Raths-Stuben?

— O Jemine! dort sah es aus
Wie Nachts in einem Hühnerhaus,
In das der Marber schlüpfte!

Der ward vor Angst bald blaß, bald roth,
Der wollte tapfer fechten,
Der flehte still zum lieben Gott;
Der Ausschlag blieb den Schlechten.
Herr Heß, der gestern noch gedräut,
Den Aufruhr zu vertilgen, schreit,
Man müsse unterhandeln.

Nur auf dem Münsterhofe war
Ein Häuflein von Kadetten
Und eine kleine Reiter-schaar
Postirt, den Rath zu retten
Und das Kanonen-Arsenal,
Wenn so ein Pfarrer-General
Dieselben fressen wollte.

Dem Landsturm ward zu lang die Zeit,
Er merkte, daß ihn dürste;
Seit lange hatt' er sich gefreut
Auf Zürcher-Wein und Würste;
Er sah sich nach den Kellern um
Der Gegner, um dem Christenthum
Ein Vivat hoch! zu saufen.

Und durch der Störchengasse, Darm
Drang er unaufgehalten,
Die Bürgerwache schwang den Arm,
Um — sich den Bauch zu halten
Vor Lachen, weil der Junker Rahn
Hub den Gesang zu quacken an:
„Kein Späze fällt vom Dache.“

Da plötzlich scholl ein donnernd: „Halt!
Zurück vom Münsterpläze!“
Die Reiter-Schaar, zum Knäu'l geballt,
Stand hier, bereit zum Sage.
Wie jammerte fein: „Friede!“ bang
Pfaff Hirzel jekt! doch vorwärts drang
Die Kotte Miterlöster.

„Herr Pfarrer! nicht gewichen! frisch!
 — Raunt' ihm in's Ohr Mefisto, —
 „Heraus mit Eurem Flederwisch!
 „Wir siegen ja in Christo!“
 Und, angefaßt von Höllenschau'rn
 Und Teufelsgrimm, ruft er den Bau'rn:
 „In Gottes Namen schießet!“

Da wallt den Reitern auch das Blut,
 Und überläuft die Galle,
 Sie hauen ein mit Löwenmuth,
 Nach eines Bruders Falle.
 Das tapfere Kadettenkorps
 Streckt seine Bajonnette vor
 Und macht ein lustig Feuer.

Habt ihr ein Jagen schon geseh'n,
 Wenn zwanzig, dreißig Schützen
 Mit Treibern auf die Felber geh'n,
 Die Hasen zu stibiken,
 Und aus dem eng geschloß'nen Kreis
 Das arme Wild nun schaarenweis
 Hinwegzurennen trachtet?

So stoben auseinander jetzt
 Die blinden Glaubensbengel,
 Sie floh'n, als wären sie gehezt
 Von Legionen Engel:
 Kopfüber rannten, stürzten sie,
 Wie auf der Alp das liebe Vieh,
 Wenn ein Orkan es fasset.

Der schob den Hut sich vor's Gesicht,
 Und jener eine Bibel,
 Zusammensank ein armer Wicht,
 Als er nur sah den Uebel,
 Der mit Dragonern sprengte an:
 „Erlöse, schrie man, sich, wer kann,
 Von dieser siebten Bitte!“

Ei, Muse, sage mir, wie stritt
 Der angezünd't die Lunte?
 — „Den Pfarrer Hirtzel sah ich nit,
 „Er blieb im Hintergrunde

„Und duckte sich; ein Paria
 „Stand vor dem heil'gen Leichnam da,
 „Die Kugeln aufzufangen.“

Bei dem Scharmügel wurde doch
 Viel Christenblut vergossen:
 Dem Bruder Fückli ward ein Loch
 Durch's Knonnmeé geschossen;
 Der Doktor Fröschli kam davon
 Mit einer leichten Contusion
 Durch einen Tritt von hinten.

Dem Fabricanten Hürlimann,
 Als knirschend er entstürzet,
 Hätt' einen langen Vorderzahn
 Die Kugel schier gekürzet.
 Ein Weberlein schrie: „Das gilt nüt!
 Die Schüßed jo im Ernst uf d'Lüt!
 Das hammer bim Eid nüt gmeint!“

Von Hegetschweilers Fall und Tod
 Will ich nichts weiter melden,
 Als daß von hinten kam der Schrot
 Durch einen Glaubenshelden.
 Was er gethan, sein Blut versöhnt;
 Die Lebenden hab' ich verhöhnt:
 Ich schweige von Gefall'nen.

Als neue Schaaren dann herauf
 Vom Seegeßtabe kamen:
 Da ward gehemmt des Mordens Lauf:
 Der kleine Rath sprach: „Amen!
 Vertheidiger entwaffnet gleich!“ —
 Ihr Braven! aber wer schützt euch
 Vor dieser Böbelrotte?

Doch ihrem Eide treu und hold
 Gehorchten sie am Ende.
 Daß mir nur dieses reine Gold
 Nicht ein Verläumber schände!
 Sie standen ehrenhaft im Strauß,
 Und als der Züriputsch war aus,
 Da zogen heim sie traurig.

Großmüthig ist der Löwe: nur
 Der Wölfe und der Bären
 Unehle, schädliche Natur
 Zerfleischt, die sich nicht wehren.
 Und diesem niedrigen Gebrauch
 Folgt Böbelseel' und Pfaffe auch;
 Mir eckelt vor dem Weitern.

Wie diese Heilandsretter dann
 Ihr schlechtes Muthlein kühlten
 Und mit dem waffenlosen Mann
 Und seiner Ehre spielten;
 Wie sie an Mord und Brand allein
 Durch volle Fässer, Schnaps und Wein
 Und Rausch verhindert wurden.

Und wie zur Kirche sie gebracht
 Gefall'ne wunde Brüder
 Und dort bei Stoff und Spiel gewacht,
 Indes die Kanzel wieder:
 Gehalt von päff'schem Siegeskrän.
 „Wir wollen in die Kirche geh'n —
 Schrie's draußen —; hat's noch Wein dort?“ —

Ja, Wein des Jornes! der ergoß
 Herab sich auf die Zürcher:
 Jetzt gab die Barrabas man los,
 Verbannte brave Bürger.
 Dehlgötzen hob man auf die Stühl';
 Das Leichte stieg, das Schwere fiel,
 Wie sonst auch heutzutage.

Doch schrieb bereits ein Finger hin
 Den neuen Belsazaren
 Sein: „Mene, Tekel, Upharfin“;
 Es bräuen rings Gefahren. —
 Drum wack're Männer hebet hoch
 Die Häupter! glaubt mir, es ist noch
 Nicht aller Tage Abend!

XI.

Sitzig über die Revolution.

1.

Aus Briefen an August Hausrath in Carlsruhe; vom 1. Juli 1839.

. . . Ich danke dir für deine Besorgniß um mich, die, Gott sei Dank! sich mit Grund beschwichtigen läßt. Da man mich im Canton theils nicht kennt, theils nicht haßt, und ich mich nur soviel in den Partheikampf einließ, als meine ganze Stellung erlaubte, so bin ich verhältnißmäßig sehr glimpflich weggekommen. Ein einziges Mal war es so weit, daß ich befahl, die Fensterläden einzuhängen; und ein einziges Mal wurde ich insultirt, als ich mitten durch den dicksten Haufen durchgieng. Meinen Intentionen ließ und läßt man immer mehr Gerechtigkeit wiederfahren; und allerdings, hätte mein Gewissen mir je Vorwürfe in dieser Geschichte gemacht, ich würde in einen grauenvollen Seelenzustand gerathen sein. Ich habe die Revolution gesehen, und will sie so wenig mehr sehen, als den Teufel. Strauß wurde gestürzt durch die erste Auflage seines Buches, (die Pfarrer hatten sich der Kostspieligkeit des Werkes wegen die folgenden nicht angeschafft), durch seinen inde festgestellten bösen Namen, und durch die moralische Schlechtigkeit einiger seiner Hauptvertheidiger. In allem Andern aber hat die Revolution der alten Hefe gegen den neuen Sauerteig völlig fehlgeschlagen.

Deine übrigen Nachrichten haben mich sehr interessirt. Daß Nebenius und Marschall mir ob ea, quae commemoravi, nicht gram sind, freut mich, zunächst für die beiden Herren selbst. . . .

2.

An denselben; vom 10. November 1839.

. . . . Seit 8 Tagen lese ich wieder in alter Ordnung Ich habe die Verhältnisse nicht so schlimm angetroffen, als ich fürchtete; und der Horizont bessert sich zusehends. Der sechste September wird selbst von den Siegern als ein Unglück betrachtet; vielfach wird auf Verschönerung der Gemüther hingewirkt; und von den Pietisten ist als geistliches Mitglied des Kirchenraths nicht Einer durchgesetzt worden. Sie werden von ihrer Verfolgungssucht schon ablassen. Die noch

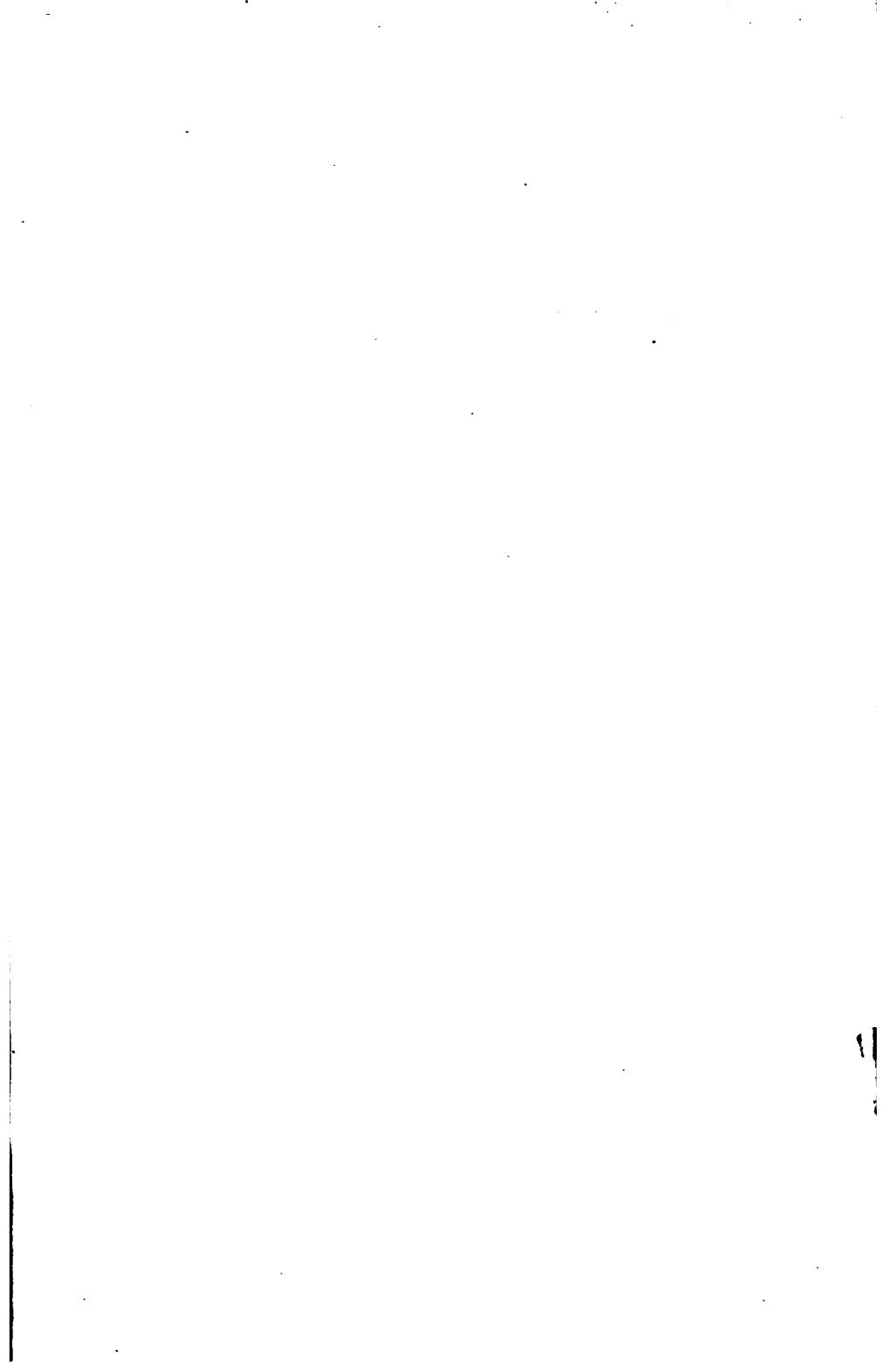
fortwährend erscheinenden Broschüren, Pamphlets u. s. w. sind den Leuten nachgerade auch zur Last geworden und werden nicht mehr gelesen. Dem Motto einer solchen Jammerschrift:

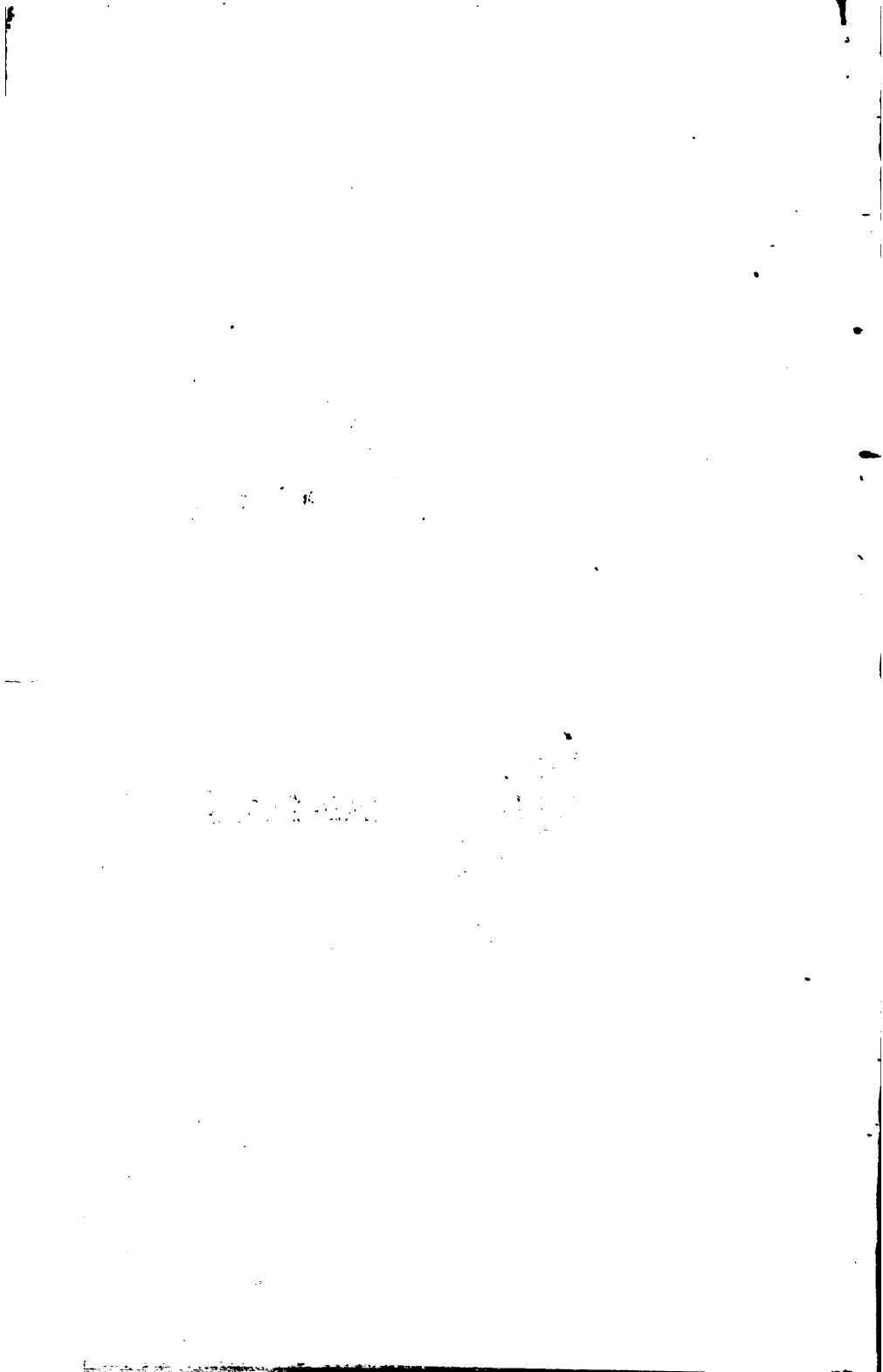
Das Wort sie sollen lassen stahn;
Und keinen Dank dazu haben

hab' ich den Schweif angehängt:

Den bloßen Buchstab' woll'n wir hân;
Der Geist mag fürbaß traben.

Und so setz' ich mich munter über allen unsern Wust hinweg.



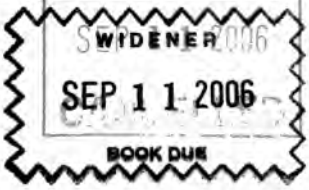



3 2044 051 104 974

WIDENER LIBRARY

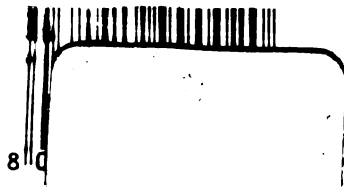
Harvard College, Cambridge, MA 02138: (617) 495-2413

If the item is recalled, the borrower will be notified of the need for an earlier return. (Non-receipt of overdue notices does not exempt the borrower from overdue fines.)



Thank you for helping us to preserve our collection!



C. W. Tre

